



PT 4  
D 37  
V. 76



Felix Schwalbe

A decorative crest featuring a lion rampant, positioned centrally below the name 'Felix Schwalbe'.

M. F.



Der Neue  
Deutsche Merkur

vom Jahre 1801.

---

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

---

Zweiter Band.

---

Weimar <sup>CLP</sup> 1801.

Gedruckt und verlegt bey den Gebrüthern Göttinger.

P 4

D 37

188166

V. 76

Gen. 10-6-37

1-10-28

Der Neue  
Deutsche Merkur.

5. Stück. Mai 1801.

I.

Gedichte.

1.

Stimme der Zeit \*).

Am das hingeschiedne achtzehnte Jahrhundert.

(im Jänner 1801.)

Hinab, Jahrhundert, in die öden Räume  
Der ewig ruhenden Vergangenheit!

\*) Der edle Verfasser dieser 2 Gedichte drückte sich in einem Brief an den Herausgeber d. M. so aus:  
„Wenn die Apokalypse an das 18te Jahrhundert zu düster ist, so bitte ich es dem schrecklichen Uebermaasse von Elend und Tyrannei zuzuschreiben, das in dieser von gutherzigen Menschen bewohnten Gegend, die auch Ihre Jugend blühen sah, jedes Gefühl empören mußte. Gott Lob, daß uns die Götter der Erde endlich

N. L. M. Mai 1801.

X

w. Kärreweyer 1790 Nr. 1

Wohin des Schicksals Hand die kurzen Träume  
Der Sterblichen, und ihre Thaten streut.

Zerronnen sind mit dir die herbsten Leiden,  
Und ihre tausend Stimmen sind verhallt;  
Zerronnen sind auch manche Lebensfreuden,  
Hinabgeschwemmt von deines Stroms Gewalt.

Vom Himmel schien dein Genius zu stammen,  
Verklärt von Tugend, Freiheit, Menschenrecht;  
Ein Licht von Gott schien um ihn her zu flammen,  
Schien zu veredeln, Menschheit, dein Geschlecht.

Es war kein Morgenroth, was ihn verklärte,  
Weh' uns! es war nur kalte Nordlichtspracht;  
Das Licht verschwand, und doppelt schrecklich kehrte  
Zurück der Knechtschaft und des Lasters Nacht.

Er flog dahin; es troffen seine Schwingen  
Von Menschenblut, ihm heulten Seufzer nach;  
Uns ließ er der Verzweiflung Händeringen,  
Des Elends Thränen, und der Ketten Schmach.

Friede gegeben haben! Mag es auch sonst mit uns  
werden, wie es will. Niemand wird seyn, dessen  
Herz nicht in lauten Jubel ausbrechen möchte, wenn  
die letzte Kofarde aus unserm Gesichtskreise ver-  
schwunden seyn wird. Dann gedethen auch wieder  
die Arbeiten der Musen!“



Im Schooß der Alpen, und am Seegestade,  
 Wo, Freiheit, dich die Tugend einst gebar,  
 Lebte jezt das Volk von fremder Dränger Gnade,  
 Und heut besiegt dem Joch den Nacken dar.

Am alten Rheinstrom', und am Donaustrande  
 Bringt jeder Tag des bittern Jammers mehr;  
 Und jeder Tag macht schwerer unsre Bande,  
 Und schrecklicher ihr Klirren um uns her.

Verloren sind der Väter Heldenwerke,  
 Zur Schande glänzt uns ihrer Zeiten Ruhm;  
 Mit dir, o Tugend, floh der Seele Stärke,  
 Die Freiheit floh, der Väter Eigenthum.

Es mögen Andre dich, Jahrhundert, preisen,  
 Du bist für uns nur der Verwünschung werth;  
 Uns wäre glücklicher die Zeit von Eisen,  
 Die rauhe Vorzeit uns zurückgekehrt.

---

## Frühlingslied.

(im März 1801.)

Der holde Frühling kehret wieder,  
 Sein Hauch belebt den Halm der Flur;

Er weckt im Hain der Liebe Lieder,  
Und schmückt mit Blumen die Natur.

Laß selern nach neun Trauerjahren  
Uns, Frühling, deine Wiederkehr!  
Sie ziehen heim, die Bürgerschaaren,  
Das Blut der Brüder fließt nicht mehr.

Es sprossen Blumen, wo sie liegen,  
Auf ihren Gräbern gras't das Wild;  
Die Thränen unsers Harms versiegen,  
Uns ist die Gottheit wieder mild.

Froh führet wieder zum Altare  
Der Bräutigam die junge Braut;  
Die Blume schmückt des Mädchens Haare,  
Und Tanz und Freude jauchzen laut.

Bei froher Arbeit singt der Pflüger;  
Ihm winkt der Aerndte Segen schon;  
Es raubt kein unbarmherz'ger Krieger  
Ihm künftig seines Fleißes Lohn;

Ihn treibt nicht mehr vom eignen Heerde  
Mit Weib und Kindern der Barbar,  
Und wieder sein gehört die Erde,  
Die schon des Vaters Erbtheil war;

Ihn schleppt nicht mehr mit Ross und Wagen  
 Gewalt in ferne Länder hin;  
 Vergangen ist die Zeit der Plagen,  
 Des Lebens Hoffnung wieder grün.

Zwar theuer kauften wir den Frieden;  
 Er löst ein tausendjährig Band,  
 Er hat von Brüdern uns geschieden,  
 Und fremd gemacht ein deutsches Land.

Doch weicht nicht Alles dem Gesichte,  
 Das zürnend uns mit Zwietracht schlug,  
 Durch Selbstsucht blendend unsre Blicke,  
 Und durch des Eigennuzes Trug?

Last schützen uns die engern Gränzen  
 Mit besserer Tugend, weiserem Muth!  
 Dann wird die Zukunft sie ergänzen:  
 Der Völker Loos ist Ebb' und Fluth.

Gunzburg.

Hinsberg.



2.

### I n s c h r i f t e n .

Nach seinen schönsten Idealen  
 Sah die Natur den Mahler mahlen,

Der immer, wenn er mahlt, von ihrer Schönheit  
spricht.

Ich bitte, sagte sie, verschönere mich nicht!

---

Unter dieser Ehrensäule  
Liegt der Göttin Pallas Eule,  
Der den Tod der Tod, einer Freundin gab  
Schab' von ihr das Gold nicht ab!  
Amor grub mit einem Pfeile  
Der Verstorbenen das Grab.

---

Bei Betrachtung der von Schadow, dem Künstler,  
gearbeiteten Bildsäule des Fürsten Leopold von  
Dessau.

Das ist er, hört ich einen Ruf,  
Als Schöpfer Schadow dich erschuf,  
Dich alten teutschen Fürsten! Dich!  
Und sah mich um, und grämte mich,  
Daß du nur Stein warst. Gib ihm Leben,  
O Zeus! rief ich, und laß  
Vor ihm den Menschenhaß,  
Laß, laß ihn zittern und erbeben!

Gleim.

---

3.  
Ewige Jugend.

Wo prangt der Jugend Mutterau  
Mit nimmer weichenden Strahlen?  
An welcher Quelle füllt mit Thau  
Uns Hebe goldene Schalen?  
Wo schmückt sich der Gefilde Schooß  
Mit Blumen ewig wandellos?

Die Jungfrau schreitet stolz daher  
Und lähmt der Zeit nicht die Flügel.  
Bald glüht für sie kein Jüngling mehr,  
Bald stellt ihr strafend der Spiegel  
Berwelkte Wangen, graues Haar  
Und Augen sonder Schimmer dar.

Der Greis hort an der Krücke schwang,  
Wie Bessus, vormal's die Glieder,  
Und mit Orlando's Stärke rang  
Sein Arm die Feinde danieder.  
Sein Auge, nun umstarrt von Nacht,  
Flog glühend durch das Feld der Schlacht.

Seht ihr der Jugend Mutterau,  
Das Land des Schönen und Guten?  
Da tränke uns Hebe mit dem Thau  
Der nie verfliegenden Fluten.

Da grauet keine Dämmerung,  
Da blühen die Blumen ewigung,

O wohl dem Manne, der sie pflückt!  
Er fühlt in sinkenden Tagen  
Die Seele stark und hört entzückt  
Die fromme Nachtigall schlagen.  
Weht, Winde, seinen Staub dahin!  
Ihm bleibt und lohnt ein reiner Sinn.

---

### L e o n o r e.

Ein Hüttchen hatte Gustav schon  
Für seine Braut erwählt.  
Er träumte lieblich: „Um den Heerd  
Hüpfst sie, wenn Filomele lehrt,  
Dem Trauten anvermählt.“

Da theilt sie gern an seiner Brust  
Des Lebens Glück und Leid,  
Und ihre fromme Thräne schmückt,  
Wann spät sein Engel ihn entrückt,  
Des Trauten Schlummerkleid.“

Berschmähte Hütte! Gustav schaut  
Dich nach des Tages Mühn.  
Wer harret bei deinem Pfortchen sein?

Nie wird von deines Heerdes Schein  
Leonorens Wange glühn.

Mit süßen Worten raubte sie  
Ein fremder Jüngling dir;  
„Ruh, Mägdelein, ruh' in meinem Arm!  
In Gustavs Hütte wohnt der Harm;  
Doch steht er meine Thür.“

Drei Pappeln lehnen hoch und schlank  
Sich nachbarlich an sie;  
Da sey des Feierabends Ruh,  
Um Park und Schloß beneidest du  
Die Königin dort nie.“

Wollt ihr das Hüttchen schaun, das ihr  
Der fremde Jüngling gab?  
An Agatha's Kapelle stehn  
Drei Pappeln hoch und schlank. Sie wehn  
Um Leonorens Grab.

Freudentheil.

## Rückkehr in meine Hütte.

Nach dem Französischen des Bürger Carnot \*).

O Hütte! deren Wiedersehen

Das Auge mir mit Thränen näßt;

Die nichts, was Geist und Herz verschmähen,

Nur was sie reizt, mich finden läßt:

An deinem stillen Herde thronet

Noch alte biedre Traulichkeit;

Dein niedriges Halmendach bewohnet

Noch stets die Unschuld goldner Zeit.

\*) Das ungemein naive und herzliche Original steht unter dem Artikel: Carnot in D. C. Poffelts Europ. Annalen, Jahrg. 1800. St. 3. S. 259 u. 260. Dasselbst heißt es auch: Carnot habe dieß Lied eben damals verfaßt, als er den festen Vorsatz hatte, bei der nächsten Ziehung aus dem Direktorium zu treten, und sich auf sein kleines Pachtgut bei Montditiere zurückzuziehen. Um diese Zeit soll es auch in einem Theaterstücke zu Paris erschienen seyn; wobei aber nur wenige vertraute Freunde Carnots wußten, daß er der Verfasser dieser eingeschalteten Ariette sey. Wenigstens athmet darin eine sanfte und beitere, nur dem reinen Menschengefühle und der schönen Natur anhängliche Seele, die bei Ungerechtigkeit und Verfolgung, wie jedes verkante große und edle Gemüth, ihren Trost und ihre Ruhe in einer holden ländlichen Einöde und in der Lauterkeit ihrer Gesinnungen findet.



Euch, stolze Wünsche, will ich meiden;  
 Euch scheut das zarte Grün der Flur.  
 Hier such' ich keine andern Freuden,  
 Als die der Einsalt und Natur.  
 Komm, nimm mich auf in deine Mitte,  
 Du jugendliches Hirtenpaar!  
 Mit dir folg' ich der Schäfersitte,  
 Die unsrer Väter Zierde war.

Beim Klang von euren Feldschallmeyern  
 Kehrt Fried' in meinen Busen ein;  
 Bei euren kleinen Gastereten  
 Will ich vergnügt und glücklich seyn.  
 O Einsalt! du mein Wohlbehagen!  
 O du der Unschuld süßes Glück!  
 Du gibst in meinen alten Tagen  
 Noch meine Jugend mir zurück.

Wien.

Gottlieb Leon.

## P r o l o g

zu der neuen Ausgabe der Heliobora \*).

Der Schlummer bindet meine Augenlieder;  
 Die Hügelwand ist mir das weiche Kissen,  
 Gewölbet über mir der weiße Flieder  
 Und Rosen, deren Knospen sich erschließen.  
 Ein frischer Wind streut Blüten auf mich nieder,  
 Die, bunt gemischt, die helle Luft durchfließen:  
 Da strahlt es her von Jubbos goldnen Thoren,  
 Und Müdigkeit und Schlummer sind verloren.

Noch lag ich still, und schaute, fast verblendet,  
 Am Morgenthor das zitternde Gebilde;  
 Doch als ich kaum den trunkenen Blick gewendet,  
 Erhob' aus Nebeldust auf dem Gefilde  
 Sich eine Lichtgestalt. Ihr Auge sendet  
 Mir einen Blick, voll Liebeswärm' und Milde;  
 Von ihren Armen ward ich dann umwunden,  
 Und froh entrückt in jene Wehestunden:

In jene Stunden, wo von Helioboren  
 Ein liebes Bild der Dämmerung entwich;

\*) Die im Laufe dieses Jahres erscheinen wird.

In jene Stunden, wo zu meinen Ohren  
 Der leise Ton der fremden Laute schlich.  
 Sey mir begrüßt! Du warst mir nicht verloren,  
 Denn noch umfängt mein Herz mit Liebe dich.  
 Sey mir begrüßt nach kurzen Trennungstagen,  
 Und löse schnell die ungeduld'gen Fragen.

„Raum war ich schüchtern deinem Arm entflohen,  
 „Und fortgerissen von des Markts Gedränge,  
 „Da lauerten die Räuber schon, die Rohen,  
 „Und schleppten mich in ihre finstern Gänge.  
 „Erfüllt von träger Habsucht, ist dem hohen  
 „Gebot des Rechts die niedre Brust zu enge;  
 „Und dies Gebot, vor dem sich Edle neigen,  
 „Sie schmähn es frech, weil die Gerichte schweigen.

„Doch traure nicht! Wo keine Räuber wohnen,  
 „Hat meine Fahrt ein heller Stern geleitet;  
 „Und von den Freunden, welche liebend schonen,  
 „Hat mancher gern den fremden Gast begleitet.“  
 So lebe fort in diesen heitern Zonen!  
 Ich rief es laut, die Arme ausgebreitet:  
 Und, um der edlen Freunde werth zu scheinen,  
 Soll neue Lieb' und Sorge sich vereinen.

Drum magst du erst in deiner Heimath weilen,  
 Noch durch der Bildung strenge Schule gehn;  
 Wirst mit Geschwistern meine Liebe theilen,  
 Doch soll mein Auge wachend auf dich sehn.

Und mögen, wenn du wieder mußt entleihen,  
 Von Räubern fern, dir milde Lüfte wehn,  
 Und tausend neue Freunde dich begrüßen,  
 Die an der Aken schönen Bund sich schließen.

\* \*

## II.

## K ü n s t e.

Ueber zwei Landschaften von Smelin.

Hic ver adfiduum, atque alienis mensibus aestas,  
 Bis gravidæ pecudes, bis pomis utilis arbor.

Virg. Georg. II. 149. 150.

Hier ist ewiger Lenz, und in fremden Monden der  
 Sommer;

Zweimal tragendes Vieh, zweimal auch ergiebig der  
 Obstbaum.

Nach der W o s s i s c h e n Uebersetzung.

Unter den neuern Werken deutscher Kupferstechers  
 kunst, welche den Verfertigern selbst und ihrem Va-  
 terlande zur größten Ehre gereichen, nehmen zwei

Blätter unsers Wilhelm Friedrich Smelin mit Recht eine der ersten Stellen ein. Dieser treffliche Künstler, welcher allen seinen Landschaften neben dem Werthe des Malerischen auch noch den der antiquarischen Wichtigkeit zu geben bemüht ist, hat die Zahl seiner Meisterwerke mit zwei an Ort und Stelle von ihm selbst aufgenommenen Ansichten des Lago Albano bei Rom und des Mare morto bei Neapel vermehrt. Diese beiden Stücke können sich nicht nur in jeder Hinsicht mit den vorzüglichsten sowohl in als ausländischen Kunstwerken dieser Art messen, sondern sie übertreffen in Wahrheit bei weitem die meisten derselben. Kaum lassen sie dem Kenner wie dem Dilettanten etwas zu wünschen übrig. Schon die Wahl des Standpunkts, aus welchem jene Gegenden gezeichnet sind, verrathen den einsichtsvollen mit Ueberlegung wählenden Künstler, dem es hier nicht blos um Vergnügung, sondern auch um Belehrung, nicht blos darum zu thun war, den Liebhaber reizender Ansichten zu ergötzen, sondern auch den Alterthumsforscher zu befriedigen, welchen jene Gegenden vornemlich wegen der merkwürdigen Ueberbleibsel der Vorwelt interessiren, die dort noch zerstreut umher liegen und so oft ältern und neuern Dichtern Stoff zu bald lieblichen bald erhabenen Gesängen dargeboten haben. Diese stellen sich denn auch auf beiden Blättern dem Auge des Betrachters in der Nähe und in der Ferne dar.

N. L. M. Mai. 1801.

W

Was die Kunst anlangt, so kann man sagen, Hr. Gmelin habe fast das Unmögliche geleistet. In Ansehung der gemeinen sowohl als der Luft-Perspektive ist dem geübtesten Auge vollkommen Genüge gethan. Der Baumschlag ist locker, mit der angenehmsten Leichtigkeit und Ungezwungenheit ausgeführt, und, wo es die Natur erforderte, kraftvoll, auch den verschiedenen Arten von Bäumen und Sträuchern, welche vorgestellt werden sollten, durchaus angemessen. Die Behandlung der Luft ist meisterhaft, besonders bei dem zweiten Stück, wo die vielen dem Künstler sich entgegen stellenden Schwierigkeiten glücklich überwunden sind. Licht und Schatten sind mit der tiefsten Kenntniß vertheilt, und das Ganze hat eine so herrliche, dem Auge schmeichelnde Haltung, daß dieses mit Wollust darauf verweilt, und, sich dem genußvollen Eindruck überlassend, kaum seinen Blick davon abwenden kann. Kurz, diese schätzbaren Blätter hat Hr. Gmelin mit seinem schon an seinen frühern Arbeiten bewunderten Grabstichel so kräftig und doch so reich, so bestimmt und doch so verschmolzen, so fleißig und doch so malerisch, je nachdem die verschiedenen Gegenstände diese oder jene Behandlung erheischten, dargestellt, daß sie den schönsten Beweis geben, daß der Grabstichel mit Hülfe der Nadel, von der Hand des Genies geführt, bei Landschaften (Nachtstücke ausgenommen, für die sich die Aquatinta-Manier besser schickt) die größte Wirkung hervorzubringen vermag,

und der sonst gewöhnlich bemerkbaren Härte sehr wohl auszuweichen weiß.

Ich gehe nun zur Anzeige der auf diesen Blättern vorgestellten Merkwürdigkeiten über, um den Leser dieser Zeitschrift, welcher es bis jetzt unterlassen haben sollte, mit jenen Triumpfstücken des wackern Künstlers seine Sammlung zu schmücken, zu bewegen, sich diesen herrlichen Genuß nicht länger zu versagen.

## 1.

## Der See von Albano bei Rom.

Er ist mit seinen Umgebungen von der Nordwestseite aufgenommen. Den Vordergrund macht der unweit des Gestades hinlaufende Weg aus, geziert mit majestätischen Eichen, von denen die größte linker Hand das Blatt begrenzt. Neben derselben, an ein Felsenstück gelehnt, sitzt ein Zeichner, im Begriff die erhabene Gegend auf sein Papier zu zaubern. Ein alter Mann in Mönchskleidung, der einen beladenen Esel vor sich her treibt, bleibt bei ihm stehen und scheint sich mit ihm wegen seiner Zeichnung zu unterhalten, auf welche er mit der rechten Hand deutet; und an dieser Figur möchte ein Tadellustiger wohl nicht mit Unrecht etwas steifes, hölzernes anzusehen finden — der einzige Vorwurf, der dem Künstler mit

Grund gemacht werden kann. Die übrigen Figuren sind ungleich besser. Ein ländlicher Römer ist mit seinem jungen Weibe, das einen Säugling in ihren Armen hält, und einem Knaben, der mit einem erhaschten Vogel seinen Nestern freudig naheilt, auf dem Wege nach dem Castel Gandolfo zu begriffen. Ungefähr in der Mitte des Vordergrundes, weiter nach dem Seeufer hin, erhebt sich eine treffliche Gruppe von noch 5 oder 6 Eichen. Von der Abendsonne erhält die ganze Landschaft ihre unvergleichliche Beleuchtung.

Verfolgt man die Gegenstände weiter von der Linken zur Rechten, so erblickt man zuerst unten am See den berühmten Kanal Emissarius, der im J. R. 358 bei der Belagerung von Besi auf den Ausspruch des Delfischen Orakels angelegt ward \*); er ist durch den Berg gehauen, anderthalb Miglien lang und liegt in einer Tiefe von 300 Palmen; das Wasser ergießt sich südlich über die Ebene in das Meer. Auf der Anhöhe ist das päpstliche Lustschloß Castel Gandolfo, wo ehemals Domizian, dessen Villa sich bis an das Ufer des Sees erstreckte, prächtige Seegefechte veranstaltete. Hinter demselben, mehr nach der rechten Seite, tritt Rom hervor, in vollem Glanze der Abendsonne, aber freilich der großen Entfernung wes-

\*) Liv. V. 16.



gen nur undeutlich. An der andern Seite des Amphitheaters liegt Rocca di Papa, das alte Forum Popilii, und noch jetzt Foro Popolo genannt; auf einer Anhöhe dabei stand eine Besse zur Vertheidigung gegen Feinde, und nahe davor nördlich stößt eine Ebene, wo Hannibal mit seiner Armee gelagert war, und die noch gegenwärtig mit dem Namen il campo di Annibale belegt wird. Palazzola endlich erscheint noch weiter rechts, wo das vom Ascanius \*) erbaute und unter Tullus Hostilius \*\*) bis auf den Tempel wieder zerstörte Albalonga lag. Den Horizont begrenzen die Berge von Biterbo, der schneereiche, dem Apollo geheiligte Soracte \*\*\*) die Sabiner Gebürge und der bei Palazzola liegende M. Cavo, vormals als Mons Albanus bekannt und berühmt durch die feriae latinae, welche auf demselben gefeiert wurden, wie durch den Tempel des Jupiter Latiaris oder Laziaris, welchen

\*) Virg. Aen. III. 389. VIII. 42. etc.

\*\*) Liv. I. 35.

\*\*\*) Horat. Od. I. 9.

Vides ut alta stet nive candidum  
Soracte.

Virg. Aen. XI. 785.

Summa deum, sancti custos Soractis Apollo.

Und die Stelle beim Plin. hist. nat. VII. 2.

Tarquinius Superbus erbaute \*). Rings um den See, an den Ufern desselben, besonders unterhalb Castel Gandolfo, sind noch eine Menge Ueberbleibsel von Alterthümern zu sehen, die zum Theil von Piranesi in s. Antichità di Albano e di Castello abgebildet sind.

## 2.

## Das Mare morte bei Neapel.

Hr. Smelin stellt uns hier eine Gegend vor Augen, die trotz den mannigfaltigen Verheerungen, welche ihr durch erzürnte Vulkane und verschlingende Erde beben nach und nach bereitet worden sind, noch jetzt unter die schönsten und angenehmsten der Erde gezählt werden kann. Hier an den Ufern des Mare morte sehen wir einen Theil jener elyrischen Gefilde des glücklichen Campaniens, welche den Alten, Dichtern und Geschichtschreibern, zu begeisterten Schilderungen so reichliche Veranlassung gaben. Wem sind sie nicht bekannt aus den Gesängen eines Horaz und Virgil, welcher letztere den Aufenthalt um und in Neapel so sehr geliebt hatte, daß Augustus selbst die Asche des göttlichen Sängers dadurch noch zu ehren glaubte, daß er sie von Brundis dahin bringen ließ. Welcher Leser der Alten

\*) Liv. XXI. 63. XXII. 1.

kennt sie ferner nicht aus dem Juvenal, Marzial, Silius Italicus, Publ. Papinius Statius, Florus, Seneca, Cicero, Plinius, Strabo, Polybius? Wer hat endlich des gefühlvollen Sannazars Gedichte voll Zartfönn und Erhabenheit gelesen, ohne begierig zu werden nach anschaulicher Kenntniß jener entzückenden Fluren? Die größten Männer Roms, zur Zeit der Republik und unter den Kaisern, wetteiferten mit einander in der Leidenschaft, einen Erdstrich, den die wohlthätigsten Gottheiten, Ceres, Bacchus und Venus bebaut hatten, mit prächtigen Landhäusern gleichsam zu besäen. Lucullus hatte deren drei an verschiedenen Orten \*); und aus den Briefen des Cicero an den Atticus, wo er von seinen Puteolanis et Cumanis regnis spricht, weiß man, daß selbst der Stoiker sich nicht mit Einer Villa begnügte.

- Wem das ungünstige Schicksal versagte, diese hochgepriesenen Stätten zu schauen, welche jene edlen Lieblinge Augustus in ihrem Schooße wiegten und sie zu Gefängnissen entflammten, die stets einen großen Theil des Lebensgenusses eines Mannes von gebilde-

\*) Eines auf dem Vorgebirge Posilippo, ein anderes bei dem See Agnano, welchem der See selbst zum Fischbehälter diente; und das dritte am Vorgebirge Miseno.

tem Geschmacke ausmachen, der wird wohl nicht die Gelegenheit vorbeigehen lassen, durch den Anblick guter Abbildungen sich einigermaßen schadlos zu halten. So trete er denn mit mir vor dieses Blatt und übersehe das herrliche Amfiteater so mannigfaltiger Gegenstände, welche eine Meisterhand vor unsern Augen ausgebreitet hat.

Die Landschaft ist von der Nord-Ostseite gezeichnet und erhält ihre Beleuchtung von den Stralen der aufgehenden Morgensonne, welche noch nicht völlig hinter den Gebirgen von Castellamare hervorgetreten ist. Gewiß hat der Künstler auch in diesem Stück sehr glücklich gewählt. Die feierliche Stille des anbrechenden Tages, das erhabene Schauspiel der erwachenden Schöpfung, schickt sich trefflich zu dem ganzen Lokale. Den Vorgrund beschatteten Pappeln, Mandelbäume, Hängebirken, Thranenweiden; vor allen aber ragt eine lustige Palme \*) (Phoenix dactylifera, Lin.) hervor, von ausnehmender perspektivischer Wirkung. Links erblickt man Ruinen, welche mehrere an einander stoßende nach dem See zu abwärts laufende Grotten bilden, die mit allerhand Gesträuch überwachsen sind; wahrscheinlich die Fortsetzung ganzer Straßen von Gräbern, welche sich am Abhange der sogenannten elysäischen Felder längs dem Ufer

\*) Ardua palma, Virg.

befinden. Vor einer solchen Grotte sitzt eine weibliche Figur, über sich einen Mantel geschlagen, und hält zwei kleine Kinder im Schooße; dies sind die einzigen Figuren, mit denen die Landschaft staffirt ist.

Wenn das Auge des Betrachters dieses Blattes wieder wie bei dem vorhergehenden sich von der Linken zur Rechten fortwendet, so erblickt es die Gegenstände in folgender Ordnung:

Zuerst die schon erwähnten Elysäischen Felder. Nimmt man an, daß Homer die elyrische Flur in dieser Gegend gedacht habe, so paßt wenigstens die Beschreibung, die er uns davon hinterlassen hat, auch jetzt noch auf diese zauberischen Gefilde:

Dort ist kein Schnee, kein Winterorkan, kein giesender Regen;

Ewig wehn die Gefäusel des leiseathmenden Westes,

Welche der Ozean sendet, die Menschen sanft zu fühlen \*).

Allein davon, daß man auch Virgils Elysium \*\*) hier zu suchen habe, kann natürlich gar nicht die Rede

\*) Odyssee IV. 566. nach der ältern Vossischen Uebersetzung.

\*\*) Aen. VI. 638 et sq.

de seyn, weil dieser sich dasselbe nicht auf, sondern unter der Erde dachte.

Hinter diesen liegt Bauli, wo, der Fabel nach, Herkules die dem Geryon geraubten Rinder untergebracht haben soll \*). Nahe dabei, am Golf von Bajä, zeigt man das Grabmal der auf Befehl ihres Sohnes Nero getödteten Agrippina \*\*). Allein es ist bekannt, daß die ganze Ruine mehr das Ansehen eines Theaters als eines Grabmals hat. — Ferner die Leucogarischen Hügel, jetzt Solfatarara genannt \*\*\*), merkwürdig wegen ihrer heißen Wasser und sonderbaren vulkanischen Erzeugnisse. Gerade vor sich erblickt man den Hafen von Miseno, wo eben Plinius der Aeltere mit der ihm untergebenen Flotte lag, als jener berühmte Ausbruch des Vesuvus am 24sten August 79 die Städte Herculanium, Pompeji und Stabia verschüttete und dem wißbegierigen Römer das Leben kostete \*\*\*\*). In dem nahegelegenen Meerbusen von Puteoli, jetzt

\*) Daher dieser Ort beim Silius Italicus Herculeos Baulos heißt.

\*\*\*) Tacit. Annal. XIV. 4.

\*\*\*\*) Das forum Vulcani des Strabo. Plin. hist. nat. XXXV. 50.

\*\*\*\*\*) Plin. epist. VI. 16. et 20. ad Tacit.

Puzzuolo, war es, wo Kaligula jene berühmte Schiffbrücke in einer Länge von 3600 Schritten bauen ließ, um über diesen Golf von Bajä bis Puteoli im Triumph zu Wagen ziehen zu können\*). Den Ueberbleibseln des Puteolanischen Hafens ward in der Folge jene Benennung, Brücke des Kaligula, fälschlich beigelegt. Hierauf zeigt sich die von Sannazar besungene kleine Insel Nisida, und hinter dieser das Vorgebirge von Posilippo mit seinen reizenden Gestaden. Von diesem Feenlande, das sich eines ewigen Frühlings erfreut, sagt daher auch Sannazar: „es sey ein Stück vom Himmel, das auf die Erde gefallen\*\*).“ Ueber jener berühmten Grotte, durch welche ein Weg läuft, der nach Puzzuolo führt, ist, dem Bericht des Grammatikers Aelius Donatus zufolge, das Grabmal des Virgil; nebst ihm fand es auch Statius, ein geborner Neapolitaner, daselbst, und sagt von sich: daß er bei demselben Feuer für den Geist seiner Dichtkunst sammle\*\*\*). Nicht weit davon deckt bekanntlich ein anderes Grabmal Sannazars heilige Asche. Dies

\*) Sueton. in vita Calig. 19.

\*\*\*) Un pezzo di cielo caduto in terra.

\*\*\*)) . . . . . Maronei sedens in margine templi  
Sumo animum ac magni tumulis accanto ma-  
gistri.

se nachbarliche Lage beider Gräber gab dem Kardinal Bembo die Idee zu nachstehendem artigen Distichon:

Dat sacro cineri flores hic ille Maroni  
Sincerus \*) musa proximus ut tumulo.

In derselben Gegend, unfern einer Bucht, die den Namen Mare piano führt, lag die Villa des Vespius Pallio. Noch sind einige Rudera von dem Fischteiche vorhanden, wo er seinen Muränen verurtheilte Sklaven als Futter vorwerfen ließ. Weiters hin erscheinen die Ruinen von Torre del Greco, welcher Ort im Jahr 1794 von den Lavaströmen gänzlich verwüstet wurde. Rechts endlich liegen die Ruinen der alten Stadt Misenum, am Fuße des Vorgebirges gleiches Namens, welches, wie man weiß, seine Benennung von dem Misenus, dem Trommetenbläser des Aeneas, welcher hier begraben seyn soll, erhalten hat \*\*).

\*) So nannte sich Sannazar in seinen Gedichten.

\*\*\*) At pius Aeneas ingenti mole sepulcrum  
Imponit, suaque arma viro, remumque tubam-  
que

Monte sub aërio; qui nunc Misenus ab illo  
Dicitur, aeternumque tenet per saecula nomen.

Virg.

Virg. Aen. VI. 232-236.



Bemerkenswerth sind in der umliegenden Gegend die Ruinen eines Theaters und zweier Tempel, die *Viscina mirabile* und die *Grotta Dragonara*. Den Horizont begrenzen der Berg von *Camaldoli*, von wo man die herrlichste weitrumsfassendste Aussicht hat, und die *Fleggräischen Felder*, alle Inseln und Seen des Neapolitanischen und Puzzulanschen Meerbusens übersieht; ferner die *Apenninen*, der dampfende *Vesuv*, die Gebirge von *Castellarmare*, (wo vielleicht vordem das alte *Stabiä* lag) *Vico*, *Sorrente* und *Massa*.

Hiermit endige ich die Beschreibung dieser beiden preiswürdigen Kupferstiche und habe meinen Endzweck erreicht, wenn *Sammler* und *Besitzer* der Kunst und *Alterthümer* durch dieselbe gereizt werden, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß das, was ich hier zum Ruhme derselben gesagt habe, keineswegs übertrieben ist, und wenn sie durch Anschaffung derselben den Künstler selbst wie den uneigennütigen *Verleger* ermuntern, in ihrem *Esser* für die *Ehre* deutscher Kunst nach wie vor rühmlichst fortzufahren.

Beide Blätter sind im J. 1799 in der Kunsthandlung des um die *Beförderung* unserer vaterländischen Kunst hochverdienten Herrn *Frauenholz* in *Nürnberg* herausgekommen, und er hat beide dem *Kurfürsten* von *Pfalzbaiern* gewidmet. Sie kosten zusammen

nicht mehr als 2 Karolins oder 22 fl. Rhein., ein gewiß sehr mäßiger Preis. Abdrücke aus dem ersten Hundert werden mit 33 fl. und vor der Schrift mit 44 fl. bezahlt. Nebenbei erhält man noch beide Gesenden auf einem Blatt in bloßen Umrissen mit einer, wiewohl nur sehr flüchtigen Erklärung.

Häfeli.

III.

Denkmal der Wahrheit

auf

Johann Kaspar Lavater,

von

Karl Ludwig von Haller.

(Fortsetzung.)

Allein glänzender als in allen diesen theologischen Äußerungen war Lavaters Verdienst als Seelsorger, und als Vorsteher einer aus mehr als 5000 Seelen bestehenden Christengemeinde. Da bewunderte man

seine Pflichttreue, seine Gewissenhaftigkeit, seinen liebevollen Eifer, seine unerschöpfliche Thätigkeit. Er nannte sein Amt ein heiliges Amt, und hat es auch in diesem Geiste erfüllt. Zu seiner zahlreichen und kultivirten Gemeinde hatte er eine Liebe, der er alles aufzuopfern im Stande gewesen wäre, und erfuhr auch von ihr eine Gegenliebe, die sich während beinahe 40 Jahren ununterbrochen erhalten hat und noch nach seinem Tode fortbauert. Manchen vortheilshafter Ruf hat er wegen ihr ausgeschlagen; in Gefahren verließ er sie nie, und mit dem Tode auf der Brust hielt er noch wenige Monate vor seinem Hinscheiden eine so rührende letzte Anrede an dieselbe, daß alle Zuhörer dabei in Thränen zerfloßen. Bei einer erstauenswürdigen anderweitigen Beschäftigung wurde gleichwohl nicht die geringste Berufspflicht von ihm vernachlässiget. Im Kirchenrath bewunderte man sein richtiges Urtheil, viele schwierige Geschäfte wurden ihm übertragen, und wo immer Friede zu stiften, streitige Landleute zu vereinigen waren u. dgl. da wurde fast allemal Lavater dazu auserkoren. Als vor der Raubsucht oder der Dogmatik der Revolution, auch die Armenanstalten Gefahr liefen, zertrümmert zu werden, wußte Lavater blitzschnell, und zwar in einem Zeitpunkt, wo alles durch Schrecken gelähmt war, die Vorsteherschaft der Gemeinde zu organisiren und dadurch jenem Unglück zuvorzukommen. Ihm wurde noch zwei Jahre hernach das öffentliche Zeugniß gege-

ben, daß wenn in dieser Kirchengemeinde etwas neues Nütliches eingeführt, altes Gute beibehalten, ihre gänzliche Auslöschung verhindert worden, solches allein dem vorleuchtenden Beispiel von Lavater zu verdanken sey, der alles mit seinem Muth und mit seiner Standhaftigkeit belebte \*). Seine Predigten, die meist ex tempore oder aus der bloßen Analysis gehalten wurden, waren nicht nur voll eindringender Heftigkeit sowohl in Sprache als in der Modulation der Stimme, sondern allemal nach den Zeitbedürfnissen auf moralische Zwecke gerichtet, und der Fülle einer anafektirten natürlichen Beredsamkeit unbeschadet, war gleichwohl in denselben ein durchdachter Zusammenhang und eine strenge, sogar in Rücksicht auf die Proportion der Theile gezügelter Ordnung nicht zu verkennen. Was aber Lavater in dem weiten Kreise seiner Wirksamkeit den Dürstigen, den Kranken, den Leidenden und Sterbenden gewesen, das vermag keiner seiner Biographen zu beschreiben; aber geräuschlos und im Stillen werden ihm noch lange Zeit von Hohen und Niedrigen tausend Thränen des Danks und der Verehrung gezollt werden. Begegnete ein Unglück in der Stadt, so ward Lavater berufen, oder er eilte

\*) S. Hirzels Anrede an die Petrinische Kirchengemeinde bei der Erwählung von Lavaters Nachfolger — in den Blümchen auf Lavaters Grab. Zürich 1801.

selbst zum Trost und zur Hilfe hin. Wusste einer sich nicht mehr zu helfen, verzweifelte er an göttlichem und menschlichem Schutze, ward er von Unruhen und Besorgnissen geängstigt, so nahm er zu Lavater seine Zuflucht, der allemal Rath und Hilfe entweder selbst gab oder sonst zu verschaffen wusste. Ueberzeugt, daß der flüchtige oder bald vergehne Jugend-Unterricht und die öffentlichen kirchlichen Zusammenkünfte nicht hinreichen, die Menschheit in guten Gesinnungen und Entschlüssen zu stärken und fest zu erhalten, schränkte Lavater den Zweck seines Berufs freilich nicht bloß auf die buchstäbliche Erfüllung seiner Amtspflichten ein, sondern benutzte sein ganzes Leben, alle seine freundschaftlichen Verhältnisse, um überall, wo sich die Gelegenheit darbot, ein Lehrer und Beförderer des Guten zu seyn. Aber nur niedrige Bosheit, die an keine Keinheit des Herzens glaubt, kann das Vertrauen, das er nicht suchte, und das ihm gleichwohl von Tausenden geschenkt ward, weil seine Redlichkeit es verdiente, als ein Mittel darstellen wollen, um sich seiner Glaubenskinder zu bemächtigen, und ihnen ihre Geheimnisse abzulocken, oder in das Innerste ganzer Familien eingeweiht zu werden. Lavater war zu offen und gerade um die Menschen durch dergleichen Mittel an ihn zu verstricken und sich ihnen unentbehrlich zu machen; er hatte nichts geheimes, nichts schwärmerisches, nichts vor Gott oder vor menschlichen Gesetzen unerlaubtes, was

er im Dunkeln zu befördern suchte, sondern seine Liebe verfolgte gar keinen andern Zweck, als unmittelbar denjenigen Gutes zu thun, die ihn mit ihrem Zutrauen beehrten. Als moralischer Seelenarzt (ein erhabener Beruf, der gewiß nicht so entbehrlich ist) mußte er ja wohl auch die geheimen Gemüthskrankheiten kennen, und um z. B. in einer Familie Frieden zu stiften, wird der Seelsorger wohl in die Ursachen des Zwistes eingeweiht werden müssen. Seinen Besuchen aber, seinem belebenden und immer zu allem Guten ermunternden Umgang, seinen freundschaftlichen immerhin mit eindringender Wärme gegebenen Råthen, Zusprüchen und Ermahnungen, verdankte man, wie selbst seine Feinde oder Scheinfreunde gestehen, zahllose gute Entschlüsse, edle und gemeinnützige Thaten, Beiträge für geheime Dürftigkeit und verborgene Leiden, großherzige Ausöhnungen, reichliche Hülfleistungen an verkanntes darbedendes Verdienst u. s. w.; ihm ist vielleicht größtentheils die Erhaltung der Gutherzigkeit und Wohlthätigkeit zuzuschreiben, durch welche sich die Stadt Zürich beständig vor so vielen andern ausgezeichnet hat, und zwar in einer Zeit, wo man sonst für überflüssige oder verderbliche Dinge immer genug und für Ausgaben der Pflicht oder der Menschlichkeit immer zu wenig besitz. Dabei hat sich aber niemand je über Zudringlichkeit von Seiten Lavaters beschwert, vielmehr hörte ich manche klagen, daß man ihn so selten und nie ungerufen

zu sehen bekomme; niemand hatte sich über Unbescheidenheit von seiner Seite zu beschweren, und wenn er je etwas bekannt machte, was er durch Briefwechsel oder sonst vernommen hatte, so war es immer das Gute und nie das Böse. Aus eben diesem Pflichts-trieb nach moralischer Wirksamkeit, zumal in dem Kreise seiner Vaterstadt, flossen auch die verschiedenen Erbauungsbücher, wo er die religiösen Lehren und Pflichten für jedes Alter und jeden Stand kurz und eindringend zusammenstellte, und der Fassungskraft derer, für die sie bestimmt waren, anzupappen suchte; Bücher, die vielleicht im Verborgenen mehr Gutes, als man glauben möchte, gestiftet haben, die aus dem Gesichtspunkt ihres unmittelbaren Zweckes betrachtet werden müssen, und die er drucken ließ, nicht um in der gelehrten Welt zu glänzen, noch um reichliche Honoraria zu erhalten, oder in Journalen gepriesen zu werden, sondern um das, was von ihm gefodert wurde, und was die mündliche Lehre nicht so leicht noch so weit verbreiten konnte, zum Gebrauche derer, die es nöthig hatten, zu vervielfältigen. Aus den Sitten- sprüchen, Denkblättern, kleinen Briefchen, Gedichten u. s. w., die man auch noch gar zum Gegenstand des Spottes nehmen zu müssen glaubte, hat sich endlich gewiß niemand weniger als Lavater ein Verdienst gemacht. Er drang sie niemanden auf und gab sie niemanden als denen, die ihn darum als ein Zeichen seines Andenkens ersuchten, denn dafür mußte er

zu streng mit der köstlichen Zeit Haus zu halten. Uebrigens enthielten sie keine Schmeicheleien, keine Oden und Lobgedichte, wodurch er Pensionen oder Gratifikationen zu erschleichen, keine Orakelsprüche mit mysteriösen Formeln, wodurch er sich das Ansehen eines Weisen zu geben, keine giftigen oder spöttischen Epigramme, wodurch er die müßige Welt zu belustigen, oder wie etwa die Französische Schöngeister, an die Tafel der Großen gezogen zu werden suchte; seine flüchtige wie seine durchdachtere Muse war immer nur der ernstern Pflicht gewidmet. Es wird zwar niemand jene, wiewohl unschuldige und Lavatern eigene Gewohnheit als eine vorzügliche Eigenschaft zur Nachahmung aufstellen wollen, diejenigen allein mögen sie befolgen, die das Talent dazu haben, und denen ihre Lage und Verhältnisse sie, wie Lavatern, zur Nothwendigkeit machen; aber es ist wahrlich ein erbärmlicher Witz, darinn eine Aehnlichkeit mit jenen Orakels Versen einer kumanischen Sybille finden zu wollen. Lavater schrieb viele tausend Briefe auf kleine dafür eingerichtete Blätter und schob sie in bereits dafür gefertigte Kouverts ein, darum weil ihm diese Methode, bei seiner ausgedehnten Korrespondenz und seinen zahlreichen anderweitigen Beschäftigungen, unendlich viel Zeit und Mühe ersparte. Seine Zirkular-Briefe hatten die nemliche Veranlassung und Absicht, sie empfahlen immer irgend eine gute Handlung, einen Gegenstand der Wohlthätigkeit, der



Pflicht \*), ein darbenendes oder verkanntes Verdienst; seine freundschaftlichen Denkblätter, Sinnsprüche u. s. w. enthielten allemal eine nützliche mit Geschmack und Herzensgüte auf die Person, an die sie gerichtet waren, angewandte Lehre; sie hatten wenigstens den Vortheil, eine moralische Pflicht kurz ins Gedächtniß zu fassen, durch den täglichen Anblick beständig daran zu erinnern, und weil sie von der Hand eines verehrten und hochgeschätzten Freundes herkam, lebendiger als sonst in die Seele zu dringen. Wahrlich diejenigen, welche über dergleichen wiewohl klein scheinende Mittel lachen können, müssen nie berechnet haben, welch großen Nutzen sie zu schaffen im Stande sind. Ich wenigstens gestehe es, daß ich allemal gerührt bin, wenn ich in der Hütte der Armuth oder in der Werkstätte des fleißigen Handwerkers irgend einen frommen Spruch oder ein vernünftig religiöses Lied, dem Auge dargestellt, erblicke, und nie kann ich mich dabei des Gedankens enthalten, wie viel Böses oft dadurch verhindert, wie viel Treue, Fleiß, Gewissen-

\*) Man sehe z. B. seinen Zirkularbrief, den er im März 1799 an die Gattinnen und Familien der nach Frankreich entführten Zürcherischen Geiseln schrieb, und der wenige Stunden nach dieser ganz willkührlichen Entführung abgefaßt wurde. Er steht in den Briefen über das Deportations-Wesen S. 22-29 abgedruckt. Schwerlich wird man ein schöneres Meisterstück von eindringender Beredsamkeit und erhabener durchaus praktischer Religiosität finden können.

haftigkeit hierdurch befördert wird, und wie oft, diejenigen selbst die darüber spotten, ohne sie würden beraubt, betrogen und mißhandelt werden.

Lavaters tugendhafte Thätigkeit erstreckte sich endlich allerdings noch weiter als auf seinen Kirchsprengel und auf seine Vaterstadt. Seine Schriften und seine Person hatten ihn bei Tausenden in der Nähe und Ferne, bei Hohen und Niedrigen beliebt und verehrt gemacht; von Neapel bis Kopenhagen, am Genfers See und am Belt, gab es freilich noch Redliche, denen Lavater lieber war als der Satyr von Ferner, und letzterem gebührt wahrlich eher der Schein, Ruhm, den jener Biograf in der Allg. Zeitung dem ersteren zuschreibt, die belasteten Gewissen (durch den Löfeschlüssel seiner Freiheitslehre) zu entbinden, als Lavatern, der sie nicht entband, sondern im Gegentheil nur darauf arbeitete, sie fest und unaufßölich an das Gesetz der Pflicht zu binden. Sein Briefwechsel war ein Verkehr der erhabensten Freundschaft, des Zutrauens, er gieng vom Geist des Guten aus und zielte nur auf diesen hin. Die Briefe, die er erhielt, waren Aeufferungen der reinsten, verdienstesten Dankbarkeit, der Belehrung suchenden Redlichkeit, der Hülfbedürftigen Bescheidenheit; diejenigen, die er schrieb, ermahnten immer zum Guten, sie stärkten in tugendhaften Entschlüssen, trösteten im Unglück, gaben oder schafften Hülf und Belehrung u. s. w. nichts

Sektenartiges hat sich ihnen je beigemischt. Er predigte seinen Freunden und Bekannten keine neue Lehre, und keine hochtönenden Dogmen, womit wohl andere leuchten wollen, oder zu fosforesziren pflegen, sondern eine alte zu sehr vergeßne Lehre, aber mit mehr Wärme als sonst beigebracht; er suchte sich keine Oberherrschaft über seine sogenannten Schüler anzumassen, keinen Einfluß durch sie zu erhalten; er wollte nicht die Welt reformiren noch im Dunkeln nach seinem System beherrschen, und wenn man ein so natürliches Verhältniß von Einem zu Mehreren oder von Mehreren zu Einem, wie das zwischen Lavater und seinen Bekannten war, ohne Formeln, ohne Zeichen, ohne Prahlerei, ohne besondern Zweck, dennoch eine Sekte, oder wie jener Biograf, eine unsichtbare, enggeschlossene Kirche nennen will, so macht es wenigstens Lavaters Ehre, daß alle diejenigen, welche ihn liebten und verehrten, in jeder andern Rücksicht gute und vorzügliche Menschen waren, daß aller Orten gerade die Besseren sich zu ihm neigten; ein Umstand, dessen sich hingegen andere Sekten und Sekten-Stifter neuerer Zeit, z. B. die der Freiheit und Gleichheit, nicht so sehr rühmen können, als denen sich hingegen alle Lasterhaften, alle Landesverräther, alle Meidischen, undankbaren, rachsüchtigen Menschen, alle diejenigen, denen die Last der Pflicht und das Joch der Treue unerträglich ist, beizugesellen pflegen, wiewohl auch Bessere darunter seyn mögen, die durch Thatengröße

ohne Werth verblendet, in albernes Erstaunen versinken, oder sich in schwärmerischer Seligkeit über ein künstiges vorgeblich goldenes Zeitalter entzücken, oder das Gute, das in ihnen selbst liegt, in das leere Wortgepränge von andern hineinlegen. Aber die Feinde Lavaters, die selbst nicht nach seinem Tode schweigen können, wihelten auch sogar über seine Thätigkeit selbst, die sie Allgeschäftigkeit nannten. Davüber hat man sich zwar nicht zu verwundern, denn es ist schwer, es gewissen Leuten in dieser Rücksicht recht zu machen. Schränkt einer sich auf seine Berufspflichten ein, thut und schafft er nur Gutes in dem Kreise, worein ihn die Vorsehung gesetzt hat, den er überschauen kann, in welchem er mit Kenntniß, Einfluß und Zutrauen wohlthätig zu wirken im Stande ist, und läßt andere anderwärts das nemliche thun, so werfen sie ihm Engherzigkeit, Rational Egoismus u. s. w. vor, und behaupten, man solle nur für die ganze Menschheit leben, wie dann heut zu Tag fast jeder mit seinem Geschwätz der Menschheit, die es nicht verlangt, und der es nicht frommt, zu dienen wähnt. Man sieht diesen Kosmopolitismus besonders von solchen Leuten predigen, die zu Hause nichts Gutes thun, ihr Vaterland verachten und die ganze Welt zu lieben vorgeben, darum weil sie nichts um sich her lieben und gewöhnlich auch wenig geliebt werden. Ist aber ein glücklicher Sterblicher von der Natur mit Talenten begabt und in Umstände versetzt,

wo er nebst der unmittelbaren Sphäre seiner Thätigkeit, durch Schriften, Bekanntschaften, Briefwechsel u. s. w. auch auswärts Gutes wirken kann, und zu wirken veranlaßt wird, so heißen sie solches Allgeschäftigkeit, eine lächerliche Wirkungssucht u. s. w., nach welcher einem das Vaterland und der eigentliche Beruf nur wie eine Nußschale vorkomme, während sie hingegen eine solche, selbst unberufne Allgeschäftigkeit sehr prächtig finden, wenn sie etwa von Paris herkömmt, nach der Mode zugeschnitten ist, und ein paar große Worte zum Aushängeschild führt, wie z. B. die der Aufklärung, bei der fast niemand mehr denkt noch seine Augen öfnet; des Menschenwohls, bei dem es niemanden wohl ist; der neuen Freiheit, die uns zwar von Pflicht und äußerem Glück befreit, dagegen aber mit Gewalt Leibeigenschaft und lauter Frohndienste auferlegt. Dagestehet es, die Zeit ist wahrlich gekommen, wo man sich dessen nicht mehr schämen sollte. — Ihr tabeltet nicht Lavaters Thätigkeit, sondern den Gegenstand seiner Thätigkeit; den Ihr nicht geradezu angreifen durftet. Es konnten es viele nicht leiden, daß ein religiöser Mann einiger Celebrität genoß, daß er bei Hohen und Niedrigen Eingang, Zutrauen und Einfluß hatte, daß er geschätzt, geliebt und verehrt wurde; zu einer Zeit, wo diejenigen allein die Götter des Tages seyn wollten, deren einziges Wissen darin bestand, das Heilige lächerlich, das Laster reizend, das Böse

mit sofistischem Schein empfehlungswürdig zu machen, die da weiser als die Natur seyn wollten, zumal sie fast alles, was dieselbe hervorgebracht hat, für unnatürlich ausgaben, und die sich ihrer paradoxen Einfälle, krummen Sentenzen und schimmernder Dialektik wegen zur Herrschaft der Welt berufen glaubten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

#### IV.

Andenken

an den

Freiherrn Karl Emil von der Lühe.

---

Das geistreiche, gehaltvolle Gedicht des Hrn. von der Lühe, Flora, ist gewiß vielen unserer Leser durch mehr als Eine Mittheilung zu Gesicht gekommen, und weil das Schöne bei guten und empfänglichen Menschen nicht bloß nur heute und morgen schön ist, auch noch in gutem Andenken. Er hatte vor kurzem auch sein zweites Gedicht, ein Seiten- und Folgestück des erstern, Ceres, vollendet, und der teutsche Merkur

war eben im Begriffe, diese in vieler Rücksicht merkwürdige Erscheinung auch in einem weitern Kreise bekannt zu machen, als plötzlich der Schlaf mit seinem Zwillingbruder kam, und den freundlichen Dichter ad generum Cereris — illuc, undo negant redire quenquam abrief. So können wir dem entschwindenden Scharren nur noch die heilige Sprenge und was dem Todten geziemet, auf seinen Aschenkrug legen. Die lieblichste Blume blühet ihm aus seinen uns unvergeßlichen Gedichten, welche überall unverkennbare Spuren der vielseitigsten Kultur, um welcher willen schon die ältesten Dichter vorzugsweise Sopi, Gelehrte, hießen, und ächte Humanität, deren Oberpriester alle wahren Dichter seyn müssen, in zarter Mischung an sich tragen. Das Gedicht selbst ist auch in seiner äußern Form eine Gabe der Grazien, und führt dadurch, daß es mit längst erfundenen Stereotypen ungemein sauber gedruckt ist \*), einen neuen Beweis, daß was uns das Ausland oft mit Cymbeln, und Possaunenklang ankündigt, in unserm Schooße schon lang

\*) Hymnus an Ceres. Wien, gedruckt mit Stereotypen des Grafen Prosper v. Sinzendorf. 1800. in gr. 4. 24 Seiten, mit einer bedeutenden Anfangsvignette, dem Kopf einer römischen Kaiserin, als Ceres nach einem Duxr Cameo des Kaiserlichen Kabinetts. Das Gedicht selbst hat ungefähr 900 Verse, und erhält bei dunklern Anspielungen Aufschlüsse durch Noten am Schluß.

ge geräuschlos und mit achtentzelter Bescheidenheit gereist war. Es wäre schade, wenn dies Gedicht nicht auf eben dem Wege, auf welchem die Flora verbreitet wurde, zu allgemeinerer Kenntniß käme. Der Raum dieser Monatschrift gestattet nur, eine kleine Probe daraus zu geben und seinem und seiner Freunde Andenken hier aus Briefen derer, die ihm näher waren, eine Blume zu streuen. Doch selbst diese Probe auszuwählen, ist da schwer, wo sich Alles zu einem wohlgeordneten, unzertrennbaren Ganzen harmonisch verschlingt und nichts überflüssig steht. In folgender Stelle singt der humane Dichter von den Verderbern und Widersachern der Ceres.

Sinnt, ihr Heerscher! die Fackel der ärntegebenden Göttin,  
 Leuchtend und allerwärmend zugleich, zu nähren im Staate,  
 Wie verschleierter Jungfrau Chor im Tempel der Westa  
 Rastlos strebte zu nähren des Tempels heilige Flamme,  
 Daurender Reichthum wird nur abgewonnen der Erde,  
 Nur das Gute, das sie dem Volke spendet, das bleibt ihm.  
 Fülle des Goldes ersetzt den selbst erwerbenden Fleiß nicht.



Spanien stürzte von Höhen des saragenischen Wohlstands

Durch Amerika's Gold herab der Räuber Pizarro.  
Reicher Gewinn, den sinnende Kunst, besüßelter  
Handel,

Mühseliger Fleiß, im Staate gefördert, hervorbringt,

Durch Kultur nicht erzeugt von selbst, gegründet auf  
ihr nicht,

Ist nie dauernder Flor, ist Pfad irreführender Täuschung,

Nichtige Schattengröße, nur nichtiger die des Erobrers.

Die ihr auf zweiter Stufe des Staates die Purgurgebornen

Weis' und gerecht und gütig zu seyn erinnert im  
Rathe,

Siehe, ihr seyd dem Volke, was leidenden Kranken  
ihr Arzt ist;

Seine Fehler versiegelt das Grab, doch eure Ver-  
stöße

Stehen mit Flammenschrift im Buche der richtenden  
Nachwelt.

Deffnet der Stimme der Wahrheit das Herz, der fle-  
henden Warnung!

Was die Arbeit des Pfluges erschwert, die Rechte  
des Pflügers

Lähmt, den Geist ihm verengt, das Herz ihm drückt,  
 Ket, das hebet.

Der nur fördert Kultur, der ihre Fessel vernichtet!

Lockenumsäufelte Mufen! o nennt die Untiefen,  
 die Klippen,  
 Deren Brandung dem Hafen des Glücks das Staats-  
 schiff: entschleudert.

Eisern selbst, von Fesseln, umklirrt des kostenden  
 Eisens,

Steht ein hoher Kolossus, ihr kennt ihn, sein Haupt  
 ist verschleiert

In des Alterthums Nacht, an seinen thönernen  
 Füßen

Maget der Bahn der Zeit, die Welle des ewigen  
 Wechsels;

Später oder früher entwallt ihm der Staub der Zer-  
 störung.

Sicher berechneter Plan und vorarbeitende Weisheit  
 Lehr auch den herdrohenden Sturz umstalten in  
 Segen

Allumfassender Menschenbeglückung, da es noch Zeit  
 ist \*).

\*) Die neuesten Gesetzgeber suchten die Gebrechen des,  
 auf die gegenwärtigen, kultivirten Zeiten nicht mehr  
 ganz passenden Lehnssystem zu verbessern. Unter den

**Schlachtenentzänderin!** streng ist dein Ruf, Tromm-  
 marte des Krieges,  
 Wenn er stürmt; doch ist er gerecht, der ländliche  
 Jüngling  
 Folgt ihm freudig, der Landesernährer wird Landes-  
 erretter,  
 Schön ist der Lorbeern Aerdte, doch dauern soll sie  
 nicht ewig,  
 Ewig nicht der eiserne Bund, dem Staate zu bluz-  
 ten.  
 Nützlich verleb' er dasheim, nach schön bestandnen Ges-  
 fahren,  
 Thätig und kinderziehend, den Mittag und Abend  
 des Lebens.

Beherrschern aus dem Hause Oestreich hat die vere-  
 wigte Kaiserin Königin Maria Theresia zu dieser  
 Verbesserung den ersten Grund gelegt, und ohne  
 verfassungsmäßige Rechte anderer Klassen zu verle-  
 zen, diese Bemühungen mit glänzendem Erfolge  
 fortgesetzt. Ihre beiden ruhmvollen Nachfolger sind  
 stets diesen wohlthätigen Grundsätzen treu geblieben.  
 Und ihr eben so gerechter als menschenfreundlicher  
 Eufel weiß die wohlhergebrachten Rechte der Grund-  
 herren mit der Vervollkommnung und Unterstützung  
 des Ackerbaues und Verbreitung des Wohlstandes  
 unter dem Landvolke auf die weiseste und glücklich-  
 ste Art zu verbinden.

Immer wird das Menschengeschlecht entvölkern,  
der Kriege \*)

Blutendes Opfer seyn, doch fast nicht minder entvölk-  
kernd

Lastet im Frieden selbst des stets bestehenden Kriegs,  
heers

Myriade, die nie erzeugend und ewig verzehrend,  
Ehlos lebend, dem Pfluge geraubt, durch keine Ver-  
kettung

Eingefügt in den Gliederbau der Gesellschaft, allein  
steht,

Jede der Bürden erhöhend des erdepflügenden Fleis-  
ches.

Rom und Griechenland gab dem Feldbau und der Ver-  
völkung,

\*) Dieser wohlgemeinte Wunsch kann in jenen Staa-  
ten nicht ganz in Erfüllung gehen, die aus kluger  
Fürsorge sich verpflichtet fühlen, niemals ganz un-  
bewaffnet zu bleiben, um ihre Einwohner gegen je-  
den feindlichen Ueberfall sicher zu stellen. In dem  
österreichischen Erbstaaten treten jene Nachtheile ste-  
hender Armeen nicht ein. Seine siegreichen Kriegs-  
heere, meistens aus Eingebornen bestehend, sind  
durch hundert Bände an das dankbare Vaterland  
gekettet. Durch erleichterte Heirathen der Krieger,  
durch das Beurlaubungssystem in Friedenszeiten,  
und durch die nie verweigerte Entlassung zu Ergrei-  
fung nützlicher Gewerbe, oder Antretung einer Land-  
wirthschaft werden die Nachtheile stehender Armeen  
beinahe ganz beseitiget.

Sab den Aeltern zurück die Negreichlehrenden Sch  
 ne;  
 Schweden lohnet noch jetzt mit Heerden und Aeckern  
 die Krieger.

## 2.

Wien. Ende Februar.

Ich eile, werthester Freund! Ihnen eine literaris  
 sche Neuigkeit zu schicken, die in mehrerer Rücksicht  
 merkwürdig ist. Es ist ein Hymnus an die Ceres, im  
 Grunde kein Hymnus, aber das, was die Engländer  
 descriptive Poetry nennen, und als ein solches  
 Gedicht nach meinem Begriff ein Meisterstück. Der  
 Verfasser, Freiherr von der Lühe, war kein Teuts  
 scher, sondern ein Däne, ehemaliger Edelknaube der  
 unglücklichen Karoline Mathilde, jetzt Katholik, Niez  
 derdster. Regierungsrath und k. k. Kammerherr. —  
 Der Verleger ist — Prosper Graf von Sinzendorf,  
 der diese Stereotypen ohne französisches Mus  
 ter selbst erfand. Sein Ahnherr ist der unter Karl  
 VI allmächtige Staatskanzler und erster Minister  
 Sinzendorf, der mit dem Prinzen Eugen den unglück  
 lichen Johann Baptist Rousseau und den durch seine  
 nachfolgende Schicksale so merkwürdigen Bonnevai  
 unterstützte, der als liebenswürdiger Schüler Ana

N. L. M. Mai. 1801.

D

kreons, eines Chaulien würdige Verse schrieb, kurz, der alles Schöne und Gute mit fast königlicher Freigebigkeit schützte und belohnte. Von diesem Ahnherrn erbte Prosper Singendorf nicht nur die Majorsgüter, sondern auch die Liebe zu den Musen. Er besitzt eine herrliche Gemäldesammlung, eine auserlesene Bibliothek, hat alle Klassiker der Römer, Italiener, Franzosen, Engländer und Deutschen, jeden in der Ursprache gelesen. Horaz, den er ganz auswendig kann, und Voltaire sind seine Lieblingsge. Er ist eine unverstiegbare Quelle von Wiß; er war des Denis dankbarer Schüler und warmer Freund; da er unverheirathet ist, so ist er Sauraus, Harrachs und Meyers täglicher Umgang.

---

3.

Wien den 21 März 1801.

Im gegenwärtigen Monate verlor Wien durch den Tod des Freiherrn Karl Emil von der Erlbe den Besitz eines Mannes von den schätzbarsten Talenten. Er war im J. 1751 aus einer alten Familie in Holstein geboren, gelangte schon in seinen Jugendjahren zu ansehnlichen Aemtern in seinem Vater-

lande, und ward, zum Lohn seines Diensteifers, nachher auch in die Würde eines königlich-Dänischen Kammerherrn erhoben. Seine schwächliche Gesundheit nöthigte ihn jedoch, einen milderen Himmelsstrich zu suchen, und er begab sich, ungefähr um die Hälfte des J. 1788, nach Wien. Sein in vielfältigen Kenntnissen ausgebildeter Geist, wie sein für gesellschaftliche Form geschmeidiger Karakter eröffneten ihm bald den Eintritt in die glänzendsten Zirkel Wiens. Nicht leicht verstand auch jemand einen freundschaftlichen Kreis, besonders über Gegenstände der Botanik, Landwirthschaft und Haushaltungskunst, mit mehr Kenntniß, Faßlichkeit und Anmuth, als er, zu unterhalten. Diese Vorzüge, nebst einem allgefälligen Betragen, machten selbst die angesehensten Staatsmänner zu seinen Freunden. Von ihnen geschätzt und geliebt, that er nun ganz auf die Rückkehr nach seinem Vaterlande Verzicht, und kam auf ihre Empfehlung im J. 1789 in kaiserliche Dienste. Leider entsprach sein mehr zur wissenschaftlichen Theorie als zur eigentlichen Geschäftspraxis geschaffener Geist nicht jenen Aemtern, wobei er angestellt wurde. Er mußte ihnen entsagen, behielt aber dennoch aus billiger Achtung, die man für seine schätzbaren Einsichten hegte, die Stelle eines k. k. wirklichen Kammerers, sammt der Würde eines k. k. Niederösterreichischen Regierungsrathes, mit einem lebenslänglichen Gnadengehalte von jährlichen 1000 Gulden bei.

Unter den wenigen Werken, die er schrieb, und die ihn dem Vaterlande als einen vortrefflichen Kopf unvergeßlich machen, verdienen vornehmlich seine beiden Hymnen, an Flora und an Ceres, ausgezeichnet zu werden. Beide kamen nicht öffentlich, sondern nur für seine zahlreichen Freunde gedruckt, heraus. Der Hymnus an Flora erschien, dem Freiherrn von Spielmann gewidmet, Wien, bei Jgn. Alberti im J. 1790 in 4. in einer Prachtausgabe, und ward nachher auch ebendasselbst in einem kleinern Formate gedruckt. Stellenweise ist er auch der 3ten Sammlung S. 40 — 70 der Briefe Herders zur Beförderung der Humanität eingeschaltet; ganz abgedruckt aber im Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde auf das J. 1800, Tübingen, bei Cotta. Der Hymnus an Ceres kam ebenfalls bei Jgn. Alberti im J. 1800 in 4. und Fol. in gleicher Prachtausgabe, jedoch auf Kosten des Grafen Prosper von Sinzendorf mit Stereotypen gedruckt, als die zweite größere Probe \*), die man in dieser Druckart zu Wien veranstaltete, heraus. Der Dichter wollte diesen beiden Hymnen noch einen dritten, nämlich an Pomona, beifügen, und so in diesen dreien Gesängen ein in seis

\*) Der erste kleinere Versuch dieses Druckes geschah mit Hofrath-Denis kurzer Elegie: In Tumulum Pii VI. Pont. Max.



ner Art vollständiges landwirthschaftliches Lehrgedicht vereinbaren, das durch den Reichthum der vielfachen Kenntnisse seines Verfassers sowohl, als auch durch die Schönheit der poetischen Darstellung mit dem neuesten klassischen Werke, was Deutschland im Fache wissenschaftlicher Lehrgedichte aufweisen kann, mit Neubecks Gesundbrunnen, gewiß hätte wetteifern können; der Tod überraschte ihn aber, als kaum die Herausgabe seines zweiten Hymnus erfolgt war.

Er starb im Hause des um wahre Aufklärung und Wissenschaft vielfach verdienten Grafen von Saurau, bei dem er wohnte, der seinen Werth als Mensch und Literator näher kannte, und dessen Achtung und Freundschaft er vorzüglich genoß, am 9ten März in seinem 49sten-Jahre an einem Schlagflusse, nachdem er bereits einige Jahre zuvor die protestantische mit der katholischen Glaubenslehre verwechselt hatte. Aus Abscheu vor einer möglichen Aufstellung seines Kopfes in Dr. Gall's Schädelgalerie, sagt man, soll er, wie der verstorbene Hofr. Denis, gleichfalls in seinem letzten Willen verordnet haben, nach seinem Tode seinen Körper nicht verstümmeln zu lassen.

Einer seiner Freunde, ein gleich großer Liebhaber der Botanik als der Dichtkunst, sang dem Hinschiedenen folgenden kurzen elegischen Nachruf. Als ein eben so anspruchloses, wie verdientes Zypressen-

reis, sey er um die Krone des Verbliebenen geschlungen.

Sänger des Hymnus an Flora, Du gehest, noch  
 ehe sie ankommt,  
 Schauest nicht mehr die Erde, wie Ceres mit  
 Fülle sie decket!  
 Keiner besang, wie Du, der Götinnen himmlische  
 Gaben;  
 Dafür ärndtest Du auch des Ruhms nie welkende  
 Blüthen.

2.

---

IV.

Auszüge aus Briefen.

---

1.

Soega an Hirt.

Rom, im Januar 1801.

Mein Buch über die Obeliskten \*), so lange versprochen, so lange vollendet, so lange vergraben, ist nun

\*) Soega's, ohnstreitig des gelehrtesten und gewissenhaftesten Antiquars, der jetzt in Rom lebt, Haupt-

endlich ans Tageslicht gekommen. Wir sind 100 Exemplare davon versprochen worden. Der Preis ist hier zu 12 Scudi angesetzt auf Schreibpapier, 10 Scudi auf geringerm, und verlangt man die Kupfer auf größere Bogen und mit breitem Rande, kommt es einen Scudi mehr. Einem Buchhändler, der sich entschloß, hier auf der Stelle 10 Exemplare zu nehmen, würde ich gern einen Rabat von 20 pro Cent zugestehn. Der Titel ist: de origine et usu obeliscorum ad Pium VI. P. M. auctore Georgio Zoega Dano, Romae 1797. typis Lazarini, 700 Seiten

werk über die Obeliskten wurde seit vielen Jahren von allen, die seinen Werth kannten oder auch nur ahneten, mit heißer Sehnsucht begehrt. Es war aber als päpstliches Eigenthum lang unter Siegel und Schloß. Seine Enttöcherung muß den Alterthumsforschern um so willkommen sehn, da gerade diese Hieroglyphenentzifferung neuerlich durch die Entdeckungen der Franzosen in Aegypten stärker als je an die Tagesordnung gekommen, aber, wie es scheint, weder durch die Kanalkosten-Berechnung in dreierlei Schrift, worüber Ameilhon vor kurzem im National-Institut eine sehr unbefriedigende Nachricht vorgelesen hat, noch durch die übrigen Versuche der Aegyptischen Kommission in Kairo um vieles weiter gebracht worden ist. Von eben diesem gründlichen Antiquar haben wir nun auch ein treffliches Werk über die in Rom befindlichen Basreliefs zu erwarten, welches Hestweise erscheinen und immer eine Hauptklasse zusammenstellen wird.

B.

in großem Folio, elegantem Druck, mit 10 Bignetten, von denen 9 alte meistens unedirte Monumente enthalten. Dabei folgen 8 Kupfertafeln, von denen die 3 größten, ohne Rand, 4 Palmen hoch, 2 $\frac{1}{2}$  breit sind, die 3 kleinsten 2 Palmen hoch, 13 Unzen breit. Diese letztern stellen die Obelisten von Montecavallo, Montepincio, Montecitorio im Prospekte vor, wie sie jetzt ausgerichtet stehen. Die drei ersten enthalten die Obelisten von Montecitorio, Belvedere, Montepincio, als Monumente mit dem Detail ihrer Sinnbilder und Hieroglyphen, mit möglichster Genauigkeit nachgezeichnet. Die beiden mittlern enthalten eine, die Spitze des Obelisks von Montecitorio im Großen ausgeführt, die andere die Spitze des Obelisks von Piazza nova, die sich im fragmentarischen Zustande im Borgianischen Museum befindet. Das Werk ist in 5 Abschnitte getheilt, von denen der erste, überschrieben: veterum de obeliscia et de stelis aegyptiis testimonia, 4 Kapitel enthält, deren erstes alle Stellen der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller einfaßt, wo von Obelisten die Rede ist, theils mit Anmerkungen und Berichtigungen aus Handschriften, besonders die berühmte Stelle des Plinius mit den Varianten von 30 Handschriften, wovon ich 16, die hier in Rom vorhanden, mit größtem Fleiße collazionirt habe. Das 2te Kapitel liefert auf gleiche Weise alle Stellen der Griechen und Lateiner, die von Aegyptischen Stelen handeln. Das 3te, auf uns gekommene,

Steinschriften der Obelisten betreffend. Das 4te, die bildlichen Alterthümer, wo Obelisten vorkommen. Der zweite Abschnitt: *Enarratio obeliscorum aegyptiorum*, qui hodie vel integri vel aliqua sui parte superstites offenduntur, enthält im 1sten Kapitel eine genaue Beschreibung, Ausmessung *ac.* der in Rom vorhandenen Obeliske; im 2ten ein gleiches von denen, die in Europa außer Rom existiren; im 3ten alles, was sich von den in Aegypten und Aethiopien noch übrigen Obelisten hat zusammenlesen lassen, wobei in den Noten die Stellen der Reisebeschreiber, so viel ich habe aufstreifen können, in den Originalsprachen geliefert sind. Der dritte Abschnitt: *de usu obeliscorum in Aegypto*, handelt im 1sten Kapitel vom Namen, im 2ten von der Figur, im 3ten von der Materie, im 4ten von der Größe, im 5ten von der Platzirung, im 6ten von der Bestimmung der Obeliske; im 7ten vom Inhalt der auf ihnen vorkommenden Sculpturen, im 8ten von ihrer mechanischen Bearbeitung und Aufrihtung. Der vierte: *de origine obeliscorum*, bei weitem der ausführlichste und wichtigste, ist in 3 Kapitel eingetheilt. Das 1ste Kapitel *de monumentorum instituto*, verbreitet sich über den Ursprung der Denkmäler im Allgemeinen, über die Natur und Beschaffenheit der ältesten Denkmäler, die ihnen begelegte Heiligkeit, die verschiedenen daraus entstandenen Gottheiten, über die unförmlichen Götterbilder der ältesten Zeiten, die Fetischen und man-

chelei Amulette, ferner über die Grabsteine und die Begräbnißgebräuche alter und neuer Völker, besonders der Aegypter, über ihre Mumien, Sarkofagen, Katakomben, Felsenfaçaden, Pyramiden und Grabkapellen, über ihre Begriffe vom Zustande nach dem Tode, verglichen mit denen der andern Nationen. Ueber die Pyramiden ist bei dieser Veranlassung alles gesammelt, was ich habe aufbringen können, wie auch über die andern hieher gehörenden Aegyptischen Alterthümer. Das 2te Kapitel: *litterarum apud Aegyptios usus et origo*, giebt zuerst alle Nachrichten der Alten über die Aegyptischen Schriftarten, handelt sodann von der Natur, dem Gebrauche, der Anzahl der Hieroglyphen, und ihren Schicksalen in den verschiedenen Zeitaltern, wobei eine große Anzahl Aegyptischer Monumente angeführt und erläutert wird. Ferner von dem doppelten Alfabet der Aegypter, dem Gebrauche desselben, ihren heiligen und andern uns bekannt gewordenen Büchern. Endlich von dem Ursprunge der verschiedenen Schriftarten sowohl bei den Aegyptern als den übrigen uns bekannten Völkern, und von der Entstehung der Alfabete aus den Hieroglyphen. Das 3te Kapitel: *de Stelis aegyptiis, atque de obeliscis, originem trahentibus a Stelis*, beschäftigt sich mit den hermetischen und andern ägyptischen Denksäulen und den in den Tempelbezirken errichteten und verschiedenen Gottheiten geheiligten Obeliskn; enthält eine Erklärung der auf den vorhandes

nen Obeliskten vorkommenden und von den Hieroglyphen verschiedenen Sinnbildern und eine Beurtheilung der Hermapianischen Auslegung des Flaminischen Obelisks. Der fünfte Abschnitt: de historia obeliscorum, begreift im 1sten Kapitel, was wir vom Obelisktenbau von den ältesten Zeiten bis auf die Persische Eroberung wissen, im 2ten von Cambyses bis auf Augustus, im 3ten bis auf Sextus V, im 4ten bis auf unsere Zeit. Das 5te enthält eine dreifache Chronologie der Obeliskten, nach Mercati, nach Kircher, nach den im vorhergehenden angegebenen Gründen. — Literarische Neuigkeiten giebt's hier nicht, und um die übrigen bekümmere ich mich so wenig als möglich. In der Künstlerwelt ist Canova der einzige, von dem man reden hört. Er bringt ein Werk nach dem andern hervor; neulich hat er eine Gruppe in Marmor vollendet, die sehr vielen Beifall findet, und, deucht mich, auch verdient: Amor und Psyche, die einen Schmetterling betrachten. Der Amor besonders scheint mir sehr schön. Je näher ich den wackern Canova kennen lerne, desto mehr schätze ich ihn auch als Menschen. Ihr andern Kenner mögt nun von seiner Bildhauerei urtheilen, was ihr wollt. Von seinem großen für Wien bestimmten Grabmonumente, wovon das Modell hier ausgestellt ist, und täglich von neuen Zuschauern bewundert wird, haben Sie ohne Zweifel schon reden hören. Es ist eine gegen die Wand der Kapelle angelehnte Halbpypamide, gegen 30 Palmen

hoch, ihr Zirkel, worauf noch zwei Treppstufen sind, ungefähr eben so breit. Die Thür der Pyramide ist offen, und vor der Façade sind Statuen in Lebensgröße auf den Treppen hingestellt, von denen ein Zettel, der den Betrachtern auf der Stelle mitgetheilt wird, folgende Erklärung giebt: Die Figur in der Matronenkleidung, die am Eingang der Pforte des Monuments steht, bezeichnet die Tugend, die von zwei eingeweihten Kindern begleitet, in einer Urne die Asche der Verstorbenen hincinträgt. Ihr folgt die Barmherzigkeit oder Wohlthätigkeit, eine charakteristische Tugend der Prinzessin, und führt einen armen blinden Mann mit einem Kinde. Auf der andern Seite der Pyramide bemerkt man den Genius des Fürstl. Gemahls, der die eheliche Zärtlichkeit ausdrückt, über einen Löwen hingestreckt, dem Bilde der Unerforschlichkeit der erhabenen Prinzessin, die hier betrauert wird. Der am Kopfe des Löwen angebrachte Stammbaum der Erzherzogin, und der andere von ihrer königl. Hoheit, an welchen der Genius sich anlehnt, erklären diese beiden Symbole. Oben an den Pyramiden erblickt man im Basrelief die Glückseligkeit, die mit dem Bilde der Verstorbenen gen Himmel fliegt. Das Bild ist mit dem Symbol der Ewigkeit umkreist, und ein Genius reicht ihm die Palme. Ueber der Thüre der Pyramide ist die Inschrift: *Mariae Christianae Austriacae Alberti Saxoniae Principis Conjugi: die Tugend hat um den Kopf*



einen vergoldeten Oelkranz und trägt mit beiden Händen einen Aschentopf von orientalischem Alabaster, von welchem große Festonen herabhängen zu den beiden Fanciulle iniziate, die außerdem jedes eine vergoldete Fackel tragen. Die nachfolgende Gruppe trägt auch einen Feston, und vor ihren Füßen liegt noch ein Blumenkranz. Desfrate hat das Monument unter zwei Ansichten gezeichnet, und vermuthlich wird es nächstens in Kupfer gestochen. Milord Bristol ist wiederum hier, hat aber eine Menge Kunstwerke, die er versprochen hatte, abbestellt. Leben Sie wohl.

---

2.

Paris, den 2ten Germinal

IX.

— Ich nenne Ihnen die vorzüglichsten Teutschen und Normänner, die jetzt in Paris sind, weil es gewiß manchem Ihrer Leser angenehm seyn wird, auch hier einen geachteten oder interessanten Namen zu finden.

Hr. v. Humboldt, der vor mehrern Monaten bereits von seiner Reise nach Spanien wieder zurückgekommen ist, wird in etwa 6 Wochen von hier abreisen.

Hr. Bast, in Diensten des Darmstädtischen Hofes. Er wendet seine gelehrte Muße sehr zweckmäßig an.

Schweighäuser, Sohn, aus Straßburg, ist auch wieder hier; er bringt den Winter in Paris und den Sommer auf dem Lande zu. So viel ich weiß, hat er gegenwärtig keine bestimmte literarische Arbeit von der Art wie die bei seinem ehemaligen hiesigen Aufenthalt, wo er Kollationen für seinen Vater vornahm.

Hr. Friedländer, ein jüdischer Arzt aus Berlin.

Zu Anfang des Winters war ein Hr. Banks aus London hier, (so viel ich weiß, ein entfernter Anverwandter des Ritters) der sich aber nur kurze Zeit aufhielt und etliche Mspte der Naz. Bibl. verglich \*). Jetzt ist Dr. Hager an seine Stelle hier.

Baggesen ist auch wieder hier. Er wollte im Treuttschen Hause ein Quartier beziehen. Als er aber hörte, daß in demselben Hause ein anderer Däne wohne, der wegen mehrerer Gedichte gegen die Dänische Regierung sich zum 2tenmal aus seinem Vaterland entfernen mußte, so wollte er durchaus nicht mit demselben unter einem Dache hausen. Er scheint über vieles jetzt ganz anderer Meinung zu seyn. Felix quem faciunt aliena pericula cautum.

\*) Nachrichten über Paris aus Banks's Tagebuch giebt das Monthly Magazine 1801. Januar bis März.

Der liebenswürdige Greis Pfeffel, Bruder des Dichters, der ehemals in den relations extérieures angestellt war und seit der Revolution auf die Emigrantenliste gesetzt worden, ist auch wieder hier, und sucht, da er eine Surveillance erhalten, (eine bloße Formalität, wobei man nicht an eine Wache denken muß, die einen begleitet und auch — Achtung giebt) um seine endliche Radiazion an. Er erhält sie gewiß, denn er genießt die allgemeine Hochachtung.

Der Erbprinz von Leiningen ist als sein eigener Geschäftsträger hier, um seine Entschädigung zu negociiren. — Mehrere Personen verwechselten ihn mit einem Grafen von Leiningen, der eine ziemliche Anzahl Gläubiger hier hat. Als daher die Zeitungen ankündigten, der erstere habe bei dem ersten Konsul eine Audienz gehabt, so freuten sich die Gläubiger dieses letztern, und hofften, sie würden endlich eine Zahlung erhalten.

Graf von Solms, ehemaliger aktiver Reichshofrath, ist als Deputirter der Wetterauschen Ritterschaft hier.

Fürst von Ysenburg, betreibt auch seine eigene Angelegenheiten.

Der Bischoff von Würzburg hat 2 Geschäftsträger hier, wovon der eine der Hr. von Seyfert ist. Da es nicht den Anschein hat, als werde sich die

französische Regierung damit befaßt, die Reklamationen der geistlichen Fürsten anzuhören: so gaben sie sich als Geschäftsträger des Grafen v. Werthheim aus, waren aber in ihrem Hotel als Envoyés de l'Evêque de Wurzburg bekannt.

Hr. v. Edelsheim.

Hr. v. Frank, geheimer Rath des Fürsten von Hohenzollern, um wegen einiger nicht sequestrirten in Frankreich gelegenen Güter seines Fürsten zu negociiren. Mit ihm kam hieher Hr. Buchhändler Dr. Cotta aus Tübingen, der aber, indem ich dies schreibe, vielleicht schon wieder abgereist ist.

Hr. v. Schraut, ehemaliger östreich. Gesandtschaftssekretair in Berlin, seitdem auch in Rastadt, ist mit Graf Cobenzl hier.

Hr. v. Brink, ist mit 2 Gesandtschaftssekretairen in den Angelegenheiten des Fürsten von Thurn und Taxis hier.

Hr. Gröning, ebenfalls mit 2 Gesandtschaftssekretären in den Angelegenheiten der Stadt Bresmen.

Hr. v. Sacher, für die Nassau-Weilburgschen Interessen.

Hr. Abel, im Namen der Württembergischen Landstände.

Hr. v. Zetto, Bairischer Gesandte, und Hr. Macmann, Gesandter des Herzogs von Württemberg, wendeten sich unlängst an den russischen Gesandten Kalitshew, um sich für sie zu verwenden. Er antwortete ihnen, er habe nichts mit dem teutschen Friedensgeschäft zu thun.

Am 25ten Ventose zog Bonaparte die in ihren eigenen Angelegenheiten hier befindlichen teutschen Prinzen an seine Tafel. Tags darauf gab Talleyrand ihnen und einigen andern von den angesehenen Deputirten ein ansehnliches Diner. Am 28sten hatte dasselbe bei Cambaceres statt. Kosciusko ist auch noch hier, lebt aber sehr in der Stille.

## 3.

Zürich. Ende Aprils 1801.

— Von wichtigen literarischen Produkten kann ich Ihnen von hier aus nichts erzählen. Der edle 70jährige Greis, der Archidiacon Tobler, hat zum Anfange des Jahres einige Flugblätter: Er macht Rathsworte eines alten Lehrers, und seine Ermunterungspredigt am ersten Sonntage des Jahres für wenige Freunde drucken lassen. Es sind rührende Worte zur rechten Zeit gesprochen. Eine Schrift vom  
N. E. M. Mai 1801. E

Kalisch, in Südpreußen, im März

1801.

Das hiesige königl. Südpreußische Kadetteninstitut ist im Ganzen nach dem Muster des Berliner eingerichtet, welchem es, so wie alle Erziehungsanstalten gleiches Namens in den Preuß. Provinzen, zur Pflanzschule dienen. Gemeinnützige Stiftungen dieser Art gehören noch gar nicht zu den einheimischen \*) Pflanzungen des sarmatischen Bodens, und können nur bei der sorgfältigsten Pflege unter dem Schutze vieler dem

\*) Ich weiß es wohl, daß ehemals zu Warschau eine ähnliche Anstalt geblühet hat. Aber ich weiß auch, daß diese Anstalt mehr dem polnischen Nationalgeschmack, der sich so gern durch eine prunkende Außenseite für den Mangel wesentlicher Vorzüge entschädigen läßt, schmeichelte, als wahren Nutzen gewährte. Der edle Stanislaus Poniatowsky, der dieses Institut gegründet hat, hatte auch hier das unglückliche Schicksal, seine patriotischen Bemühungen zur Bildung und Aufklärung seiner Nation durch die Barbarei und Selbstsucht der Großen des Reichs vereitelt zu sehen. Er mußte dem schmutzigen Geiste dieser Menschen nachgeben, die es sehr behaglich fanden, hier ihre Söhne auf Kosten des Staats erziehen zu lassen, während sie selbst in Einem Abend am Karotisch oder in den Armen feiler Geschöpfe sorglos Summen verschwendeten, die auf ein ganzes Jahr zum Unterhalte dürftiger Familien hingereicht haben würden.

L.

Anseine nach überflüssiger Vorkehrungen, langsam gedeihen. Kein Wunder also, daß unsere erst seit 8 Jahren bestehende Anstalt noch nicht zu dem Grade von Vollkommenheit gereift ist, welchen sie, nach den wohlthätigen Absichten ihres erlauchten Stifters, erreichen soll. Indesß gewährt sie, selbst in ihrem jetzigen Zustande, der Provinz, für welche sie angelegt ist, so bedeutende Vortheile, daß die 17000 Rthlr., welche zum jährlichen Unterhalte derselben ausgelegt sind, dadurch mit reichlichem Ueberschusse erstattet werden. Es werden hier 120 Söhne armer adlicher Familien unentgeltlich unterhalten, unterrichtet und erzogen. Diese Anzahl soll bei einer nächstens zu erwartenden Erweiterung des ursprünglichen Plans beträchtlich vermehrt werden. Wer den Grad der sittlichen Verwilderung der weiland polnischen Nation kennt, und den Quellen derselben nachgeforscht hat, wird gewiß den Nutzen nicht verkennen, welche dem ganzen Lande durch diese einer der bedürftigsten Volksklassen mit unserer Wohlthätigkeit dargebotene Unterstützung zufließt. Nichts war in dem ehemaligen Polen, dem wahren Vaterlande der Extreme, und unter der polnischen Nation, d. h., unter dem Adel des Landes, häufiger, als bettelhafte Armuth neben prunkendem Reichtume. Schulen, wo Dürftige umsonst eine ihrer zukünftigen Bestimmung angemessene Bildung erhalten könnten, sind eben so selten, als Klöster, wo sich ehemals die Kadets reicher und vornehmer Familien in wollüstiger

Gemüchlichkeit mästeten, zahlreich sind. Mit dem Stande des Handwerkers und Landbauers verknüpft das Nationalvorurtheil. Verlust der Adelsvorrechte. Dem armen Adlichen blieb daher nichts übrig, als Schweinhändler, Stallknecht bei einem Großen des Landes, Landstreicher und was dem anhängt, Gauvater und Straßenräuber, oder wenn er diese gemeinen Lebensarten nicht mit seiner vornehmen Geburt vereinigen konnte — Chevalier d'industrie, falscher Spieler, Schmarotzer, geduldiges Ziel des boshafsten Muthwillens seines Gönners und feiles Werkzeug seiner Lüste zu werden. Durch unser Institut wird eine nicht unbedeutende Anzahl dieser Unglücklichen dem traurigen Loose, wozu sie ihre unverschuldete Dürftigkeit verdammt, entrissen und zu brauchbaren Mitgliedern des Staats gebildet. — Auch würden Sie dem liberalen Geiste unserer Regierung sehr Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß unser Institut bloß in der Absicht gegründet wäre, um die Armee mit einem beträchtlichen Zuwachse tüchtiger Offiziere zu versorgen. Dieß ist freilich der nächste Zweck, der sich theils durch das politische Bedürfnis Preußens, als eines militairischen Staates, theils auch dadurch rechtfertigt, daß dem unbemittelten Adlichen so wenig andere Wege zu seinem Fortkommen offen stehen. Aber dieser nächste Zweck ist keineswegs der ausschließende. Das hiesige Kadettenhaus ist eine Erziehungsanstalt für arme Adliche der neuakquirirten Provinzen, oh-



ne Rücksicht auf den Stand, welchem sie sich in reiferen Jahren weihen wollen. Die Zöglinge des Instituts werden nicht zum Kriegsdienste gezwungen. Es bedarf blos einer bestimmten Erklärung ihres Widerwillens, und sie gehen ungehindert von dieser Anstalt zu einer, ihren Anlagen und ihrer Neigung angemessenern Lebensart über. Auch ist der Unterricht, der hier ertheilt wird, mit weiser Rücksicht auf alle Fälle so geordnet worden, daß sowohl der angehende Krieger als derjenige, der sich der Landwirthschaft oder einer ähnlichen Lebensart widmen will, hier zur Ausbildung seines Geistes und zur vertrauten Bekanntschaft mit den ihm nöthigen Wissenschaften den Grund legen, und selbst derjenige, der Beruf zu einem gelehrten Stande fühlt, hier die erste Entwicklung seiner intellektuellen Anlagen erhalten, und beim Uebergang zu einer höhern Bildungsanstalt mit einem nicht unbeträchtlichen Schatze nützlicher Vorkenntnisse entlassen werden kann. An Gemeinnützigkeit hat unser Institut auch noch durch die besondere Vergünstigung gewonnen, daß hier selbst Söhne wohlhabender Edelleute gegen ein mäßiges Kostgeld aufgenommen, und auf gleichem Fuße mit den Kadetten unterrichtet und erzogen werden können.

Das Personale des Instituts, so weit es mit dem Unterrichte und der Erziehung der Kadetten beschäftigt ist, besteht aus einem Hauptmanne, zwei Leh-

vern, zwölf Gouverneurs, wovon einer die Stelle eines Zeichenmeisters vertritt, zwei französischen Sprachmeistern (Nationalfranzosen) und einem Tanzmeister. Alle diese Personen stehen unter der einsichtsvollen Leitung und Aufsicht des Majors v. Berg. Den wirklich liebenswürdigen Charakter dieses Mannes habe ich Ihnen schon geschildert. Er vereinigt in seiner Person die offene Geradheit des Kriegers und die feine Geschliffenheit des Weltmannes mit einer Fülle der schätzbarsten Einsichten, selbst gelehrter Kenntnisse, und einem seltenen Grade von Aufklärung; so daß man verlegen seyn würde, zu entscheiden, ob er sich mehr zum Offiziere, zum Hofmanne oder auch zum Gelehrten schicke. Desto gewisser ist es, daß ein solcher Mann als Vorsteher unserer Erziehungsanstalt ganz an seinem Plage ist; daß diese Anstalt ihm schon sehr viel verdankt, und von seinem patriotischen Eifer, der von den reinsten pädagogischen Grundsätzen geleitet wird, noch sehr viel zu hoffen hat.

Zum Behufe des Unterrichts, welchem sechs Stunden jedes Wochentages gewidmet sind, sind die Kadetten in drei Klassen eingetheilt. Die erste Klasse besteht aus noch ganz rohen Anfängern, meistens aus Polen, welche kein Wort Deutsch verstehen, und selbst ihre Muttersprache nicht lesen und schreiben können. Diese erhalten Unterweisung im Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. Die Langeweile — sie dürfen sich

mit ihren Gespielen nicht in ihrer Muttersprache unterreden — zwingt sie, Teutsch zu lernen. Die Zusatzeweisungen und Belehrungen derjenigen Gouverneurs, welche sich ihnen in der polnischen Sprache mittheilen können, unterstützen sie dabei, und nach Ablauf eines halben Jahres spricht der polnische Lehrling schon mit ziemlicher Fertigkeit ein freilich noch gebrochenes und mit Polonismen reichlich ausgeschmücktes Teutsch. Die zweite Abtheilung besteht aus Zöglingen, welche sich schon einen hinlänglichen Grad von Fertigkeit im Teutschen erworben haben, um einen zusammenhängenden Vortrag in dieser Sprache fassen zu können. Sie wird in der höhern Rechenkunst, in der teutschen Sprachlehre und Rechtschreibung, in der Logik, Naturgeschichte, Erdbeschreibung und in den Anfangsgründen der französischen Sprache unterrichtet; erhält Anweisungen zum teutschen Stile und zum Deklamiren; wobei besonders auch dahin gearbeitet wird, durch statarische Lektüre zweckmäßig ausgehobener Bruchstücke aus unsern klassischen Schriftstellern die Lehrlinge in die Geheimnisse der teutschen Schriftsprache einzuweihen und ihren Geschmack zu bilden. Außerdem werden die Kadetten dieser Klasse auch noch im Handzeichnen geübt. Auch wird in besondern Stunden Unterricht in der polnischen Sprachlehre ertheilt, und mit der nöthigen Anleitung zum Uebersetzen aus dem Polnischen ins Teutsche und umgekehrt verbunden. Die erste

Klasse macht nun den eigentlichen Kern des Corps aus. Sie liefert vorzüglich die Kandidaten zu dem Ausschusse, der jährlich zur Ergänzung der Metropolitanschule nach Berlin gesandt wird. Auch werden aus dieser Klasse diejenigen ausgehoben, die ihren Stubengenossen, unter dem militärischen Ehrentitel von Unteroffizieren und Gefreiten, als Aufseher und Muster vorgezekt sind. Doch bindet man sich nicht streng an diese Regel, und läßt auch zuweilen Zöglingen der zweiten Abtheilung die eben beschriebenen Auszeichnungen widerfahren, wenn sie sich durch musterhafte Aufführung empfehlen, und durch hervorragende Proben von Fleiß und Fähigkeit zu hohen Erwartungen berechtigen. Der Unterricht, welchen die erste Klasse genießt, ist in Rücksicht des Stoffes dem in der vorhergehenden Klasse gleich, nur daß die alte und neue Geschichte den Platz der Logik und Naturgeschichte einnimmt, und an die Stelle der Rechenkunst die Mathematik tritt, welche der Hauptmann des Instituts, Herr Wagenführ, ein verdienter Artillerieoffizier, ein Mann von großer Thätigkeit und schätzbaren Einsichten in seinem Fache, in Verbindung mit den Anfangsgründen der Kriegsbaukunst und Taktik vorträgt, und mit praktischen Anweisungen im Messen und Planzeichnen verbindet. In Ansehung der Form errathen Sie ohne meine Erinnerung, daß man sich begnügt, den Schülern der zweiten Klasse die Anfangsgründe der oben aufgezählten Wissenschaften —

das, was ihr noch ungestörter Verstand leicht fassen und verarbeiten kann — beizubringen; ihnen vom Berge Soreb das gelobte Land zu zeigen, um sie nach näherer Betrachtung der aus der Ferne erblickten Gegenstände lustern zu machen. Beim Unterrichte in der ersten Klasse wird die gereizte Wissbegierde des Lehrlings durch ein zweckmäßiges Detail befriedigt, jedoch mit Vermeidung aller Weitläufigkeit, die Ekel und Ueberladung verursachen könnte. Zum Vortrage der Naturlehre fehlt es vor der Hand noch an einem Apparate. Das Nothdürftigste aus dieser Wissenschaft und der Astronomie wird daher im geographischen Unterrichte beigebracht. Denjenigen Zöglingen des Instituts, die sich zum evangelischen Glauben bekennen, wird besonderer Religionsunterricht ertheilt; für das religiöse Bedürfniß der Katholiken ist durch eine andere Lehrstunde gesorgt, worin Sittenlehre — oder, wenn Sie wollen — reines Christenthum, entkleidet von allen Zusätzen, Verdrehungen und Verkünstelungen des Protestantismus und Katholizismus, vorgetragen wird. Hr. Tripplin aus Sachsen trägt alte Geschichte, deutsche Sprachlehre und höhere Rechenkunst vor. Ehemals lehrte er auch Logik und gab Anweisung in der deutschen Rechtschreibung. Da aber diese Stunden in die Zeit fallen, wo er als Auditor Geschäfte auf der Regierung hat, so hat er diese gegen andere vertauschen müssen, wo er Deutsch- und Polnischlehren lehrt. Uebrigens ertheilt er auch den Kost-

gänger seiner Brigade täglich eine lateinische Privatstunde, wofür ihm monatlich Zwei Thaler bezahlt werden.

Was die Erziehung betrifft, so ist sie mit Hinsicht auf den nächsten Zweck des Instituts ganz auf militärischen Fuß eingerichtet. Die Zöglinge, Kadetten und Kostgänger tragen Montur, ziehen in Parade zum Morgengebete, zur Mittagsmahlzeit, zum Abendessen, zum Abendgebete, werden zur Subordination und zur Pünktlichkeit in ihren Geschäften angehalten, und überhaupt so behandelt, daß ihnen die Erfüllung der lästigen und zwangsvollen Pflichten des Standes, zu welchem doch der größte Theil von ihnen bestimmt ist, zur Gewohnheit werden muß. Sie werden von so vielen wachsamem Augen beobachtet, daß schwerlich ein Vergehen des Zöglings der Aufmerksamkeit und Rüge seiner Vorgesetzten entgehen kann. Jedem Gouverneur ist die besondere Aufsicht über eine aus zehn Zöglingen — den Unteroffizier und Gefreiten mit eingerechnet — bestehende Brigade anvertraut. Diese ist in zwei Zimmer vertheilt, welche nur durch das Zimmer des Gouverneurs getrennt sind, und mit demselben durch Seitenthüren in Verbindung stehen. Die Sorge für den bloß militärischen Theil der Erziehung ist einigen Sergeanten aufgetragen. Der Major und Hauptmann übersehen und leiten das Ganze. Diese Militärerziehung ist nirgends so sehr wie hier

an ihrem Plage. Denn sie ist ganz dazu geeignet, drei dem polnischen Nationalcharakter fremde Tugenden, Frugalität, Ordnungsliebe und Reinlichkeit, unter dieses Volk zu verpflanzen. An Gelegenheit sich auszutoben, durch Uebungen ihre körperlichen Anlagen zu entwickeln, und den geschickten Gebrauch derselben kennen zu lernen, fehlt es übrigens unsern Zöglingen nicht. Eine Wiese in der Nähe des Kadettenhauses ist im Sommer ihr Tummelplatz. Hier ertheilen ihnen, wenn ihre Erfindungskraft erschöpft ist, ihre Gouverneurs selbst die nöthigen Anweisungen zu Spielen, welche den Körper abhärten und geschmeidig machen.

Dies wäre das Wesentlichste und Merkwürdigste, was ich Ihnen von der innern Einrichtung dieses für Südpreußen gewiß sehr wohlthätigen Instituts mitzutheilen hätte. Jeder preußische Patriot und überhaupt jeder, dem die Ausbreitung und Erhöhung der Kultur am Herzen liegt, muß, um des humanen Geistes willen, in welchem dieses militärische Filanthropin gestiftet ist, wünschen, daß die am Eingange des Kadettenhauses prangende Inschrift: „Tironibus Palladis Nicephorae“ — sich als ein kräftiges Wort der Weisheit für Alle, welche aus dieser Anstalt zu dem noch immer unentbehrlichen Stande der Vaterlandsverteidiger übergehen, in der Zukunft durch das glänzendste Waffenglück bewähren möge.

Wien, im März

1801.

Die letzten Briefe aus Konstantinopel melden uns, daß Mahmud Ais, dessen Namen einem unlängst dort erschienenen Buche vorgesetzt ist, und der im vorigen Herbst als Reisesendi nach dem Lager abgesandt worden ist, keineswegs den Erwartungen entspricht, die er durch die Herausgabe des gedachten Buches erregt hatte. Statt Europäer mit der bei den gebildeten Völkern gäng und gäben Artigkeit und Gefälligkeit zu behandeln, zeichnet er sich vielmehr durch Lingschliffenheit und wahre Rohheit in seinem neuen Amte aus. Auch ist seine Kenntniß des Französischen äußerst begrenzt, und kaum hinreichend, das unter seinem Namen erschienene französische Buch zu verstehen, vielweniger ein solches zu verfassen. Man wendet auf ihn das persische Sprichwort an: Staub bleibt Staub, und wenn er bis zum Himmel auffliegt.

Trieß, im März 1801.

Mit der letzten aus Darfur in Aegypten angekommenen Karawane, die seit zwei Jahren ausblieb,



weil die letzte bei den Unruhen in Aegypten geplündert ward, hat Hornemann einem seiner Freunde in Kairo geschrieben. Er befindet sich am Hofe des Königs von Darfur, wo er ungemein wohl aufgenommen worden ist, und mit vorzüglicher Gunst behandelt wird. Derselbe Freund hatte ihm Empfehlungsschreiben von Nura dhey an den Herrscher von Darfur verschafft, und zwei europäische Diener samt einem Griechen und Araber mitgegeben. Die Waaren, welche die Karawane aus Darfur mit sich bringt, sind Goldstaub und Elefantenzähne.

---

V.

## Attisches Museum.

---

Der dritte Heft des dritten Bandes dieser periodischen Schrift, die ihrer Ueberschrift stets getreu blieb und einige der schönsten Blüten aus Hellas Gärten mit zärtlicher Pflege zu verpflanzen, weder Mühe noch Kosten sparte, beschließt nun die erste Reihe des Museums und hat zum bequemern Gebrauch auch vollständige Register über alle 9 Hefte erhalten. Die

zwei vorzüglichsten Stücke in dem letzten, so eben ausgegebenen Hefte enthalten eine metrische Uebersetzung des Prometheus von Aeschylus und der ersten Philippika des Demosthenes, beide mit Einleitungen und Anmerkungen, die auch den mit der Urschrift nicht bekannten Leser vollkommen in den Stand setzen, sich von den eigenthümlichen Schönheiten in der Komposition jener bewunderten Originale eine richtige Vorstellung zu machen. In beiden wird man die geübte Hand eines Meisters wohl nicht leicht verkennen.

B.

Der Neue  
Deutsche Merkur.

---

6. Stück. Junius 1801.

---

I.

L a v a t e r

als

fyfiognomifcher Naturforfcher.

Von

Karl Ludwig von Haller \*).

---

Nicht ohne Grund ftügte fich Lavaters vorzüglicher Ruhm, zumal im Ausland, auf fein geiftreiches Werk, das er fo richtig und zugleich mit der gefühlteften Befcheidenheit fyfiognomifche Frag:

\*) Man wird dieß zugleich als eine Fortfetzung des überall mit verdientem Beifall aufgenommenen Denkmals der Wahrheit auf Johann Kaspar Lavater anfehn.

mente nannte. Das Verdienst eines warmen und thätigen Gottesverehrer's, wiewohl es dem Grade und der Reinheit nach gewiß selten war, hatte er mit andern trefflichen Männern jedes Zeitalters gemein; sein Verdienst als Seelforger war seiner Natur nach größtentheils lokal und nicht zum Ruhme vor der Welt, noch zum prahlenden Geräusche geeignet; aber seine sytlognomischen Fragmente stellten ihn nebst jener Grundeigenschaft, die auch in diesem Werke überall hervorleuchtet, zugleich als einen originellen Kopf dar, und setzten ihn, ich scheue mich nicht es zu sagen, in die Klasse der seltenen Männer, die mit entdeckendem Beobachtungsgeist den Umfang des menschlichen Wissens, wo nicht erweitert, doch wenigstens die Bahn dazu muthig gebrochen und den Weg zu einem unerschöpflichen Reichthum neuer und wichtiger Kenntnisse eröffnet haben. Denn was auch blinder Haß oder die nichts lesende, nichts prüfende und doch über alles absprechende Unwissenheit sagen mag, so werden Lavater's sytlognomische Fragmente immerhin ein Werk des Genie, ein Schatz von reichen und schönen Gedanken, ein Monument des scharfsinnigsten und fleißigsten vergleichenden Beobachtungsgeistes, ein kostbarer Beitrag zur feinern Naturkunde bleiben. Diefes nigen geben wahrlich einen beklagenswürdigen Beweis von ihrer Geistes-Leerheit, die in demselben nichts weiter als ein Prachtwerk mit schönem Papier und vielen theils guten theils schlechteren Kupferstichen er-

blicken, und ihm, wie es scheint, bloß deswegen einen Platz in der deutschen Literatur und Kunst anzuweisen zu wollen scheinen. Die meisten übrigen müssen es gewiß nicht gelesen oder nach Art der Kinder (deren Zahl auch unter den Erwachsenen groß ist) bloß die Bilder begafft und einzelne Urtheile mehr neugierig als Wahrheitsuchend durchblättert haben, sonst wären gewiß ganz andere Urtheile darüber zum Vorschein gekommen. Man würde dem Verfasser nicht (was zwar den meisten ausgezeichneten Schriftstellern zu geschehen pflegt) Dinge vorgeworfen haben, von denen kein Wort in dem Werke steht, oder von denen gerade das Gegentheil darin enthalten ist, nicht Einwürfe gemacht oder Schwierigkeiten aufgeworfen haben, die Lavater unendlich stärker und aufrichtiger selbst gemacht, zugegeben oder treffend beantwortet hat; man würde nicht bloß über den Verfasser gelacht haben und damit die Natur und ihre Gesetze selbst wegdemonstrirt zu haben glauben, nicht so oft sich selbst widersprechen, und indem man die Sytognomik an sich zu bestreiten wähnte, fast auf jeder Linie das eigene aus der Natur unvertheilbare sytognomische Gefühl verrathen. Lavaters Werk waren Fragmente und sollten nichts anders als Fragmente seyn. Er sagt es in der Vorrede, er sagt es fast auf jeder Seite, er wiederholt es am Ende; daher hätte man nicht erwarten sollen, daß ihm die Einen vorwarfen, er habe die Sache gleich zu einer Wissenschaft zu machen

gewagt, und die Andern, daß er nur Fragmente und kein vollendetes System geliefert habe. So assertorisch seine Behauptungen sind, wenn von der Wahrheit der Fysiognomik an sich die Rede ist, weil er da gleichsam Gottes Natur läugnen müßte; so sehr ist er andrerseits von Demuth durchdrungen, wenn er von der Unvollkommenheit seiner Versuche (in denen es ihm jedoch noch keiner zuvorgethan hat) oder von seinen Urtheilen spricht; und diese Demuth ging eben aus der deutlichen Einsicht hervor, wie unendlich viel zu diesem Studio erfordert werde, und wie vielen Klippen man dabei ausgesetzt sey. Es kann, sagt er, kein Mensch von diesen Versuchen mehr schlimmes denken, als ich selbst denke; ich besitze sehr wenig fysiognomische Kenntnisse, es mangeln mir manche Eigenschaften und Hülfsmittel, um es hierin weit zu bringen; ich habe mich unzähligemal geirrt und irre noch täglich, wiewohl eben diese Irrthümer das beste Mittel zur Berichtigung meiner Kenntnisse waren (T. 1. S. 7.) u. s. w. Aber verwechselt nicht das Object mit dem Subject, den Gegenstand mit demjenigen der ihn bearbeitet! Ich kann schlecht über die Fysiognomik schreiben, und sie kann doch eine wahre in der Natur gegründete Wissenschaft seyn; ihr werdet viel gegen meine fysiognomische Einsicht, wenig gegen die Fysiognomik selbst einwenden können u. s. w. Um aber Lavaters Werk mit Gerechtigkeit zu beurtheilen, kommt es darauf an: 1) ob die Fysiognomik an sich in der Na-

cur gegründet, d. h., ob sie uns den Karakter der Dinge in ihrem Aeußern darstelle, 2) ob sie als Wissenschaft möglich, d. h. ob man es durch Erfahrung und Beobachtung in dieser Erkenntniß weiter als durch bloßes Gefühl bringen könne, 3) ob Lavater hiezu die rechte Methode befolgt oder einige Resultate hervorgebracht habe; und es gehört wesentlich in ein seiner Ehre gewidmetes Denkmal hier gedrängt zu erörtern, oder aus der Vergessenheit hervorzuziehen, was eigentlich Lavaters Meinung über die Gynognosik war, was er in dieser Rücksicht leisten wollte, geleistet hat und worinn eigentlich sein Verdienst um diese Sache besteht?

Daß der Geist und das Gemüth des Menschen sowohl in ruhigem als in bewegtem Zustand in seiner äußeren Gestalt und am erkennbarsten in seinem Gesicht erscheine, daß er alles was ihn umgiebt nach jenen Anlagen oder Neigungen modifizire, allem was er thut gleichsam das Gepräge seines Karakters und seiner habituellen Fähigkeiten ausdrücke, daß mithin aus diesen äußeren Zeichen und selbst aus seinen unbedeutendsten Handlungen sich mehr oder weniger die innere Beschaffenheit, aus der sichtbaren Wirkung die unsichtbare hervorbringende Ursache erkennen lasse, das ist eine von jenen Wahrheiten der unmittelbaren Anschauung, deren Beweise sich allerwärts dergestalt dem allgemeinen Menschengefühl aufdringen, daß man

ihre Glorie verdunkelt, sobald man sie nur metho-  
 disch zu demonstriren unternimmt, und die zu bezwei-  
 feln man ungläubiger seyn muß, als diejenigen, wel-  
 che ihre eigne Existenz oder die Sonne am Himmel  
 läugnen. Aber schon darinn zeigt sich Lavaters Ge-  
 nie und Originalität, daß gewiß noch in keinem Werk  
 die Beweise davon so mannigfaltig hervorgehucht, so  
 treffend ausgewählt, gleichsam dem gemeinen Mens-  
 chenverstand entgegengehalten, so interessant und pop-  
 ulär dargestellt, so deutlich entwickelt oder so lehr-  
 reich in das ganze Werk verwoben und hineingeflocht-  
 ten sind. Es ist in der That kein Schritt und Tritt  
 in dieser Welt zu thun möglich, ohne daß die Sys-  
 tognomik jene bewundernswürdige Eigenschaft der  
 Natur, insbesondere aber der menschlichen Gesichtsbil-  
 dung und Gesichtsbewegung, uns das Innere in  
 dem Aeußeren darzustellen, nicht durch die Erfahrung  
 bestätige. Sie ist die allen Zonen, allen Menschen,  
 ja selbst den Thieren verständliche Sprache, die auf  
 der ganzen Erde Gleichartiges sich nähern, Ungleichar-  
 tiges sich zu entfernen lehrt, und die allein die Mens-  
 chen in Gesellschaft führen würde, wenn andere Be-  
 dürfnisse es nicht thäten. Denn wer wird nicht z. B.  
 den Zorn von der Sanftmuth, die Stärke von der  
 kraftlosen Schwächlichkeit, den Schrecken von der  
 Ruhe, die Liebe von dem Haß, die Freude von der  
 Traurigkeit u. s. w. im Angesicht des Anderen erkens-  
 nen und zu unterscheiden wissen, sich von den einen



angezogen, von den andern aber zurückgestoßen fühlen. Es ist kein Mensch auf der weiten Erde, von Adam an, wie Lavater sagt, bis auf den letzten der sterben wird, kein Kind, das nicht täglich bewußt oder unbewußt, richtig oder unrichtig physiognomische Urtheile fälle, und von denselben geleitet werde, nur daß der eine diese, der andere jene, ihm mehr vor Augen liegende oder seine Aufmerksamkeit mehr reizende, Zeichen (Gesicht oder einzelne Züge desselben, Gestalt, Bewegung, Rede, Modulazion der Stimme, Schriften, Kleidung, Hausrath u. s. w.) zum Grund seiner Urtheile nimmt, jener dunkel aus bloßem Gefühl, aber deswegen oft nicht minder richtig schließt, dieser bestimmt die Züge angiebt, die ihn zu jenem Schlusse bewegen. Man trifft diesen physiognomischen Sinn oft selbst bei gemeinen Menschen, denen aber die natürliche Gabe des Aufmerkens und Beobachtens gegeben ist, in bewundernswürdigem Grade an, und genau betrachtet, sind alle großen Menschenkenner, die sich als solche im Staate, im Feld oder in andern Fächern berühmt gemacht haben, nichts anders als gute natürliche Physiognomen gewesen, d. h. solche, die mit geübtem scharfen Blick, aus äußeren Zeichen, es sey des Gesichts, der Bildung oder anderer Charakterzüge, die innere Fähigkeit oder Tauglichkeit der Menschen schleunig und richtig zu erkennen wußten. Die Sprache aller Völker und aller Zeiten ist voll von Worten, Sprichwörtern und Redensarten, die alle

von physiognomischen Urtheilen herrühren, oder kurzgefaßte, physiognomische Urtheile in sich enthalten; sie stimmen sogar auf eine auffallende Art unter sich überein; und im Grund sind alle Wörter, womit wir die inneren Geistes- oder Gemüthsbeschaffenheiten zu charakterisiren pflegen, bloß von ihren äußeren Zeichen d. h., von der Physiognomik, hergenommen \*). Auf

\*) Es fallen mir in diesem Augenblick z. B. nur folgende ein: aufrichtig (aufgerichtet) offen — verschlossen — fest — sanft — gerade — schielend — faltenlos — aufgeblasen — Windbeutel, ein wohl organisirter oder gebildeter Kopf, fein — grob — hell — dunkel — trübe — scharfsinnig — stumpf — steif — biegsam — widerhaarig, einfältig u. s. w. Wenn der Metaphysiker uns einwenden will, daß dieses alles nur metaphorische Ausdrücke seyen, und daß wir nach unserer Natur geistige Eigenschaften nicht anders als sinnlich und bildlich zu bezeichnen vermögen, so können wir ihm solches allerdings zugeben; aber der naturforschende Physiognom wird dann weiter fragen, woher es komme, daß alle Völker zu allen Zeiten und in allen Sprachen diese und jene Geistesanlagen oder Gemüthszustände gerade nur mit diesen und nicht mit andern oder auch mit den entgegengesetzten, sinnlichen Zeichen oder Bildern charakterisiren, daß man z. B. der groben Brutalität nicht seine sanfte gebildete Züge zuschreibt, dem hellen Verstand, dem nachdenkenden Beobachter kein trübes, leeres umherschwebendes Auge beimist u. s. w. Woher anders als aus dem unzerstörbaren Gefühl, welches durch Beobachtung

der Physiognomik, als Eigenschaft der Natur, beruhet die Malerei, deren höchste Vollkommenheit doch darinn besteht, gleich wie ihr Urbild die Natur, den inneren Karakter gleichsam den unsichtbaren Geist durch äußere Formen allgemein erkennbar darzustellen; die Musik, die durch den Ton anzeigen soll, was in dem Gemüth vorgeht; die Semiotik, die in ihrem ganzen Umfang und aller ihrer möglichen Vollkommenung nichts anders ist, als die auf die Zeichen der Gesundheit oder Krankheit gerichtete Physiognomik; die Schauspielkunst, die Mimik, mit einem Wort, alle Wissenschaften oder Fertigkeiten, wodurch man durch äußere Merkmale auf die innere Beschaffenheit der Dinge schließt, und selbst die so

immer mehr bestätigt wird, daß jener innern Beschaffenheit gewöhnlich (und bei genauer Beobachtung allemal) eine solche korrespondirende körperliche Eigenschaft entspricht, und daß daher, wo letztere sich findet, auch mehr oder weniger auf erstere geschossen werden kann.\* Lavater wünscht irgendwo in seinen Fragmenten ein Wörterbuch von allen dergleichen physiognomischen oder von physiognomischer Deutung entlehnten Wörtern, und es ist gewiß, daß eine Sammlung von solchen Ausdrücken und Redensarten, eben weil sie aus dem natürlichen Gefühl aller Menschen herkommen, die schätzbarsten Materialien liefern würde, nicht um dadurch sogleich Systeme zu bauen oder zusammenzustoppeln, sondern um durch sie zu mehreren und genaueren Beobachtungen gereizt und geleitet zu werden.

sehr gegen die Physiognomik angewendete Verstellungskunst — Denn wofür brauchte man sich zu verstellen, d. h. andere Züge, Mienen und Gebärden u. s. w. anzunehmen, wenn der habituelle ungezwungene Charakter keine erkennbaren Zeichen hätte, und wird der geübte Kenner nicht auch die Merkmale der Verstellung, wie die Schminke von der natürlichen Farbe, zu unterscheiden wissen. Sie ist endlich von allen großen Beobachtern und Naturforschern aller Zeiten eingesehen und anerkannt, wiewohl wenig bearbeitet worden. Des Aristoteles, Galenus, Hippokrates u. a. m. nicht zu gedenken, die bei manchen trefflichen Bemerkungen doch zu allgemein, einseitig und auf Geräthwohl absprechen, führt Lavater merkwürdige Stellen aus Salomo, Jesus Sirach, Plinius, Cicero, Quintilian, Montagne, Vaco, Ernesti, Haller, Sulzer, Wolf und Gellert an, von denen er wohl mit Recht sagen kann, daß in ihrer Gesellschaft ausgelacht zu werden, er sich zur Ehre rechne \*). Der erste malet in verschiedenen Stellen die körperlichen Merkmale der Falschheit, der Schalkhaftigkeit, der Thorsheit, des Hochmuths, wie wir sie noch heut zu Tag erkennen \*). Der zweite bemerkte schon, daß das An-

\*) Physiognom. Fragmente B. 1. S. 23. wo auch alle diese Stellen nachzusehen sind.

\*\*) Sein kühnes Experiment, wodurch er die wahre

gesicht, die Gebärden, die Kleidung, das Gelächter, der Gang des Menschen, auch das Weisen seiner Zähne anzeigen, was in ihm sey. Plinius und Cicero haben mehrere ähnliche Stellen, und letzterer hat sogar schon (was auch alle neueren Kriminalisten nicht ganz ohne Recht thaten) diese physiognomischen Zeichen unter die sichersten Indizien und Beweise der Schuld oder Unschuld gesetzt \*). Montagne achtet die

Mutter des bestrittenen Kindes erkennen wollte, (es wundert mich, daß Lavater dieß nicht angeführt hat) war ebenfalls durchaus physiognomisch. Er setzte die mütterliche Neigung auf eine solche Probe, daß sie sich nothwendig in Miene, Sprache und Gebärden äußern mußte. Scharf nach dem Schatten gezogene Profilumrisse der beiden Mütter und der beiden Kinder, woran man Zug für Zug hätte vergleichen können, hätten vielleicht die Wahrheit noch deutlicher ins Licht gesetzt.

- \*) *Figuram corporisabilem et aptam ingenio humano dedit natura etc. Tum speciem ita formavit oris, ut in ea penitus reconditos mores effingeret etc. Omitto opportunitates, habilitatesque corporis, moderationem vocis, orationis vim etc. de Legib. I. 9.* Die andere Stelle lautet folgendermaßen: *Ac mihi quidem cum illa certissima sunt visa argumenta tabellae, signa, manus, denique unius cuiusque confessio: tum multo certiora illa (also gewisser als Urkunden und Geständniß selbst, oder vielmehr ihre Besichtigung) color, oculi, vultus, taciturnitas. Sicenim conspuerant, sic furtim nonnunquam inter se con-*

Schönheit bewegen an Menschen und Thieren über alles hoch, weil er sie fast für unzertrennlich mit der Güte halte, eine Behauptung, die aber von Lavater in seinem vortrefflichen Fragment von der Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit unendlich besser bestimmt, eingeschränkt und berichtigt wird \*). Baco gesteht ebenfalls, daß die Physiognomik, älterer Verunstaltung ungeachtet, ihren festen Grund in der Natur und großen Nutzen für das gemeine Leben habe \*\*). Ernesti

spiciebant, ut non ab aliis judicari, sed ipsi a se viderentur. Wenn es wahre Gottes = Urtheile giebt, so müßte man die physiognomischen also nennen. Denn es spricht in ihnen die lebendige Natur, die Stimme Gottes.

\*) Es mag auch wohl hierinn der geheime, hierdurch geadelte Grund liegen, warum jedermann lieber schön als reizend seyn will, und warum die vollkommene, sanfte, saltelose Schönheit, allgemeine Ehrfurcht, Bewunderung und Verehrung einflößt.

\*\*\*) Descriptio, qualis possit haberi notitia de anima et habitu corporis, aut de corpore ex accidentibus animae duas nobis peperit artes, utramque praedictionis, inquisitionibus alteram Aristotelis, alteram Hippocratis illustratam. Quanquam autem tempora recentiora has artes superstitiosis et phantasticis mixturis polluerint, repurgatae tamen ac in integrum restitutae, et fundamentum habent in natura solidum, et fructum edunt ad vitam communem utilem.

leitet daraus einen Beweis der innigen Zusammenstimmung der Seele und des Körpers her, und gesteht auch, daß diejenigen, welche aus den Zügen und Umrissen des Gesichts und des ganzen Hauptes von der Natur und den Anlagen des Gemüths urtheilen zu können glauben, die Erfahrung gar nicht wider sich haben \*). Haller erkennt in ihr die untrügliche und allen lebenden Geschöpfen verständliche Sprache, wodurch der Schöpfer gewollt hat, daß sich die Gemüthsbewegungen an den Tag legen; er charakterisirt die süsslichen Ausdrücke der Liebe, der Bewunderung, der Neugierde, des Erstaunens, der Freude, des Lachens, des Weinens, der Traurigkeit, des Zorns, des Hasses, der Verachtung, des Schreckens mit außerordentlicher

Prima est Physiognomia quae per corporis lineamenta animi indicat propensiones; altera somniorum naturalium interpretatio, quae corporis statum et dispositionem ex animi agitationibus detegit. De augm Scient. L. IV. 1.

\*) Ex eo etiam animi corporisque cernitur conspiratio, quod fere solet naturalis corporis habitus cum facultatibus propensionibusque animi consentire, ut ex oratione, incessu, colore de animi ingeniique ratione conjectura fieri possit. Hierauf folgen einige Beweise, und dann fährt er weiter fort — nihil ut de eo dicam, quod quidam ex oris vultusque lineamentis, totius capitis conformatione de animi natura et indole judicari posse existimant,

Bestimmtheit, und wagt es sogar, den physiologischen Grund anzugeben, warum selbst die dominirenden Affekten oder habituellen Gemüthszustände sich in dem Gesichte einprägen und in demselben deutlich erkennen lassen \*). Sulzer nimmt die Wahrheit der Physiognomik als eine unwidersprechliche Sache an, und nennt den Körper das Bild der Seele oder die Seele selbst sichtbar gemacht \*\*). Wolf deduzirt sie

in quo quidem experientiam minime illi habent repugnantem. Init. Solid. Doctr. p. 70.

\*) Nachdem er nemlich die äußere Form jener verschiedenen Affekten beschrieben, so heißt es weiter: Recte perspectum est non dudum, plerosque quidem dominantés adfectus in vultu inspecto legi, ut laetum hominem et jocosum; tristem et severum: superbum: mitem et benignum: innocentem et pudicum, humilem, uno verbo omnes etiam compositos adfectus aut suborta vitia, indeque natas virtutes, manifestis in vultu et universo corpore signis se pro dentes distinguas. Id fit, quia muscoli qui sunt adfectus alicujus characteristici, in eo homine in quo is adfectus dominatur, frequentius agunt, ut necesse est frequentius contrahi irae musculos in homine irato. Ita fit denique repetito usu, ut ii muscoli invalescant, et reliquis in eo temperamento quantibus potentius se efferant, ideoque etiam, postquam adfectus animi se remittit, tamen aliqua pars characteris regnantis adfectus in facie supersit. Elem. Physiol. T. 5. p. 590 - 591.

\*) Wie ungegründet den meisten Menschen die Sp-



mit der ihm eigenen zwar nach Gründlichkeit aber nach keiner Eleganz jagenden Einsicht und Methode, metaphysisch aus der Verwandtschaft des Leibes mit dem Gemüthe; er dehnt dieselbe sogar auf die Gestalt der Gliedmaßen und des ganzen Leibes aus \*), und Beller hat aus ihr den Stoff zu einer seiner schönsten moralischen Vorlesungen genommen, in welcher er behauptet, daß durch Tugend, durch Beredlung des Herzens das Gesicht veredelt, durch Verstandeskultur die Züge verfeinert werden u. s. w. (S. 303, 307.)  
 Einer Menge anderer theils weniger berühmten theils

Physiognomik oder die Wissenschaft aus dem Gesicht und der Gestalt des Menschen seinen Charakter zu erkennen, vorkommen mag: so ist doch nichts gewisser, als daß jeder aufmerksame und nur einigermaßen sühlende Mensch etwas von dieser Wissenschaft besitzt u. s. w. Theorie der schönen Künste. B. 2. Art. Portrait.

- \*) „Solchergestalt, schließt er zuletzt, hat die Kunst, der Menschen Gemüther aus der Gestalt der Gliedmaßen und des ganzen Leibes zu erkennen, welche man die Physiognomik zu nennen pflegt, wohl einen richtigen Grund: Ob man aber bisher es getroffen, wenn man besondere Auslegungen von dieser Verwandtschaft des Leibes mit dem Gemüthe machen wollen, laß ich vor dießmal an seinen Ort gestellt seyn.“ Weiter unten ahndet er auch bereits, daß die festen unbeweglichen Theile die natürlichen Anlaßen und Neigungen des Menschen anzeigen, nicht aber, daß,

neuerer noch lebenden Schriftsteller nicht zu gedenken. Selbst die vielen syſtognomiſchen, metopokopiſchen und chiromantischen Schriften älterer Zeit, ſind nichts anders, als abergläubische, fantaſtiſche und betrügeriſche Veranſtaltungen oder Uebertretungen eines dem allgemeinen Gefühl ſich aufdringenden Erkenntnißmittels, denen aber doch, weil ſie ſo allgemein ſind, etwas Wahres zum Grunde liegen muß. Ihre Urheber, die doch nicht alle in die gleiche Klaſſe zu ſetzen ſind, fühlten, daß es möglich ſey, aus dem Aeußeren gleichſam das Innere, aus dem Sichtbaren das Unſichtbare zu erkennen, aber ſie verließen den einzig wahren Weg der regelmäßigen Erfahrung oder vergleichenden Beobachtung, der freilich mühsam und koſtbar iſt, ſie bauten aufs Gerathewohl Systeme, rhapsodiſche Ausſprüche, und ſchafften ſogleich allgemeine Regeln aus einzelnen zufälligen Bemerkungen, es mangelte ihnen

was er ergreifen werde. „Die Sache, endet er, iſt „delikat, und ich fürchte gar ſehr, die Syſtognomie „erfordere mehr Einſicht (ſollte heißen Beobachtun- „gen) als zu der Zeit in der Welt geweſen, da man „ſie in Regeln zu bringen ſich unterfangen.“ (Dieß letztere aber hat ſelbſt Lavater noch nicht gethan, ſondern nur mannigfaltigere genauere Erfahrungen angeſtellt, und einige, wiewohl noch vorſichtige Schlüſſe zu ziehen gewagt, wie wir weiter unten ſehen werden). Vernünftige Gedanken von der Menſchen Thun und Laſſen. S. 213. 14. 16 und 19.

an Sinn, Geschmack und Urtheilskraft, um auf die wesentlichen feineren Merkmale zu achten; sie wollten endlich aus jenen äußeren Zeichen Schicksale deuten, anstatt daß man aus denselben nur natürliche Anlagen, Neigungen, Gemüthszustände erkennen kann \*). Gleichwohl dürfte ein philosophischer Kopf selbst in diesen herumtappenden Versuchen noch manche schätzbare Bemerkungen finden, und dadurch zu weiterem beachtigendem Studio veranlaßt werden.

Allein von allen jenen berühmten Naturforschern, welche die Wahrheit der Physiognomik ahndeten, anerkannten und bewiesen, hat gleichwohl keiner die Sache selbst angegriffen und tiefer in diese Eigenschaft der Natur einzudringen gesucht. Einigermassen ist dieses wohl mit den Zeichen der Affekten, Gemüths-

\*) Anlagen, Neigungen u. s. w. können wohl Schicksale befördern oder verhindern, aber deswegen werden letztere doch immer noch von ganz anderen äußeren Umständen hervorgebracht. In jenem erstern Sinn sagt Lavater irgendwo, daß sich auch eine weisagende Physiognomik denken lasse, insofern man nemlich aus Charakter und Fähigkeiten auf Thaten schließen, und vermuthen darf was ein Mensch werden kann und nicht kann, und unter Umständen seyn oder nicht seyn werde, wo dann freilich zur Wirklichkeit noch besondere Veranlassungen nöthig sind. Im gemeinen Leben finden sich dergleichen Urtheile sehr häufig. Man kann gewöhnlich schon an dem Kind sehen, was der Mann seyn wird.

Bewegungen, Leidenschaften u. s. w. geschehen, die zwar schon an sich unendlich mannigfaltig und zusammengesetzt sind. Man hat dieselben genau beobachtet, durch Bilder und Worte bezeichnet, für Künstler und Dichter in Regeln gefaßt, die wenigstens in ihren Hauptzügen allgemein angenommen, jedem Kinde erkennbar und von niemand widersprochen sind. Dieß nennt aber Lavater die Pathognomik (die Kenntniß und Deutung der Zeichen der Affekten und Leidenschaften), von der er die Physiognomik (oder die Kenntniß und Deutung der Zeichen des ruhigen und habituellen Gemüthszustandes) unterscheidet. Durch jene erkennt man den bewegten, durch diese den stehenden Charakter. Lavater ahndete und glaubte durch zahlreiche Beobachtungen erfahren zu haben, daß die Form der festen und die Ruhe der beweglichen Theile anzeigen, was der Mensch von Natur oder durch Gewohnheit sey, die Form der beweglichen aber, was er treibt oder in diesem Augenblick sey, und in dieser scharfsinnigen Unterscheidung besteht eigentlich ein Hauptschritt, den er zur Vervollkommnung der Wissenschaft gemacht hat. Die Pathognomik war längst bekannt, zugestanden, und es ist auch ganz natürlich, daß dieselbige viel früher als die Physiognomik bearbeitet werden mußte. Die pathognomischen Zeichen, d. i. die Zeichen der Affekten und Leidenschaften, sind auffallender, hervorstechender, in die Augen springender; sie reizen die Aufmerksamkeit theils durch ihre Neuheit, theils vors

füglich dadurch, daß sie ein Interesse für uns haben, daß sie uns gewöhnlich andeuten, was der durch Leidenschaft bewegte Mensch in Beziehung auf uns sey, was wir von ihm zu hoffen oder zu fürchten haben u. s. w. \*), da hingegen die physiognomischen Zeichen schon weit mehr freie Beobachtung erfordern, und eben weil sie den gewöhnlichen Zustand ausdrücken, von dem unaufmerkenden Auge übergangen werden.

- \*) Wie physiognomisch sind nicht z. B. alle Liebenden? Da ist nichts was ihrem Scharfblick entgeht, selbst wenn die Liebe noch still verschlossen und gar nicht in Affekt oder Leidenschaft übergegangen ist. In jedem Wort, in Blick, Gang, Bewegung, im Still-schweigen, im Ton der Stimme, in den unbedeutendsten Handlungen werden sie die Liebe entdecken, die bloße Verliebtheit von der durch Hochachtung geadelten Liebe unterscheiden, und eben so ihre Abwesenheit, ihre Abnahme, oder die eintretende Gleichgültigkeit, aller Verstellung und selbst vermehrter Attentionen ungeachtet, augenblicklich zu erkennen wissen. Sie pflegen auch gewöhnlich sehr bestimmt die Zeichen anzugeben, die sie zu diesem Urtheil bewegen, und sich hierin gewiß selten zu betrügen. Der Ton der Stimme, der Druck der Hand ist eben so ausdrucksvoll und so mannigfaltiger Modifikationen fähig als der Blick des Auges. Ich kann mich hiebei wohl füglich auf die Erfahrung eines jeden berufen, der je in diesem Fall gewesen seyn mag, und zweifle sehr, daß er alsdann noch die Physiognomie läugnen werde.

Aber beide beruhen gleichwohl auf der nemlichen Kraft der Natur; die Physiognomik ist, wie Lavater sich ausdrückt, die Wurzel, der Stamm der Pathognomik; und wäre auch jene Unterscheidung des bewegten und des unbewegten im menschlichen Gesicht, und ihr Verhältniß mit dem stehenden oder vorübergehenden Charakter des Menschen eine bloße Hypothese: so verdiente sie schon ihrer außerordentlichen Wahrscheinlichkeit wegen, nicht verlachtet sondern geprüft und durch regelmäßige Erfahrung berichtigt zu werden. Wenn die Affekten sich in dem Gesichte äußern, d. h. in demselben eine bestimmte Veränderung hervorbringen, warum sollte der habituelle Gemüthszustand nicht auch in dem gewöhnlichen Gesicht erkennbar seyn, warum die Züge, die mit den Zeichen jener Affekten, d. i. mit jener höhern Akzion, es sey des Gemüths oder des Verstandes, analog sind, nicht eine natürliche Disposition zu denselben verrathen, so daß wenn z. B. bei guter, fröhlicher, harmloser Stimmung des Herzens das Gesicht sich in angenehme Falten legt, ein Gesicht, das habituell diesen Ausdruck, diese sanften Züge hat, auch einen guten offenen Charakter anzeige u. s. w. Ist nicht diese Veränderlichkeit der Züge noch bewundernswürdiger als ihre Stetigkeit, und liegt nicht gerade darin ein Beweis, daß das menschliche Angesicht das Bild der Seele sey, daß so wie der Zustand der letzten sich ändert, auch in dem ersten eine Veränderung und zwar den Haupt-

gügen nach bei allen Menschen die nemliche hervorgeht? Man gesteht allgemein, daß kein Gemüthscharakter dem andern, und eben so keine Physiognomie der andern vollkommen ähnlich sey; und niemand sollte auf die Vermuthung gerathen, daß mithin irgend ein natürliches Verhältniß zwischen beiden herrschen müsse, daß jener gleichsam Ursache, diese Wirkung sey. Wäre nicht der bloße Gedanke des Gegentheils für unser Gefühl empörend? Könnten wir z. B., wie Lavater sagt, die Behauptung ertragen, daß die Natur, äußere Zufälligkeiten abgerechnet, das tugendhafteste erhabenste Geschöpf am häßlichsten mache; daß sie in dem Maße äußere Mumpheit oder Grobheit hervorbringe, in welchem Verstand und Kultur da ist; daß sie einen Starcken zitternd, gebeugt und hinfallend, einen Schwindsüchtigen aber fest und muskulös, aussehcn lasse u. s. w. Ist nicht das Gegentheil in der ganzen Natur sichtbar, und geht nicht ihre Kraft, das Innere durch das Aeußere, vermittelst analoger Formen erkennbar darzustellen, durch die ganze Schöpfung hindurch \*)? Pflegen wir z. B. die Güte, die Tauglich-

\*) Diese Bemerkung ist, ihrer auffallenden Wichtigkeit ungeachtet, so viel mir bekannt, noch von niemand als von Lavater gemacht worden. Physiogn. Fragm. B. 1. S. 47-49. Man hatte sich immer nur auf die Gestalt oder das Gesicht des Menschen eingeschränkt, die freilich unserer Beobachtung am nächsten liegen. Uebrigens kommen alle diese Beweise, die

keit, den Charakter, die Gesundheit, die Krankheit, das Alter der Thiere, der Pflanzen, der Früchte und selbst aller leblosen Produkte anders als nach ihrer Gestalt, ihrer Form, ihrer Farbe, ihrer Größe, ihrer Stellung, ihrem Ausdruck, mit einem Wort, nach ihrer Physiognomie zu beurtheilen, und zwar, bevor sich jene Eigenschaften noch durch die Erfahrung bestätigt haben; geht nicht auch in diesen Dingen, je nach der Ab- oder Zunahme jener innern Tugenden oder Untugenden, eine korrespondirende äußere Veränderung hervor? Wird nicht auch da (unter der nemlichen Art) das Schönere immer für besser, das Feinere für vollendeter gehalten? Und zuletzt, was hätten wir sonst für Mittel, diese uns am meisten interessirenden verborgenen Kräfte zu erkennen, wennes nicht durch äußere Zeichen geschehen könnte?

Mit der Wahrheit der Physiognomik an sich oder der Allbedeutsamkeit der menschlichen Physiognomie hat es also wohl seine Richtigkeit, und die oben angeführten Stellen der berühmtesten Naturforscher haben sowohl auf diese als auf die Pathognomik Bezug? Aber kann die Physiognomik je eine Wissenschaft werden? Vermögen wir ihre Zeichen zu erkennen, anzugeben und mit

ich hier zusammenbränge und zum Theil mit andern Worten ausdrücke, in Lavaters Werk vor, und werden allda sehr scharfsinnig entwickelt.



einiger Sicherheit zu deuten? Das scheint mehr die Frage zu seyn, womit man Lavaters Versuche siegreich zu vernichten und zu entwürdigen geglaubt hat, ohne je seine so bescheidene und gründliche Beantwortung zu widerlegen \*). Ist die Natur nicht so unerschöpflich und mannigfaltig, jedes Individuum und seine Modifikationen, von dem andern so unendlich verschieden, sind die Züge nicht so zahlreich, so fein, so unmerkbar, so vermische, so zusammengesetzt, daß es Vermessenheit wäre, dieselben in Regeln fassen zu wollen, und daß uns vernünftigerweise nichts anders übrig bleibt, als ihr Resultat mit Anbetung zu bewundern und uns höchstens hie und da durch das von dem Zusammenwirken aller äußern Indizien hervorgebrachte dunkle Gefühl leiten zu lassen? — Oder ist es uns mehr oder weniger vergönnt, durch angestrengte Beobachtung, Absonderung und Vergleichung es hiers in etwas weiter zu bringen, jener Natur wenigstens einige ihrer Gesetze abzulauschen und dieselben zur Belehrung mitzuthellen, damit die Schwachen weniger straucheln, oder vor allzu häufigen Irrthümern bewahrt, die Stärkern aber zu weiterm Vordringen und eigenem Studium angereizt und geleitet, ihnen einerseits die ersten und schwierigsten Versuche erspart, anderseits die Klippen und Abwege, an denen sie sich verstoßen oder verirren könnten, angezeigt werden?

\*) *Physiogn. Fragm. B. 1. S. 52-56.*

Ja, unser Wissen ist Stückwerk, aber wir können selbst dieses Stückwerk nicht missen. Wir werden die Natur nie erschöpfen, aber aus ihr einen nie versiegenden Reichthum nützlicher Kenntnisse schöpfen, und durch Beobachtung je länger je mehr Wunder in derselben entdecken. Wenn der Verstand, der Charakter und alle Eigenschaften des Menschen sich in seinem Aeußern auf eine uns erkennbare Weise abmalen, so wird die Physiognomik insofern eine Wissenschaft, als man diese Zeichen bestimmt angeben, fest halten, in Bilder oder Worte fassen, und durch dieselben mittheilen kann; und weil es eine allen Menschen einwohnende natürliche Physiognomik giebt, so muß es auch, wie man zu sagen pflegt, eine wissenschaftliche, d. h. eine durch Übung vervollkommnete und durch Belehrung erlangte geben können, wiewohl diese letztere ihr Urbild, die Natur, nie weder erreichen noch ihre weitere Beobachtung entbehrlich machen wird. So unendlich verschieden auch die Züge und Charaktere seyn mögen, so daß kein einziger dem andern ganz gleich ist, so giebt es doch immer in dem Gleichartigen etwas ähnliches, etwas gemeinsames, das wir als Charakter bemerken, und zu weiterem Studio benutzen oder daraus ein sicheres Resultat zu ziehen im Stande sind, so wie z. B. die Freude in allen ihren unendlichen Graden und Modifikationen doch immer einige gemeinschaftliche Zeichen hat, die in allen wiederkommen und sie zur Freude qualifiziren. Sollt

ten wir aber bezwegen, weil jedes Ding von dem andern verschieden ist, gar nichts gemeinsames annehmen, gar keine Klassifikationen machen, so müßten wir gerade das einzige Hülfsmittel verwerfen, welches unserem Geist, der nicht alles auf einmal zu fassen vermag, das Studium der Natur erleichtert und Wissenschaften möglich macht; wir müßten, wie Lavater sagt, (der sehr oft das Talent besitzt, aber witzige Einwürfe sogleich ad absurdum zu deduziren) sogar die Sprache und das Alphabeth aufgeben, zumal da jedes Wort nur einen Begriff, d. i. eine Klasse von Dingen, jeder Buchstabe eine Klasse von artikulirten Tönen ausdrückt, deren Modifikationen zwar wohl ausgesprochen und gehört werden, aber nicht alle bezeichnet werden können; wir müßten dem Verstand entsagen und läugnen, daß das Vermögen zu abstrahiren und Begriffe zu bilden, ein uns von Gott gegebenes Mittel der Erkenntniß sey. Sollen wir z. B. die Bemühungen der Physiker, der landwirthschaftlichen Naturforscher als unvernünftig ausgeben, die uns die bisher erkannten äußern Zeichen der Vorzüge und Mängel, der Tauglichkeiten oder Untugenden der Thiere, der Bäume, der Pflanzen, der Mineralien u. s. w. sammeln, prüfen und bekannt machen, obgleich der bloß aus Büchern gebildete Landökonom seine Wirthschaft übel treiben dürfte und oft noch von dem Bauer lernen könnte; oder hat man je die medizinischen Naturforscher getadelt, welche die äußern Zei-

hen der Gesundheit und der mannigfaltigen Krankheiten des menschlichen Körpers zu beobachten, zu charakterisiren und zu klassifiziren unternahmen, wiewohl gewiß jede Krankheit in jedem Menschen von der andern unterschieden ist, und derjenige allerdings ein elender Stümper seyn würde, der ohne Genie, ohne eigenes sytognomisches Gefühl, ohne Aufmerken auf die eintretenden Modifikationen, d. h. auf andere Merkmale, jede Krankheit in jedem Menschen, bloß nach dem in der Schule erlernten semiozischen Kompendio und den daraus hergeleiteten Regeln beurtheilen wollte? Eben so ist es auch mit der Sytognomik im engern Sinne bewandt, die sich mit den äußeren Zeichen oder moralischen, intellektuellen oder anderer Eigenschaften des Menschen beschäftigt, welcher (was man ihm übrigens auch für einen Rang anweisen mag), in so weit er erscheint und beobachtet werden kann, doch nur ein Thier oder ein Naturprodukt ist. Bis auf einen gewissen Grad können, wie Lavater sagt, die dunkeln Wahrnehmungen klar gemacht, die Zeichen beobachtet, verglichen, bestimmt, zur Probe ihrer Richtigkeit einerseits an das einstimmige Urtheil aller Menschen, anderseits an die Erfahrung gehalten, durch Bilder oder Sprache mitgetheilt, mithin die Sytognomik eine Wissenschaft werden; aber manches wird sie noch der ferneren Forschung, weit mehreres dem Genie oder dem Gefühl überlassen müssen, was keine bestimmbaren oder keine bestimmten Zeichen hat, zu

mal dahier, wie in allen Dingen, der feinere Beobachtungsg Geist oft weiter sieht, als er dem, der ihm nachstrebt oder nachhört, zeigen und vorbuchstabiren kann\*). Die Physiognomik wird sich berichtigen, je mehr die Beobachtung sich schärft, die Zeichnungskunst (als das dazu unentbehrliche Hülfsmittel) sich vervollkommet\*\*), die Sprache sich bereichert; sie wird verdorben werden und rückwärts gehen, so bald man sie für geschlossen ansehen, sobald man darüber Systeme und Compendien schreiben und die Fülle der Natur bloß in Paragraphen und gittersförmige Abtheilungen, gleich wie in ein zwiges Gefängniß wird einsperren wollen\*\*\*). Schwierig ist

\*) Physiogn. Fragm. B. 1. S. 53.

\*\*\*) Ueber die Unvollkommenheit der bisherigen Portraitzeichnung z. B. hat Lavater an verschiedenen Orten sehr scharfsinnige Bemerkungen und zu ihrer Verbesserung schätzbare Winke geliefert. Physiogn. Fr. B. 2. S. 78. Ueber die Portrait-Mahlerei.

\*\*\*\*) Alle Wissenschaften, alle Kenntnisse, die bloß aus Büchern erlernt werden, sind immer todt und unnütz, ja sogar oft schädlicher als die Unwissenheit selbst. Dank sey zwar den trefflichen Männern, die alle Fächer menschlicher Erkenntniß, theils mit Genie, theils mit eisernem Fleiß und zuweilen mit beidem bearbeitet haben; wir wollen ihren Vorrath benutzen, aber wenn wir können, noch lieber aus der

freilich die Syslogomik, und nicht jeder soll sich darein wagen. Sie erfordert an demjenigen, der sie betreiben und für andere bearbeiten will, besondere Anlagen, gute und treue Sinne, viel Gefühl, scharfen Beobachtungsgeist, Unterscheidungs- und Urtheilskraft, schnelle Beobachtung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, Zeichnungskunst, manche andere Auxiliarkenntnisse und Hülfsmittel, dazu auch ein gutes edles Herz, welches das Gute sehen lernt, und vor einseitigen Beobachtungen oder Urtheilen bewahrt. Lavatern kann man es gewiß nicht vorwerfen, daß er die Unfähigeren nicht von ihrem Studio abzuschrecken gesucht habe, und wollte man überall so strenge Eigenschaften fordern, wie er von seinem Syslogomen fordert, so würde es gewiß mit manchen Wissenschaften besser stehen, es würden nicht so viele flache Köpfe dieselben verdorben, verwässert und entheiligt haben. Die Syslogomik hat auch allerdings ihre innern bedeutenden Schwierigkeiten. Die Züge des menschlichen Gesichts sind unzählbar, ihre Mischung ist unendlich, die meisten entgehen dem flüchtigen Aus-

Quelle selbst schöpfen. Denn die Bücher selbst machen nicht die Wissenschaft aus, und selbst die besten unter ihnen sind entwedey nichts werth, oder sie sollen uns bloß vorarbeiten, uns reihen und leiten, das große Buch der Natur (das Buch aller Bücher) selbst zu studieren, jene daran zu prüfen, zu berichtigen und so die Wissenschaft selbst im Geist und in der Wahrheit zu treiben.

ge; viel läßt sich empfinden, wenig ausdrücken. Eine Menge moralischer und physischer Zufälle bringen in der menschlichen Gestalt und Gesichtsbildung Veränderungen hervor und können die Beobachtung oder das Urtheil irre führen; ein jeder Mensch und also selbst der scharfsinnigste Sykonomist ist mehr oder weniger einseitig oder partheiisch; er bemerkt lieber und also auch eher, ja meistens anschießlich, was mit seinen Neigungen, seinen Lieblingsideen harmonirt oder kontrastirt, übergeht daher die wesentlichen Merkmale und sieht die zufälligen für wesentlich, oder nimmt diese allein zum Grund seiner Urtheile an. Sie erforschet endlich das Unsichtbare, das Verborgene, den Geist der gleichwohl im Aeußeren hervorleuchtet, diesen Geist, den so wenige Menschen zu bemerken wissen, und der es doch allein ist, der da lebendig macht; der allen Dingen erst Leben, Werth und Brauchbarkeit giebt. Dergleichen Menschen, denen gleichsam der Sinn für den Geist der Dinge mangelt, sind alle diejenigen, von denen man zu sagen pflegt, sie haben Augen und sehen nichts, Ohren und hören nichts; die Stumpfen und Blöden, bei denen selbst Bilder und Parabeln nichts nützen, indem sie nur das Bild begucken, mit Worten ohne Sinn wie der Affe vor dem Spiegel gaulteln, und wenn man ihnen durch ein Vergrößerungsglas den Gegenstand verdeutlichen will, sich nur über das Glas lustig machen; die Geschmacklosen, die ein Gemälde ansehen, aber

keine Zeichnung, keine Haltung, keine Komposition, keinen Ausdruck darinn wahrnehmen; die Bücherleser und Rezensenten, von denen so wenige in den Geist eines Werks einzudringen vermögen, die Anlage, die Methode, den herrschenden Gedanken, die innern wesentlichen Eigenschaften herauszufassen verstehen; die Zeitungsschreiber und Materialiensammler, die Gebirge von Thatfachen, Reden und Handlungen aufhäufen, ohne etwas darinn zu sehen und weder ihren Sinn noch ihre Bedeutung anzugeben; die erbärmlichen Politiker, die in der Geschichte des Tages immer nur Begebenheiten und keine Zeugnisse bemerken, die nicht einmal den Geist und den Charakter ihres Feindes aus seinen Reden und Handlungen zu erkennen wissen, ihn nie nach demselben beurtheilen, sondern ihm dafür den ihrigen andichten, die sich daher immer betrügen, und selbst da nichts voraussehen, wo fast jedes Kind weissagen könnte. Aber deswegen ist doch die Physiognomik nicht so schwierig, daß sie jedermann von ihrem Studio abschrecken sollte, und Schwierigkeiten sollen nie den Muth zum Möglichen besiegen. Alles ist schwer, wenn man es nicht versucht hat, alles wird leicht, wenn es geübt und mit Methode ergriffen wird. Einem jeden Menschen ist mehr oder weniger Anlage zu dieser Erkenntniß gegeben, die Menschen als Materialien, als Gegenstand der Wissenschaft liegen ihm überall vor Augen, und die Natur hat ihre Sprache dem mensch-



lichen Auge und Ohr nicht so unverständlich gemacht. Trüglich ist ferner die Physiognomik, trüglich wie die Vernunft, trüglich wie unsere Sinne selbst; nemlich es trügt nicht die Natur, aber unsere Einsicht kann trügen, das hat niemand stärker und eindringender als Lavater selbst gesagt. Bald fehlt es an der Richtigkeit oder Vollständigkeit der Beobachtung, bald an der Reinheit des Willens, an der Unpartheillichkeit des Urtheils. Wer nie urtheilt, wird freilich weniger irren, als der, welcher oft urtheilt; aber soll man darum seine Vernunft nie gebrauchen, weil sie uns auch irre führen kann, und beobachtet man nicht alle Dinge, studirt man nicht eben deswegen die Wissenschaften, damit man sich weniger als sonst betrüge? Oft urtheilt aber der Physiognom auch sehr richtig, wo er falsch zu schließen scheint. Ein paar unrechte Handlungen beweisen noch keinen bösen Menschen, einige Fehlstritte keinen Mangel an Verstand u. s. w.; vorerst müssen diese Handlungen genau und auf allen Seiten bekannt seyn; man muß ihre Veranlassung, ihre Triebfedern, Bewegungsgründe, Absichten kennen, man muß sie mit allen übrigen Handlungen des nemlichen Menschen vergleichen, und oft wird sein Gesicht die Verläumdung Lüge strafen, der Physiognom gerechter seyn, als derjenige, welcher aus einzelnen Handlungen sogleich zu verdammen oder übermäßig zu lobpreisen wagt. In jedem Guten lassen sich ferner einige Fehler, in jes

dem Bösen etwas Gutes entdecken; der Physiognom kann ein einseitiges Urtheil fällen, das deswegen nicht minder richtig ist, wiewohl es falsch scheint; man kann von ihm nicht fordern, daß er allemal den Karakter des Individuums erschöpfe, der an und für sich unerschöpflich ist, und wenn man Beispiele von auffallenden Kontrasten zwischen dem Karakter gewisser Menschen und ihrer Gesichtsbildung anführt, so wäre immer zu wünschen, daß vorerst das Faktum genau konstatiert würde; es dürfte sich vielleicht allemal finden, daß entweder der erstere nicht richtig bekannt war, daß es an der gepriesenen oder getadelten Eigenschaft fehlte, oder daß die Gesichtsbildung nicht genau beobachtet worden und so der Widerspruch gelöst wird. Ich will endlich des Nutzens oder angeblichen Schadens der Physiognomik im weitern Verstand, d. h. der Uebung des physiognomischen Sinnes nicht erwähnen, von denen Lavater den ersteren so schön entwickelt und gegen den letztern so erhaben geantwortet hat \*). Sie kann unendlich wohlthätig seyn, wenn sie vom guten Geist geleitet, zu guten Zwecken benutzt wird, und so wie jede Kenntniß jede noch so gute Sache schädlich werden wenn sie zum Bösen misbraucht wird; aber die Menschen urtheilen ohnedem alle dunkel nach physiognomischem Gefühl oder aus einzelnen meist übel gekannten Handlungen, die

\*) Physiogn. Fragm. B. 1. S. 156:169.

wahrlich kein richtigeres Kennzeichen sind; es wird des Splitterrichtens, des hämischen Verunglimpfens auf der Erde nicht mehr werden, wenn man sie auch etwas klärer, deutlicher beobachten und mithin behutsamer urtheilen lehrt. Dagegen befördert die Physiognomik die nützlichste aller Kenntnisse, die Kenntniß der Menschen, mit denen wir zu leben berufen sind, und mit der wahren Menschenkenntniß auch Menschenliebe; sie schärft den Beobachtungsgeist, der in allen Dingen so unentbehrlich ist; sie erweckt nothwendig Gefühl für alles Edle und Schöne, Abscheu für alles Uedle und Häßliche, und wenn der physiognomische Sinn (im weitern Verstand) unter den Menschen mehr geübt oder verbreitet wäre, so würde er wahrlich mehr ein Schrecken der Bösen als der Guten seyn, indem jene nothwendig befürchten müßten, überall durch ihr Aeußeres verrathen und erkannt zu werden; ja wie oft würde nicht sogar der einzelne Mensch vor sich selbst erschrecken, wenn sein Aeußeres ihm weist, daß er von der Bahn des Guten wich, wenn er durch niedrige Leidenschaften verzerrte, verschrobene Züge in seinem Gesicht erblickt, wenn Kleidung, Anordnung seines Zimmers, seines Hausraths u. s. w. ihm die Trägheit, die Unordnung, die Unreinlichkeit seines Geistes vorwerfen? — wie oft würde er dadurch nicht mächtiger als durch alle Zusprüche, gleich wie durch eine Stimme Gottes getroffen und zu besseren Entschlüssen entflammt werden.

Wo ist ein näheres, ein sichereres Mittel zu der schwereren Kunst sich selbst zu kennen, und täglich selbst den geheimern Gemüthszustand zu prüfen, wo sind sprechendere allgegenwärtigere Zeugen als diese?

Mit solchen und ähnlichen Gründen hat Lavater auf die Einwendungen gegen die Wahrheit, die Möglichkeit, die Sicherheit, die Nützlichkeit der Physiognomik geantwortet, und gewiß wird man gestehen müssen, daß sie keinen gemeinen Kopf verrathen. Allein wie unendlich viel hat er nicht in der Sache selbst geleistet, und wie sehr raget sein Verdienst nicht vor allen früheren Versuchen dieser Art hervor? Man lese die älteren Physiognomisten, selbst alle Dichter und Naturforscher, die sich mit dieser Sache beschäftigt haben; man vergleiche ihre Beobachtungen und ihre Urtheile mit denen von Lavater, und man wird erkennen, wie unendlich weit sie alle hinter ihm zurückstehen; wie dort überall nur einzelne Bemerkungen oder bloße Nachsprüche zum Vorschein kommen, die bald treffen bald nicht treffen, hier aber die reinsten Wahrheitsliebe hervorleuchtet, die schärfste Beobachtung, die strengste Methode mit dem behutsamsten Urtheil gepaaret ist, und wie Lavater gerade denselben am wärmsten und aufrichtigsten dankt, die ihn durch vernünftige Einwendungen zu genauerm Beobachten, zu mehrerer Bestimmtheit im Ausdrucke reizten. Lavater dogirt nicht anmaßend wie jene, er mahlet nicht

bloß als Dichter, er ist kein Schwarzkünstler, kein Menschenrichter; sein Zweck acht offenbar nur dahin, Gottes Natur, oder wie er sich ausdrückt, die Offenbarung Gottes in der Natur, zu studiren und zu bewundern; nichts war ihm unerträglich, betrübender und fränkender, als wenn er sah, daß man das Ziel seiner Bemühungen so sehr verkannte, so wenig in den Geist der Sache eindrang und ihm, als wäre er ein Charlatan, bloß Portraits zum Beurtheilen einsandte \*). Ein Schwärmer würde Systeme aus

\*) Man sehe diese Klagen, die ihm so ganz aus dem Herzen gesprochen sind, noch am Ende des 4ten Theils S. 484. Da Lavater sich so sehr dieses Portrait-Einsendenden verbat, so oft und stark seine eigenen Irrthümer im Beobachten oder im Urtheilen eingestand, so ist es wahrlich unbegreiflich, wie der anonyme Verfasser des Aufsatzes in der Allgem. Zeitung vom 4ten Febr. noch sagen darf: „Die Ueberzeugung von der Sicherheit der Intuition, womit er aus den Gesichtszügen der Menschen ihr Inneres ablesen konnte, verließ ihn bis in seine Todesstunden nicht.“ Entweder wollte derselbe den Edlen noch im Grabe verläunden, was aus der hämischen Stellung oder Verstellung der Worte wahrscheinlich ist, oder er hat Lavaters Werk nie gelesen. Noch am Schlusse des Werks B. 4. S. 484-485 sagt er z. B.: „Es hat mich keiner gelesen; wenn er sich durch mein Werk berechtigt glaubt, sogleich über jedes ihm vorkommende Gesicht abzusprechen. — Jetzt am Ende einer mühsamen Laufbahn habe ich neben täglich steigender Ueberzeugung von der Wahrheit der Iv-

dem Kopf erbaut, der Natur Gesetze vorgeschrieben haben, Lavater aber bemerkte ihre physiognomische Kraft als Thatsache, und suchte durch den angestrengtesten Fleiß einigen ihrer Gesetze auf die Spur zu kommen; er hat die Physiognomik von allen Schlacken des Aberglaubens, der Charlatanerie, des unprüfenden Dogmatismus gereinigt, er hat sie auf den Weg der Beobachtung, der Erfahrung zurückgeführt, und das entheiligt wieder heilig gemacht. „Die Physiognomik studiren hieß ihm, sein Gefühl üben, seinen Sinn schärfen, seine Empfindungen analysiren, sie in Beobachtungen auflösen, sich dieselben bezeichnen, sie charakterisiren, darstellen, mittheilen u. s. w.; er unterscheidet daher zwischen dem natürlichen Physiognomen, der bloß nach dem Gefühl, nach den ersten Eindrücken, die das Aeußere eines Menschen auf ihn macht, richtig von seinem Charakter urtheilt; dem wissenschaftlichen, der bestimmt die charakteristischen Züge anzugeben und zu ordnen weiß; dem philosophischen, der sogar die innern Gründe dieser äußeren Wirkungen

„siognomik wenigstens eben so viel Behutsamkeit im Urtheilen gewonnen. — Ich schreibe was ich kann, was ich weiß, und gab niemanden ein Recht oder einen Anlaß, von mir zu fordern, daß ich alles wissen soll. — Ich gab mich nie für einen Beantworter aus, darum darf ich mir die Fragen verbiten u. s. w.“ — Man dürfte vielleicht unter andern Gelehrten nicht viele Beispiele von ähnlicher Bescheidenheit finden.

erforscht; und es wäre zu wünschen, daß man für jede Wissenschaft eine so gute Methodologie besäße, wie Lavater sie in seinen beiden Briefen an Hn. v. Thun über das Studium der Physiognomie geliefert hat. Sie können als eine musterhafte Anleitung zu regelmäßigen Erfahrungen betrachtet werden; und nichts ist interessanter, als wie er da entwickelt, was für Eigenschaften zu diesem Studio erfordert werden, wie man vorerst auf das Gemeinsame, dann auf das Besondere achten, bei dem Leichtesten, bei den extremsten Charakteren anfangen, dann zum Schwerern fortschreiten und immer eines nach dem andern vornehmen solle \*); kein Mahler, kein Künstler wird unbelehrt von diesen beiden Fragmenten weggehen. Zufällig war die Veranlassung, welche Lavatern selbst zu regelmäßigen physiognomischen Forschungen bewog. Ein auffallend richtiges Urtheil, das er unbewußt selbst gefällt hatte, bemerkte vorzügliche Ähnlichkeit zwischen den Gesichtszügen zwei ausgezeichneten Menschen und einigen Theilen ihres Charakters; eine gelegentliche Vorlesung, wiederholte Aufmunterungen einsichtsvoller Freunde. Von da erst fing er an zu beobachten, Zeichnungen und Bilder vorzüglicher Menschen zu sammeln, selbst zu zeichnen oder zeichnen zu lassen, zu vergleichen, den Charakter der Personen auf anderen Wegen

\*) Physiogn. Fragm. B. 4. S. 138 = 162 und S. 459 = 473.

zu erforschen, um die Bedeussamkeit der frappanteren Züge zu entdecken, oder seine Muthmaßungen an der Erfahrung zu erproben u. s. w. Er durchlas zwar die älteren Systemen, und kritisiert sie eben so treffend als billig; allein sie ekelten ihn ihrer Unbestimmtheit wegen bald an, und er warf dieselben weg, um sich blos an die Natur und ihr Bild zu halten. Aber sehet da, wie viele Mühe er sich gab, wie viele Mittel er angewendet hat, um mit dem mindest möglichen Grad von Zeit und Aufwand die Beobachtungen zu vervielfältigen, die Unvollkommenheit der Zeichnung zu ersetzen, und das Bild der Natur so treu und unverfälscht als möglich zu erhalten; wie er deswegen die Schattenrisse so sehr empfiehlt, weil dieselben theils leicht zu bekommen, theils auch, wiewohl sie weder Auge noch Farbe, noch Höhe und Tiefe anzeigen, doch ein sehr genauer Abdruck der Natur und in Absicht der äußern Umrisse oft außerordentlich charakteristisch sind; wie er gute Gypsabgüsse fodert, welche die ganze Gestalt des Hauptes und der wesentlicheren Züge in möglichster Treue darstellen; wie er Stirnmasse erfand, um sich die Verschiedenheiten noch deutlicher einzuprägen; wie er selbst Schlafende und Todte zu beobachten rath, weil sie theils leichter zu beobachten sind, theils auch in diesem Zustand, wo das Bewegliche oder das Leben wegfällt, die Aufmerksamkeit weniger distrahirt ist, und die Züge daher viel bestimmter erscheinen; wie lebhaft er dabei auf das weit



wichtigere Bemerkten der belebten Natur, auf bessere Zeichnungen, auf das Studium der Portraitmalerei, besonders aber auf Sprachstudium und Sprachschöpfung dringt, um den Ausdruck der Natur oder ihres Bildes auch in Worten so treu wie möglich darstellen zu können, ein Erforderniß, worin Lavater selbst alle Augenblicke den Mangel hinlänglich bestimmter Zeichen fühlte, wiewohl er sich darin reicher als kein anderer Schriftsteller seiner Zeit bewies. Und wozu sind endlich die vielen Bilder und Kupferstiche da, mit denen er sein physiognomisches Werk angefüllt hat? Nicht zur Zierrath noch zur Befriedigung der Neugierde, sondern als Beweise dessen, was er im Texte sagt; gleichsam als Zeugen oder Urkunden, die man von jedem, der etwas Neues behauptet, zu fordern berechtiget ist, die aber alle seine Vorgänger zu liefern vergessen haben. Ihnen sollte man auf ihr Wort glauben, und es ist sonderbar, daß man eben deswegen ihre Aussprüche weniger getadelt hat; Lavater aber führt uns so mannigfaltig als er nur immer konnte, die Natur oder die Erfahrung selbst entgegen, damit jeder selbst zu prüfen im Stande sey, und seine Behauptungen an das Kriterium der Wahrheit, an das einstimmige Gefühl aller Menschen gehalten und durch die unmittelbare Anschauung selbst zum höchstmöglichen Grad der Evidenz gebracht werden können. Wie zweckmäßig, wie vielfach sind aber auch diese Bildnisse nicht ausgewählt? Da stellt er in wirklichen oder idealischen

Zeichnungen ähnliche oder kontrastirende Charaktere zusammen oder einander entgegen, Judas und Christus: Köpfe, den höchsten Grad menschlicher Lasterhaftigkeit, von Hogarth gemahlt, mit den erhabenen Tugendgestalten von der Hand eines Rafael u. s. w., damit jeder bemerken könne, worin die Verschiedenheit liege; Bildnisse von Thoren, Rasenden, natürlich Blödsinnigen mit anderen von bekannten weisen, festen, scharfsinnigen Männern, wo man gewiß von allem Sinn entblödt seyn muß, wenn man nicht auf den ersten Anblick erkennt, wer unter jene oder unter diese Klasse gehöre, und wo der eigentliche Sitz jener Mängel oder Vollkommenheiten liege; Bilder von den verschiedenen Leidenschaften und Temperamenten, die eben so lehrreich und noch auffallender sind; Portraits von Menschen nach den verschiedenen Berufsarten, Fürsten und Heiden, Geschäftsmänner, stille Denker und Gelehrte, Künstler, Dichter, Religiöse, Schwärmer, Bauern u. s. w. und zeigt oder läßt jeden erkennen, wie jede Art von Fähigkeiten oder von habituellen Beschäftigungen ihren eigenen Ausdruck, und bei aller übrigen Verschiedenheit etwas Aehnliches in dem Gesicht hervorbringe; ferner Kontraste der verschiedenen Nationen, die er sowohl ihren körperlichen als moralischen Eigenschaften nach äußerst bestimmt charakterisirt u. s. w. In der Absicht, den systognomischen Sinn noch mehr zu üben, stellt er in mehreren Tas-

feln auch einzelne Gesichtszüge, eine Reihe nach der  
 Natur gemahlter Schädel, Augen, Ohren, Nasen,  
 Mundstücke, Hände und Handschriften vor Augen,  
 um zu beweisen, wie in jedem derselben, im Einzelnen wie im Ganzen, physiognomischer  
 Ausdruck herrscht; ja es werden endlich sogar wohl  
 gestochene Köpfe von allen Arten von Thieren, vom  
 edlen Pferd bis zum flüchtigen Insekt und bis zur  
 kriechenden verworfenen Schlange vorgeführt und be-  
 merklich gemacht, wie auch da jede Art den Charakter  
 desjenigen trägt, was sie ist, wie in jedem Individuo  
 ein anderer Ausdruck herrscht, und was insbesondere  
 den Menschen vorzüglich vor allen Thieren unterscheidet.  
 Wahrlich, wenn man bedenkt, wie viel Mühe  
 und Geduld es kostete, nur diese Tafeln herbeizuschaf-  
 fen, unter seinen Augen zeichnen, stechen, ausbessern  
 zu lassen, so muß man dem Manne Dank wissen und  
 über seinen Fleiß erstaunen, der unter so mannigfalti-  
 gen Schwierigkeiten bei so weniger Zeit, so vielfälti-  
 gen Berufsarbeiten, so beschränktem Vermögen es gleich-  
 wohl dahin brachte, eine solche Menge merkwürdiger  
 Beobachtungen zu sammeln, zusammenzustellen, und  
 zu einem wissenschaftlichen Zweck aneinander zu rei-  
 hen. Diesem allem folgt Lavater freilich kurze Urthei-  
 le, Bemerkungen über die Bedeutsamkeit des Aus-  
 drucks bei, Urtheile, welche das Groß der unverständi-  
 gen Leser für die Hauptsache genommen zu haben  
 scheinen, oder die Lavaters Feinde als eitle Proben

seiner Gesichtsbeutenden Fertigkeit auszugeben suchten, deren Styl und anspruchlose Einfachheit aber man nur einigermaßen zu betrachten brauchte, um zu erkennen, daß sie bloß dazu dienen sollen, das physiognomische Gefühl zu üben, dem Leser etwas wenigstens vorzuarbeiten, und gleichsam sein Zeugniß anzurufen, ob er nicht ebendasselbe bemerken müsse. Oft wird auch sein physiognomischer Sinn durch wohlgestellte Fragen zum Voraus auf die Probe gesetzt, bevor er den andernwärts bekannten Charakter des Urbildes erfährt. Zwar wird man nicht alle Urtheile, die Lavater gefällt hat, durchaus unterschreiben, und Lavater hat auch nie dergleichen Ansprüche gemacht; aber bei weitem die meisten sind gewiß so treffend, daß jeder mit Sinnen begabte Mensch ihnen nothwendig beistimmen muß, und im Ganzen ist es unmöglich, dem Verfasser hierin nicht einen hohen Grad von richtiger Intuition zuzugestehen. Allein selbst seine fehlerhaften oder für fehlerhaft gehaltenen Urtheile flossen aus einer edlen Eigenschaft, aus der Güte des Herzens, die ihn bewog, in jedem Menschen nur das Gute oder vorzüglich das Gute, ja selbst im Bösen noch die ursprünglichen besseren Anlagen zu erkennen und nur diese bemerklich zu machen \*). Bei dem gebildeten Takt und der aus-

\*) Ueber dieses Bemerken der Vollkommenheiten und der Unvollkommenheiten hat Lavater im 1sten Theil S. 40 ff. ein eigenes schönes Fragment

gebreiteten Menschenkenntniß und Menschenbeobachtung, die Lavater unstreitig besaß, sollte man ihm doch zutrauen, daß er das übrige wohl auch werde gesehen haben, zumal da solches oft aus seinem Stillschweigen selbst geschlossen werden könnte; allein es war von ihm nur zu fordern, daß die gemachten Bemerkungen wahr seyen, nicht daß er alles Wahre bemerken solle. Man sollte auch billiger Weise etwas theils auf die Unvollkommenheit der Zeichnung, die nicht immer in Lavaters Macht stand, theils auf Rechnung der Verhältnisse und der Pflichten schreiben, in denen ein Schriftsteller sich gegen die ihn umgebenden Menschen oder gegen das Publikum befindet. Wenn z. B. der Verfasser, es sey mit oder ohne Rahmen, Bildnisse von lebenden Menschen oder von Bekannten aufführt, die er eben leichter erhalten konnte und zum Behuf einer Wissenschaft gebrauchen wollte, so wird doch niemand fordern, daß er gerade das Fehlerhafte, das Unvollkommne darin aufdecken solle, und mit eis

geliefert. Er sagt zwar, daß der Physiognom, der Naturforscher beides beobachten, aber sich bei dem ersteren lieber verweilen solle. Wer das Schöne kenne, werde von selbst auch das Schlechte kennen lernen, aber nicht immer umgekehrt. Auch scheine ihm derjenige kein guter Mensch zu seyn, der bei andern immer nur auf Fehler, mehr auf Fehler, lieber auf Fehler als auf Schönheiten und Vollkommenheiten ausgehe.

nem so niedrigen Benehmen hätte nie ein physiognomisches Werk das Tageslicht erblicken können. Es macht vielmehr Lavaters Ehre, daß er weder den Willen noch die Neigung hatte, nach Fehlern zu spähen, und sein Zweck war auch nicht Menschen zu richten, sondern nur die Wahrheit der Physiognomik, die Bedeutung der menschlichen Gesichtsbildung zu beweisen, dazu auch mehr Menschenliebe und Menschenschonung durch dieselbe zu befördern \*). Sparsam zerstreut und behutsam sind endlich die Resultate oder vielmehr die sogenannten allgemeinen Regeln, die Lavater aus seinen Beobachtungen gezogen hat, wiewohl auch deren mehrere z. B. über einige Zeichen des Ges

\*) Nach Lavaters Erörterung muß die Übung des physiognomischen Sinnes in dreifacher Rücksicht diesem Zweck vorthellhaft seyn. 1. Als Beförderung der wahren Menschenkenntniß; denn wenn viele Menschen bei genauerer Kenntniß verlieren, so seyen hinwiederum eben so viele, die dabei gewinnen. 2. Müße die Befremdung, die Quelle aller Intoleranz, nothwendig wegfallen; man werde nicht von jedem Menschen das nemliche fordern, sich mehr in seine Lage gleichsam in den Bau seines Körpers hineindenken, und eher verzeihen, wenn man erkenne, warum ihm diese und jene Eigenschaften oder Tugenden schwerer als andern sind. 3. Entdecke die Physiognomik in jedem Menschen verborgene Trefflichkeiten, bessere Anlagen, die dem flüchtigen Nichtkenner entgehen, und oft werde der Physiognom begnadigen, wo dieser verdamme. *Physiogn. Fragm. B. 2. S. 36-40.*

dächnisses, der Stärke, der Ehrlichkeit, der Sanftmuth; des Verstandes u. s. w. zum Vorschein kommen; denn eben durch dergleichen aus einzelnen Merkmalen zu frühzeitig gezogene Regeln läuft man Gefahr, die Wissenschaft zu verderben, sie verdächtig zu machen und den Beobachtungsgeist zu tödten; aber unmöglich ist es, Lavaters Werk zu lesen, ohne von der Wahrheit der Physiognomik d. h. von der Uebereinstimmung des Aeußeren mit dem Inneren überzeugt zu werden, ohne sich selbst eine Menge besonderer und lehrreicher Resultate abstrahirt zu haben. Ja, edler in deinem Leben von Vielen so sehr erkannter Verfasser! O mögest du noch da seyn, um die Stimme der Aufrichtigkeit zu hören! Möge sie zu den Ohren deiner würdigen Hinterlassenen dringen, um sie über deinen Verlust zu trösten; jetzt am Ende dieses Versuches mache ich es mir zur Ehre zu gestehen, so viele Mühe ich mir auch gab, das Wesentlichste deines Verdienstes herauszufassen, ich habe noch nicht den kleinsten Theil von all dem Trefflichen gesagt, was in deinen physiognomischen Fragmenten enthalten ist. Du hast uns eine neue Herrlichkeit der Natur entdeckt, oder vielmehr unserem flüchtigen, zerstreuten, unaufmerksamen Auge entgegengesührt; du hast in diesem Studio der Menschenerkenntnis alle deine Vorgänger verdunkelt, und mehr als alle deine Nachfolger geleistet. Mag es dir auch an Zeit und Hülfsmitteln gemangelt haben, um noch mehr zu vollbringen; mögen solche,

Die an Geist und Seele todt sind, deine Bemühungen unredlich oder neidisch verlachen und Blinde dir vorgeworfen haben, daß du nicht sehest, oder zu viel, d. h. mehr als sie sehest: dein Verdienst wird bleiben bei allen denjenigen, die dich nicht nach ihnen sondern nach dir selbst zu kennen suchen. Sie werden anstehen, weil die Eigenschaften sie mehr in deinem Werke bewundern sollen — die moralische und religiöse Tendenz, der das Ganze dient und die ihm hinwieder eben so viel Interesse als Erhabenheit giebt; den Reichthum von Gedanken, den überquellenden Geist, der jedes Wort mit Leben erfüllt; die scharfe Beobachtung, die schnellste Auffassung alles Merkwürdigen, den beharrlichen, alle Schwierigkeiten überwindenden Fleiß; den richtigen Verstand, die persönliche, anspruchlose Bescheidenheit, die mir lehrt, was wahre Demuth ist und wie sie mit Geistesstärke und würdiger Selbstschätzung bestehen kann; endlich die zierliche und doch so klare Sprache. Ja! deine Schreibart selbst ist physiognomisch, sie mahlet mir das treue Bild deines Charakters ab, und wenn ich dich lese, so ist es mir, als ob ich in dein Innerstes hineinschauen könnte; denn sie ist unerschöpflich und mannigfaltig wie die Natur, die du erfüllst; lebhaft wie dein Geist, mahlerisch wie deine Einbildungskraft, kühn in ihren Pinselstrichen wie die Hand des Genie; voll Ordnung ohne Peinlichkeit, einfältig und edel wie dein Charakter, abwechselnd wie der Gegenstand und die mit ihm korrespondirende



divende Gemüthsstimmung, bald hinreißend begeistert und gefühlvoll wie deine Seele, bald herablassend und freundlich leitend wie deine Güte; überall ernst wie dein Zweck, schön wie dein Herz und unterhaltend wie dein Wiß; keiner der dein Werk gelesen, kann es weglegen, ohne besser und unterrichteter davon zu gehen, ohne einen gebildeteren Takt, einen feinem Sinn für alles Schöne und Gute davon zu tragen, ohne sich seines Daseyns zu freuen und von dem Entschluß entflammt zu werden, desselben würdig zu seyn.

---

## II.

### Meine letzten Tage in Neapel und Rom.

(Auszug aus einem Tagebuche. \*)

---

Neapel, d. 28 Aug. 1796.

Meine schönen Zimmer auf dem Chiaia alle Erocelle waren besetzt, und ich mußte mich begnügen, auf dem

\*) Die Leser des Merkurs kennen dies Tagebuch schon mit dankbarer Erinnerung aus frühern Mittheilungen daraus.

D. S.

Fischermarkt ein Logis zu beziehen, wo ich so recht im vollen Gefühl von Neapel lebe, webe und bin! Die wenigen Tage hindurch, welche ich noch hier zu verweilen habe, werde ich suchen, es zu ertragen. — Für lange wäre es mir eine Hölle!

Die Sonntagsabendszene, die mich erwartete, war wie aus einem Sackkasten genommen; der Abend war schon sehr dunkel; doch sternenhell; alle reinlichen Bourriquen der Fischer und Fischverkäufer waren bunt illuminirt, und aus den glänzenden von der Corser Fahrt im Fackelglanz heimkehrenden Karrossen traten schöne elegante Herren und Damen, und verzehrten die frischgefangnen Seeigel, Auster, Muscheln, Schnecken (mit einem Wort alle Conchylien des Golfes) größtentheils ohne irgend ein Gewürz, doch nahmen einige Zitronensaft oder Pfeffer. Man benennt diese bunte Welt der Schaalenthierc mit dem allgemeinen Namen Frutti di Mare (Meerfrüchte) und verzehrt ungeschweht alles wohlgeschmeckende. Das Gewimmel vor meinen Fenstern ist ungeheuer — denn alles, was vom königlichen Pallast, der Piazza reale und Strada Toledo nach Chiaia will, muß hier vorbei. — Allein wie schwer ist die Luft gegen den Secäther, den ich sieben Wochen lang auf Ischia geathmet. Den 29ten nach langer Konferenz mit Domeier ward der Entschluß gefaßt, plötzlich abzureisen — den Winter im Pays de Vaud zuzubringen, und mich so nach

und nach zu akklimatisiren. Domerier wollte durchaus, daß ich noch einen Winter in Neapel und Rom verlebte — denn ach! ich bin noch nicht geheilt, obwohl erleichtert — allein auch nach Sorrento, in dessen frischen Schatten Trauben und Orangen mich kühlen und Ruhe mich stärken sollte, wird der Paß, und zwar ohne Hoffnung „daß man sich vielleicht mildern lasse“ versagt. Auch droht Italiens Geschick finstere Zukunft! Zwar weiß man hier nichts Wahrhafteß vom Stand der Armeen — allein ich habe Pässe, die mich überall sicher hindurch führen.

Schwey wirds mir, Neapel zu verlassen, ohne Sorrento, Capri, Virgils Unterwelt, Pompeja und Pästum gesehen zu haben. Dies alles war nach der Rückkehr von Sorrento dem gesunden Spätherbst aufbehalten. Meine Freunde drängten sich liebevoll um mich — auch sie rathen zur Abreise, — denn jeder fürchtet schon jetzt das Aergste. —

Ich war sehr schwach — und mußte heute der großen Freude entsagen, Tischbeins Gemälde, Cabinet zu sehn, welches der gutevolle Freund für mich mit Künstlersinn aufgestellt hatte — Nicht Rafael's schönen Apollino, Johannes sehn, that wehe.

Den 2ten Sept. Diese Tage habe ich, zu schwach zum Ausgehn, so recht mit meinen hiesigen Freunden

N. L. M. Junius 1801.

3

verlebt. — Die tiefe Trauer der Edlen unter den Neapolitanern, und den hier eingewohnten Fremden, über ihr bedauernswürdiges, versinkendes Vaterland, ist unaussprechlich tief und herzzerreißend. — Alle wünschen mir Glück zu entzinnen — ach, zu entzinnen aus Hesperien! Alle blicken in die nächste Zukunft, als in eine schon eröffnete Scene des Grauens, des entfesselten Lasters, der unterdrückten Wahrheit und Tugend, und aller Schrecken des mit Verzweiflung gewaffneten Despotismus und der wilden Anarchie! Die Küsten und Inseln werden verschlossen, auf daß der Fremdling nicht sehe das innere Elend, den tief fressenden Krebs, nicht sehe ein gedrücktes, erniedrigtes und oft halb verhungertes Volk! Die Auflagen werden gehäuft, die Nahrungsquellen verstopft, der Geist des Volkes durch Pfaffen, Despotie in Dumpfheit erhalten. Das wenige Licht, welches noch nicht auszulöschen gelang, wird unter den Scheffel gesteckt, und wenns auch dort durchbrennen will, in die Festungen! So fand ich von fünf ehrenvollen Gelehrten, an die mein Bruder mir Adress-Briefe gab, drei im Gefängniß! Hier ist fast keine Mittelbahn der Wahrheit mehr zwischen dem dunkelsten fanatischen Aberglauben und der zügellosesten Frechheit Gott und Unsterblichkeit höhrender Atheisten.

Geräusch habe ich genug gehört in Neapel, aber wenig Freude gesehn; das Volk lärmt noch aus alter

Gewohnheit. — Man sagt mir allgemein, daß seit dem Ausbruch der französischen Revolution diese Gegenden wie verwandelt seyen.

Was dem Fremden den Aufenthalt hier aber vor allem verbittert, ist das Erbrechen und Zurückhalten der Briefe, theils bei den Armeen, theils hier auf den Postbureaux — Nun sinds 5 Wochen, daß ich von den Meinigen keine Zeile sah, und doch weiß ich, daß mir regelmäßig alle Woche geschrieben wird \*).

Den 3ten. Noch leid' ich durch Krankheit, die mir nicht erlaubt, bei dem jezigen erschrecklichen Unwetter, welches die Krise des Uebergangs aus dem Sommer in den Herbst ausmacht, unterwegs zu seyn. Der Scirocco tobt in Meer und Luft, die schwer herabsinkenden Wolken vereinigen sich mit dem Regen — und aus der mystischen Hölle rollt die schäumende Brandung über die Lavariffe an die Uferdämme von schwarzer Lava. Gegen Abend brachen scharfe Sonnenstralen durch finsternes Gewölk und fielen gerade auf die Küste von Sorrento, recht

\*) Anmerk. von 1800. Dies Gemälde des Zustands von Neapel ist wörtlich aus meinem Tagebuch abgepirt. Jetzt ist alles das hier profeseizte Elend schon Wirklichkeit geworden — und der Profet zum Opfer.

um meiner Sehnsucht noch zu guter Letzt das unerreichbare Plätzchen der Ruhe zu zeigen: — Ach, dort hätte ich die unglückliche Welt vergessen, im paradiesischen Thale! Jetzt ist hier die Fülle des edelsten Obstes; die Trauben des Posilypo sind so süß, daß ihr Saft eher Honig als Most scheint — nicht allein die weißen Mustateller haben diese Honigsüße, sondern auch die Braunen, von denen jede Beere eine Ellipse ist. Der Abschied von den Freunden ward mir schwer. — Ach, die finster umwölkten ungewitterschwangeren Lüfte, in denen ich sie zurücklasse, sind ein nur zu wahres Bild ihrer Zukunft!

Den 4ten, im grauen Fittig des Scirocco.

Den 5ten krank in Mola übergelegen bei unaussprechlich tobendem Meere und gießendem Himmel — ich theile treulich das Fieber der Bitterung!

Mola den 6ten. Der Sommer ist vorbei, und der Herbst in himmlischer segenbringender Milde erschienen. Unter den deckenden Wolkenhüllen und dem Regenschleier ist die liebliche Wandlung schnell vollendet worden. Wie glänzen Himmel, Erd' und Meer, die Küsten und Inseln! Wie blüht in Purpur und Gold das Laub der früh sich entblätternden Laubbäume — Wie lächeln die Formianischen Zitron- und Orangenwälder mit ihrem dunkeln golddurchstrahlten

Laube, gebadet im Thau, und eben von der aufgehenden Sonne gerührt! Die Ponzischen Inseln liegen leicht getuscht im Norden. Trautes Ischia, lebe wohl, und du menschenwimmelnde Procyta! Vesuv und ihre schönen unerreichbaren Küsten von Castell a Mare bis Massa, die ihr so magisch der Ferne entsteigt, wie aus dem Hohlspiegel der Erinnerung — so hell und so zart, seyd begrüßt, und über euch walte die liebevolle Vorsicht!

Fondi und Terrazina wurden im Sonnenglanz und Pomeranzenduft von uns begrüßt; in den Sümpfen fanden wir noch den starken Regen und bei frischem Winde bel aria — und frisch und munter langten wir zu Velletri an. — Wir bemerkten lächelnd, daß ich zweimal in den von mir so gefürchteten pontinischen Sümpfen — gesund geworden bin — denn krank verließ ich im Mai Velletri und krank gestern Mola. Das Geheimniß besteht darin, daß es beidemal unmittelbar zuvor stark geregnet und geweht hatte, wodurch die Sümpfe erfrischt und die Atmosphäre durch die Luftströme bewegt worden waren.

Den 7ten. Uns allen ist, als wären wir wieder zu Hause — und jubelnd wurden die Hügel von Genzano und Albano begrüßt. — Es war der schönste Morgen, die Luft so leicht und rein wie Alpenäther, und ich wandelte wie neugeböhren den sanft reißenden Hainen des alten Nigidus entgegen.

Hinter Albano am Stabe des Aeneas im Dunkel jener heiligen Eichen erschienen uns unerwartet die geliebten Freunde Zoega, Stuntotardi und Ferronow. Schon zum zweitenmal (durch mein Krankwerden in Mola) kamen die lieben Treuen uns entgegen. — Nun begrüßten wir im vollen Chor den Albanischen See, die Eichenschatten des Emisfars, und dich, o holdseeliger Hain von Marino. Alles glänzt wie nie gesehen, im Schimmer des jungen Herbstes und im Zauberlicht der Erinnerung. — Aber fern liegt Rom — das arme Rom, dem seine Edlten und Heroen entfliehen, und nur die Heiligen bleiben!!

Wir bezogen wieder unser altes liebes Häuschen in Frascati. Mein! solche Ruheplätze für Geist und Herz giebt's doch in und um Neapel nicht, bei allem Pomp in den Umrissen des Ganzen — Solche heilige Schatten der Pinien, Eichen, Zypressen, Platanen und des Lorbeers! Die Freunde blieben mit uns bis zum folgenden Tage.

Den 12ten. Deine arme Freundin ward wieder krank. — Ein Fieber weckte jene peinlichen Seitenschmerzen aufs Neue, die ich in Ischia's Quellen abzuspülen gehofft hatte — das war eine traurige Wiedererscheinung!



Allein diese Stille in himmlischer Luft des Tuskulanischen Hügels, diese lethäische Ruhe über alle Gegenstände ergossen, beänstigt und lindert alles Wehe. Unter diesen tiefen Schatten gleitet vor meinem innern Sinn die Neapolitanische Schimmerwelt wie ein Traum vorüber, ohn' ihr Geräusch im Gefolge zu haben.

Hier werden alle Lieblingsörter besucht. Alle diese Bilder von Schönheit, Ruh und melancholischer Umschattung für immer in die innere Laterna Magika aufgenommen; da ruhet — bis auch im fernsten Norden ein Strahl der Erinnerung euch wecket, und ihr leise vor meinem innern Auge vorbei gleitet.

Wir besuchten in Grotta Ferrata die geliebte Julie. — Ach, wie immer leidender ist die Edle — und doch kann das arme gefangne Vöglein den harten Kerker nicht aufbrechen! Traurig kehrt' ich zurück.

In der äußern Mauer meines Hauses ist ein Madonna-Bild in einer kleinen Nische; dieses wird bei jetzigen bösen Zeiten alle Abend mit Gesang und Anbetung verehrt. — Die Stimmen der Frascatesen sind rein und volltönend. — Antwortende Ehre der Mütter, Mädchen und oft ganz kleiner Kinder grüssen die sanfte Mutter des Erbarmens mit tausend süßen Namen — Der Gruß ist —

E viva Maria,  
 Maria è viva!  
 E viva Maria,  
 è chi la creò!

E viva Maria,  
 Maria è viva!  
 E senza Maria  
 Non viver se può!

In der ersten Strophe kriegt der liebe Gott doch ein klein Kompliment neben her. Aber im wahren Volksliede, zu dem ein jeder nach Belieben Stanzas improvisirt, ist nicht ein Wörtchen für ihn.

Maria! speranza nostra,  
 pregatelo per noi,  
 il Figlio vostro!

Maria, col bianco viso,  
 pregatelo per noi  
 in Paradiso!

Maria, col bello ciglio,  
 pregatelo per noi,  
 il vostro Figlio!

Maria, Madre d'amore,  
 pregatelo per noi  
 in vostro Cuore!

Maria, speranza nostra,  
 E libera noi de'  
 Francèsi!

Diese letzte neugemachte und den Umständen, wie du siehst, angemessene Strophe ward mit höchster Inbrunst gesungen. — Die Armen! Möge denn die sanfte Mutter der Liebe sie befreien!

Nachmittags versammeln sich viele Kinder des Dorfes vor der Villa Piccolomini bei meiner Wohnung. — Wir sparen Bonbons von unserm Desert und Obst für sie auf, die Kinder und ich; dann laß ich sie tanzen nach der Handtrommel der Ältesten unter ihnen — Es sind oft 12 bis 16 Mädchen, zum Theil schöne feurige Kinder, mit lebhaften Augen und mahlerischen Kraustöpfen; in ihren Bewegungen ist oft etwas Ideales — wie der jungen Genien auf Grabmählern. Allein der Mangel gesunder Nahrung ist nur zu oft am dicken Leib, der üblen Farbe und dem gedunsenen Fleische sichtbar. Die Mahlzeiten, die sie genießen, und das schlechte Del, womit alle Speisen zubereitet werden, würden unsere Kinder tödren.

Der Zustand von Rom ist höchst traurig — alle Wohlgesinnten und Vernünftigen ahnden heillose Ausritte. — Alles ist ohne Kraft, besonders ohne festen Plan, und die Wuth der Ohnmacht ist leider die ein-

zige Gegenwehr einer schwachen Regierung, die sich selbst alle Hülfquellen verstopfte.

Das schnellere Herabsinken des Nationalgeistes und Muthes, datirt sich auch hier vom Anfange der französischen Revolution her — da arbeiteten Geisteslichkeit und Regierung vereint jedem Dämmern der Vernunft entgegen. Alle Ketten wurden fester angezogen, das Elend des Volkes stieg. Die Klugen unter den Bösen raubten gieriger und ungeschelter, ahnend daß doch bald alles zu Trümmern gehen würde, und fischten im trübegährendem Schlamm. — Es ist ein in allen Lebensorganen zerstörter Körper — und wehmuthsvoll zieht sich der Blick von der nahen Zukunft dieses unglücklichen Landes zurück.

Den 12ten. Ich brachte den Morgen (den elyrischen thauduftenden Morgen) mit meiner Charlotte einsam in der hohen Eichenrotunda der Villa Conti zu. Dieses prächtige Laubgewölbe schattet hoch auf dem Abhang des Hügels, und man blickt rundum in die Laubneze des sinkenden Hügels.

Wie majestätisch wölbt sich der dunkelblaue und doch glänzende Himmel zur Decke des feierlichen Doms, in dessen Mitte die schöne Fontaine steigt, und in Regenbogen zertröpfelnd auf das thaufunkelnde Moos und Adianthum herabrieselt. O, es ist ein heiliger Natur:

tempel! Auch sangen wir andachtsvoll Friedrich Stollbergs Lied „daß unser Gott uns Leben gab“ — nach Reichardts seelenvoller und feierlicher Melodie.

Den Nachmittag brachten wir in Grotta Ferrata zu. Der wachsende Mond stieg empor als wir schliefen. — Die Zurückfahrt in milder und heller Mondnacht war unbeschreiblich reizend; magische Lichter flossen durch die fantastischen Schatten des Haines — vom freien Berggeländer war der Ausblick durch jene prächtige Kluft unterhalb der Villa Bracciano, hin über die silberdustige Campagna so rührend und melancholisch erhaben, daß ich aussteigen, und hin und zurückgehen mußte, ehe es mir möglich ward, ach! wahrscheinlich für immer zu scheiden,

Den 13ten verließen wir unser trautes Frascati. Wie erschien mir Rom von neuem als Königin der Städte — wogegen Paris, Petersburg und Berlin doch nur kleinlich erscheinen. — Alles ist hier für die Unsterblichkeit erbaut und auf sie berechnet, sowohl in der alten als neuen Weltherrscherin, die mit machtvollem Zepter erst die syssische und dann die moralische Welt Jahrtausende lang beherrschte, und in neuen Hemisphären eroberte, was Mahomed ihr in den alten geraubt,

Wir fanden Rom in einer dumpfen ahnungsvollen Stille. — Wie ich den Corso hinauf fuhr, schien

es mir als ob die Colonna Antonina sich stolz in den perlblauen Aether erhöbe, als wolle sie sagen: „ich Denkmahl eines ganzen Jahrhunderts, welche durch meine Antonine der Welt zum Segen ward, bin über den republikanischen Räubern, und dauernder als ihre pappene Freiheitsgöttin.“

Den 14ten. Morgenbesuch und Abschied in der Villa Borghese, wo man noch nichts geplündert hat — Letzter Besuch beim sterbenden Museum Pium Clementinum.

Es war mir bitter schmerzlich, die Entweihung anzusehn. Im Cortile fand ich die fränkischen Commissarien herrschend und anordnend. — Der Hercules war schon vom Piedestal. Mein holder Liebling Merkur ward eben zum Abheben gestützt, das heißt, es werden Steine zur Stütze zwischen die Beine der Statuen von unten auf gemauert. — Noch standen Apoll und Laokoon unberührt — „Wenn du Apoll der Pythier bist, brauche deine Pfeile gegen die Barbaren!“ und du, o Laokoon! „laß sie in dir das rächende Bild der schlangenummundenen Unschuld sehen — das Bild so vieler Tugenden Galliens!“

In der Gallerie ward eben Trajan als Konsul auf seiner marmornen Sella Curulis auf Rollen hinweggeführt. — Es war ein wehmüthiger Anblick, wie er langsam die lange prachtvolle Gallerie hinab

glitt — „Fahre wohl, du sanfter Weiser — predige den Galiern Menschlichkeit!“

Schon lag die herrliche Amazone im hölzernen Kasten, aber so stolz als wolle sie ihn sprengen; „Geh, fühne Jungfrau, und lehre die Amazonen an der Seite, wie Tapferkeit und Zucht sich in weiblicher Bildung vereinige!“

Die tragische Muse, meine beinahe angebetete Melpomene, stand noch unverrückt, aber doch schon als Sklavin bezeichnet. „Göttin des hohen Sophokles, lehre die nachäffenden Fränkinnen, wie die Alten weibliche Würde in bescheidenem Gewande darstellten und was antik sey.“

„Sie haschen so sehr darnach mit lustiger Draperie und hochgegürtetem Busen und wännen Göttinnen gleich zu seyn oder Musen, wenn sie höchstens Bacchantinnen oder Hetären gleichen.“ Alle Musen waren schon von der Stelle gerückt, um geformt zu werden — denn ach! die Abgüsse kommen nun an die Stellen der Originale — und Cypss soll die prachtvollen Blenden füllen! diese marmorstralenden Wände! — „Solch einen Tempel findet ihr nicht in Lutetia, ihr Göttin: und Heroen, ihr Musen und vergötterte Cäsaren.“

Kleopatra ward eben abgehoben. — Die römischen Arbeiter zeigen ihre Geschicklichkeit in der Wer-

chant der Behandlung dieser schweren Massen —  
 Sie thun es willig für Gold; o Schimpf und  
 Schandel!

Dann nahm ich Abschied von Angelika, die ruhig bleibt, die Zukunft erwartend in ihrem Heiligtum der sittlichen Brazie.

Abends machte ich meine geliebte Mondscheinfahrt nach Monte Cavallo. — „Ihr Götter: Söhne“ bleibt unangetastet, aber ihr schauet zürnend auf die gefesselten Quiriten!“ Ich lehrte über Coliseum und Forum Romanum zurück.

Den 15ten. Der letzte Tag in Rom. Den Morgen brachte ich einsam auf dem Palatin zu, einsam traurig und gedankenvoll. — Jede heilige Stätte ward besucht und jeder Schattenort der Erinnerung — Alles ist jetzt in größter Schönheit. Das Laub der Eichen und Platanen noch frisch vom Augustgrün — und fern glänzen schon golden und purpurn die Nebgärten; bald beginnet, ach! die dies Jahr freudenslose Weinlese! Abends sah ich von Aqua Paoli und Pietro Montorio die Sonne sinken über Rom zum letztenmale, wie ich sie am 13ten Novembr. 1795 zum erstenmale sah! Neben mir stand der edle sanste + + + + verloren im Schmerz über das Elend und die Erniedrigung seines Vaterlandes — Furcht kämpft mit der Hoffnung in der bessern Brust —



„ob Rom zu Trümmern gehe, oder eine gute Krise haben werde?“

Seit 8 Jahren liegen wir in einem dumpfen Faulfieber, in diesem Zustande ist jede Veränderung Hoffnung! Wir sahen schweigend und wehrmuthsvoll eine Fackel des Abendroths nach der andern verlöschen — Palatin, Coliseum, Pallast Farnese, St. Peter und zuletzt der hohe Quirinale — bis der Mond still über den Sabinen heranzog.

Das Unwesen, welches die Geißlichkeit in diesem Sommer zu Rom getrieben, ist unerhört. Es galt das Volk durch Wunderzeichen zu schrecken, und mit ProzeSSIONen zu beschäftigen, daß sie darüber vergäßen, die französischen Kommissarien zu morden. Zu diesem Endzweck kriegten alle Madonnenbilder von Ancona an durch Umbrien bis Rom das Milchfieber, nickten auch mit den Köpfen und verdrehten die Augen (wem fallen hier die Bewegungen der Lanuvianischen Juno nicht ein). Diese Vorzeichen mußten durch ProzeSSIONen büßender, sich geißelnder, fettensschleppender Volkshaufen gesühnt werden und dahin lenkte man den gerechten Zorn des Volkes, den man hätte zur Bertheidigung von Heerd und Altären entflammen sollen! Allein die Polizei war zu schwach, die Mordthaten zu verhindern — die Regierung, gerechten Widerstand zu leisten — und so blieb nur die Waf-

fe der gewissenlosen Ohnmacht elende Täuschung. Die sogenannte Milch der Madonnen ward als Augenwasser und für offne Schäden vertheilt. — In einem Kloster theilten die Mönche (ich will hoffen aus Unwissenheit) ein milchähnliches Gemische aus, worin Scheidewasser war — Ein Greis und ein Knabe verblindeten. Die Augenheilende Mischung von Extractum Saturni war diesen Idioten nicht bekannt.

Neapel versucht alles, um das schwache Rom zum Religionkrieg zu bewegen. Am 18ten Sept. ist der theuerverkaufte Waffenstillstand für Rom vorbei, und man glaubt die Entscheidung nahe. Rom ist in innere Faktionen zerrissen, wie alle die unglückseligen Länder es werden, denen die Gallischen Erynnyen nah! Der Nepote ist von den Franken gewonnen! Die Geistlichkeit in ohnmächtiger Wuth hegt das Volk und besonders die Weiber. Die Zahl der Weisen unter ihnen ist klein, unmerklich die der Edlen, die fähig wären, Opfer zu bringen. Alles aber ist ohne Zusammenhang, und der Pabst, der bejammernswürdige Greis, wird von allen zugleich gepeinigt.

## Abreise von Rom.

Den 16 September 1796.

Es dämmerte als wir die Straßen von Rom nun zum Letztenmahl durchfuhren. — Der Obelisk vom Piazza del popolo glänzte vom Morgenroth — so wie wir uns entfernten, stieg Rom auf seinen Hügelu aus Nebelhüllen im jungen Sonnenstrahl empor! Zypressen des Janikulus! Pinien des Mont'orio! empfanget mein Lebewohl heilige Schatten! Frascati, Albano und du Gipfel des Donnergottes; Tibur du Wohnort stiller Schwärmeret und Ihr rauschenden Casaden, nie vergeß' ich Euch! Heiliger Berg über dem so prachtvoll die junge Sonne heran schreitet, sanft gewundner Annio und du Vater Tiberinus ich begrüße Euch zum Letztenmale!

Wir waren alle sehr wehmüthig, denn uns alle hatte die ernste hohe Roma mit mächtigen Reizen gefesselt. — Es war uns als setzten künftig für uns, indem wir diese große Vergangenheit im Rücken ließen. —

Da ich zu eilen habe, um vor dem Schnee die Alpen zu erreichen, so begannen wir mit der starken Fargereise bis Ter ni. Sobald die ersten Stationen durch die öde glühende staubigte Campagna bis Monterosa zurückgelegt waren, wurden die Wege landeinwärts sehr angenehm und unterhaltend. Der Sohn

der Campagna der zackigte Sorakteß ward von uns beinahe umfahren, und wir ergöhten uns an seiner unter jedem Gesichtspunkt abwechselnden Gestalt — sahen Haine, Flecken und fruchtbare Felder um seinen Saum gelagert. Es steht dieser mächtige Kalkfelsen mitten unter den von vulkanischem Ruin bedeckten Bergen der Campagna da, wie eine feste Insel im Schooß des alten Oceanus gebildet.

Wir aber wollen wie im Fluge davon, und ich kann dir nur schnell vorüber eilende schwach gezeichnete Schattenbilder der Gegenstände hinwerfen, die uns vorbeizogen.

Schön ist das lange Tiberthal zwischen Sorghetto und Marigliano in Sabina! Beide Städtchen liegen auf Felsbügeln einander gegenüber, die Tiber strömt weit her zwischen den grünen Sabinerbergen herab, und man blickt ihr nach bis in die sinkende Campagna, welche hier durch den jungen noch grünlischen Strom von Sabina getrennt wird. Wir fanden die Volks-Fysionomien in den Städten und Flecken welche wir hindurch kamen weniger scharf und fein als die der Römer, allein dafür viel gutmüthiger. Die Wege sind vortreflich, nicht schnurgrade todelange weilige Chaussees sondern sich aus und einbreugende, auf und abschlingelnde, und wohl unterhaltne Landwege — wir gehen im Ganzen bergauf.

Bei sinkender Sonne erreichten wir Otricoli welches schon hoch liegt. Ich wäre im Grunde gern hier über Nacht geblieben, um die schönen Ufer des Velino und Narnis romantische Lage bei Tage zu sehen. — Allein das Wirthshaus war schrecklich und außer einigen Feigen, die eine gute Frau mir schenkte, keine Erquickung zu haben.

Ich sehnte mich nach einem Plätzchen das einen freien Umblick, in die um uns aufgeschichteten Berge reihen gewähre. — Otricoli liegt so schrof am Abhang, daß dies leicht zu finden schien. — Aber nur der Hinterrheil der Häuser ist über der Tiefe. — Endlich schlüpfte ich zu einer Stallthüre hinaus und stand (man verzeihe das unpoetische *Bel vedere*) auf einem hohen Misthaufen, den ich bald vergaß über der prachtvollen Beleuchtung dieser tiefzertüfteten Berggipfel, von denen der Abendpurpur stromweise in die hohen Klüfte abzugleiten schien, und die ganze wilde Gegend für wenige Minuten in die wärmsten Lebensfarben tauchte.

Die entzückende Schönheit der Mondnacht, welche diesem Sonnenuntergang folgte, wird mir ewig unvergesslich bleiben. Das Land ward mit jedem Augenblick reizender — der Weinbau und die Delgärten wechseln — die Rebe rankt hier zwar nicht von Baum zu Baum, weil das kühlere Clima die Beschattung der Aecker nicht zuläßt — Allein sie umarmt innig den Ulmbaum, vermählt ihr Laub den Seinen — Ihre

goldnen und purpurnen Trauben scheinen die Frucht seines Stammes, und dies Ganze bietet als Gruppe und Fantasie-Bild das holdste Symbol der innigsten Vereinigung dar! Der Himmel war Aetherrein und von dunkler Bläue, dabei die Luft so milde und so dunstfrei, daß alle Gegenstände scharfe Schatten warfen, und ihre Farben nur in sanfteren Tinten beibehielten. Gegen Eilf war Narni erreicht, der laut rauschende Velino glänzte tief unter der Stadt, die auf hohem Berggipfel liegt, deutlich sah ich die Bildung des wild zerrissnen Kalkfelsens und das mahlerische Gebüsch, und die vom leisen Nachtwind gehobenen Epheunetze des hohen Ufers. Die Beleuchtung dieser Felsparthieen schimmernd wie Silber, war so Elfenhaft fantastisch, daß ich beinahe zur Ballade ward, mich in ihrem Anschau verlierend.

Von Narni bis Terni führen wir auf hohen mit Oel und Wein bedeckten Gefilden schnell dahin — alle 8 Fenster unserer alten französischen Gallarutsche waren geöffnet. Wenn ich auf Augenblicke ent schlummert, die Augen wieder öffnete zur milden reinen Luft und zum unaussprechlichen sanften Silberlicht, war's ein immer neuer Blick in Elysium. — Nie haben süßere Gebilde halbwacher Träume meine Augenlieder vorbeigeschwebt — und das Anlangen vor dem Wirthshaus zu Terni war wie ein plötzlicher Sturz aus empyreischen Räumen, in die unfreundliche Wirklichkeit eines italienischen Gasthofes.

Fr. Brun geb. Münster.

## III.

U e b e r

## V i l l e r ' s U e b e r s e t z u n g

d e r

## G r u n d s ä t z e d e r K a n t i s c h e n P h i l o s o p h i e .

Bei Collignon in Metz wird mit nächstem folgende Schrift erscheinen:

Exposition des principes fondamentaux de la philosophie transcendente d'Emmanuel Kant, par Ch. Villers, correspondant de la société royale des sciences de Göttingue avec cette épigraphe: πάντων χρημάτων μέτρον ἀνθρώπος. — Protagoras ap. Platon.

Mit lebhafter Freude, erfülle ich die Bitte meines Freundes Villers, vorstehende Anzeige auch dem deutschen Publikum bekannt zu machen. Ich kann nicht umhin diese Ankündigung seiner endlich vollbrachten Darstellung der Kantischen Philosophie, mit einem gerechten Glückwunsche für Frankreich und unser Vaterland zu begleiten. Die wohlthätigen Verbindungen deutschen Geistes mit Französischem, die sich von dem feindlichen Zusammenstoß beider Nationen hoffen ließen, gehen jetzt auf das schönste in Erfül-

lung. Mitten unter den Stürmen eines neunjährigen Krieges, hat deutsche Kunst und Wissenschaft, in Frankreich eine so thätige Verehrung gefunden, als sie sich ihrer vordem nicht erfreuen konnte, und sie viel früher zu empfangen auch nicht verdiente. Jetzt wird jede geschickte Bemühung unsre classische Literatur im Auslande zu verbreiten, ein gültiger Triumph für unsern Nationalstolz, und eine noch herrlichere Beute, als die Früchte deutschen Bodens sind, bieten den Franzosen die Früchte deutscher Genie's dar. Seither wurden diese Schätze planlos, und tumultuarisch wie der Krieg selbst, auf französischen Boden verpflanzt. Gleich Plünderern, ohne Auswahl, griff man in die ungeheuern Massen unsrer Literatur. Was zuerst in die Hände fiel, ward aufgenommen, übersetzt und in öffentlichen Blättern beurtheilt; und fügte es endlich auch einmal ein glückliches Ungefähr daß man gerade ein vorzügliches Produkt aufgriff, so ward es doch meist so unglücklich übergetragen, und dann mit einer so faden Einseitigkeit, einer so nationalen Ansicht der Dinge über dasselbe abgesprachen, daß weder Deutsche noch Franzosen Ehre davon haben konnten. So geschah es daß Frankreich eine so liebliche *bibliothèque germanique* erhalten hat, und so haben wir denn nur neulich noch den Verdruß gehabt anhören zu müssen, wie der nüchterne französische Uebersetzer von Herrmann und Dorothea, Bitaubé, gerade einige wahrhaft homerische Scenen dieses Gedichtes,



durch — die Liebhaberei der Deutschen für Pferdezucht, als ihr vermeintlich höchstes Gut, zu erklären bemüht ist.

Eine fröhliche Erscheinung muß es daher seyn, daß der Bürger *Biller s*, ein Mann der durch seine geistvolle Schrift *de la liberté*, durch seine anmuthigen *lettres Westphaliennes*, seine *lettres du Voyage de la Perouse* (die in mehr als einer Hinsicht der Originalschrift selbst noch vorzuziehen ist) durch seine neuerliche Uebersetzung des *Heyne'schen Textes* zu dem *Fischbeinischen Bilderhomern*; endlich aber durch eine schöne Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen im *spectateur du Nord*, die sehr gesunde Urtheile über deutsche Philosophie und Poesie enthalten, zur Genüge dafür gesprochen hat, wie glücklich er, mit einem philosophischen Kopf das Vermögen des Dichters verbindet, wie verdient er das Bürgerrecht so wohl in der Deutschen als in seiner Landessprache, erhalten hat, und wie richtig er eben so sehr deutsche Literatur versteht, als er sie innig schätzt; — daß ein solcher Mann also, der einzige seiner Nation vielleicht der mit dieser Unbefangenheit, dieser Ueberwindung aller nationellen Vorurtheile so deutsch über deutsche Werke denkt, es unternommen hat die Kantische Philosophie in Frankreich zu einer Zeit einzuführen, wo der wegen seiner Analyse der Idrenzeichen hochgepriesene und sogar dem Nationalinstitut einverleibte *Degerando* alles andre eher,

als ein Verstehen der Kantischen Philosophie, die er so verkehrt misversteht, in seinem volumineusen Werke zur Schau getragen hat. Es kommt mir nicht zu mit einer Entscheidung, in wie weit ihm dieses Unternehmen gelungen sei, vorzugreifen, aber die Ueberschrift seines Werkes schon allein, die keine Uebersetzung, sondern eine Darstellung verspricht, zeigt wenigstens daß er es auf dem einzig rechten Wege begonnen hat.

Es steht nun den Denkern der französischen Nation vielleicht eine neue Revolution bevor, ihnen nicht minder wichtig, als die kaum vollendete ist. — „Mon exposition de la Philosophie de Kant“ schreibt mir Hr. Billers: „qui m'a coûté un travail bien opiniâtre, va bientôt tomber comme une bombe au milieu de Paris. Ce sera le signal d'une furieuse guerre, je le prévois: mais la force me manquera plutôt que le courage.“ —

Die große Nation segne das Schicksal daß diesen Edeln ihrer Mitbürger nach Deutschland rief, und sie möge von seinem Talent, zu nächst dieser Darstellung der Kantischen Philosophie, auch eine Darstellung der Götthe'schen Poesie zu erwarten haben; das werden Eroberungen seyn, die einen ungleich schätzern Werth haben müssen als die gesammte Eroberung eines ganzen linken Rheinufer!

Jena.

Schück, Dr.

## IV.

## Mounier's Schrift

über

den Einfluß der Philosophen und Freimaurer auf  
die franz. Revolution.

---

Es ist schon einigemal in dieser Zeitschrift von den Noth- und Alarmgeschüssen die Rede gewesen, die seit acht Jahren von England aus durch Barruel und seine wackern Gesellen wegen einer vorgeblichen Verschwörung aller guten Köpfe in Europa zum Umsturz der Thronen und Kirchen mit vielem Dampf und Geprassel in ganzen Batterien abgefeuert worden sind. Die Versändigen lachten und niemand, der nur einigermaßen mit dem Zusammenhang des Freimaurer- und Illuminatenwesens in Deutschland bekannt war, ließ sich von jenen durch Fanatismus entzündeten und von böser Sticksuft genährten Irlichtern in den Sumpf führen. Einige parodirten wohl auch jene wohlbekannte Lobrede auf den hungrigen Magen:

Aber des Magens Wuth, des verderblichen, kann  
man unmöglich

Vändigen, welche so viel Unheil den Menschen  
bereitet;

Seinethalben gehn selbst fünf Vände Jacobinismus

Durch das verödete Meer zur Ufng gläubiger  
Gimpel.

Nach Boß Odyssee XVII, 286—89.

Indeß war es doch um mancher ängstlichen und kleinmüthigen Zweifler willen gar sehr zu wünschen, daß ein ganz unbefangener, der Theilnahme an irgend einer Odensverbindung nie bezüchtigter und die Feder in keine sympathetische Dinte irgend einer politischen oder literarischen Clique tauchende Schriftsteller von entschiedenem Ruf ein für allemal darüber sein Glaubensbekenntniß niederschriebe und jenes Trug und Lüge gewebe in seiner ganzen Häßlichkeit aufdeckte. Was damals, als ich das erstemal von diesem Unwesen sprach, nur als Hoffnung angekündigt werden konnte, ist nun in Erfüllung gegangen, und das Werk, dem, wie jener entzaubernden Ruthe jede Täuschung sich entlarvt, ist wirklich in der letzten Messe erschienen. Herr M o u n i e r in Belvedere bei Weimar hat die wenigen Minuten, die ihm von den Vorsteher, und Lehrgeschäften in seinem trefflichen Institut übrig blieben, auf die Verrichtung einer Schrift verwandt, die durch scharfen Blick und behutsame Mäßigung im Urtheilen eben so wohl, als durch eine männliche Sprache und eine Menge neuer und anziehender Anekdoten jeden Leser von Einsicht und Geschmack befriedigen muß \*). Das Werk zerfällt, wie

\*) Der vollständige Titel des, auch im Neupern anständig

schon der Titel sagt, in zwei Haupttheile, wovon der erstere eine Schußschrift der so oft verlästerten Philosophen, der andere eine Entwicklung der irrigen Vorstellungen über Freimaurer und Illuminaten umfaßt. Der erste und bei weitem wichtigere Theil führt eine ganze Reihe würdiger Männer aus den frühern Zeiten der Revolution, mit welchen der Verfasser selbst in dem genauesten Verhältnisse stand, vor unsern Augen vorüber und giebt über manchen Auftritt in und außer dem Kreise der Assemblée constituante u. s. w. Aufschlüsse, von welchen sich freilich Robison und Barruel nichts träumen ließen. Man lese z. B. nur die bündig motivirten Urtheile über Rabaud de St. Etienne, Mirabeau, Neck er, die Berichtigungen über die so oft mißverstandene Benennung Jacobiner S. 129 — 133. die interessante Darstellung der Ursachen, die den sogenannten Eidschwur im Ballhause hervorbrachten S. 107

gedruckten Werkes heißt: *De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et Illuminés sur la revolution de France* par I. I. Mounier. Tübingen, Cotta 1801. 254 S. 8. Herr Mounier ließ zugleich unter seinen Augen eine deutsche und englische Uebersetzung von dieser Schrift verfertigen. Die erstere, welche auch einige Anmerkungen des Uebersetzers enthält, ist gleichfalls bei Cotta in Tübingen erschienen. Die zweite wird schon in England gedruckt und bey den so gutmüthigen und doch so schändlich hintergangenen Britten gewiß eine sehr heilsame Sensation erregen.

—109. Wie befriedigend und tief eingreifend sind gleich zu Anfang die wahren Ursachen der Revolution angegeben! Für deutsche Leser wird indeß der zweite Theil noch mehr anziehendes haben, worin Hr. Mousnier seine eigne Confessionen über die geheimen Orden durch eine Menge Thatfachen, die ihm auf seinem jetzigen Standpunkt zu sammeln gewiß sehr leicht waren, mit vieler Behutsamkeit ablegt und übrigens alles Positiven, wo für die Wahrheit oft nur Haß erworben wird, so viel als möglich vermeidet. Beiläufig wird hier auch in einigen Anmerkungen auf die gallische und giftigen Ausprühungen eines fränkischen Priesters und Helfershelfers des sanftmüthigen Barruel Rücksicht genommen, der vor 6 Jahren unter uns lebte, und die genossene Gastfreundschaft nun mit Visionen und Hippocentauren bezahlt, wo die Wahrheit mit der Lüge zusammen gewachsen ist, und den Pferdefuß bald vorne, bald hinten zeigt \*).

\*) Indesß hielt der Verfasser der *lettres d'un voyageur à Mr. l'abbé Barruel*, von welchen hier die Rede ist, doch eigentlich nur die insularische Beschränktheit seines illustern Publikums für gutmüthig genug, seine apocryphischen Legenden für ein ächtes Evangelium aufzunehmen. Darum wurden aus allen Exemplaren, die von dieser Lästerschrift, aus England nach Hamburg geschickt wurden, 2 Blätter ausgeschnitten, auf welchen der Rapporteur die Unverschämtheit begangen hatte, Tischgespräche, die er als mein Gast bei mir gehört haben wollte, zu erdichten. Hier be-

Möge dieses Buch, was in einer Handbibliothek zur Geschichte des Tages eben so wenig, als die trefflichen Recherches sur les causes qui ont empêché les François de devenir livres desselben Verfassers fehlen darf, von allen Lesern mit eben der reinen Wahrheitsliebe aufgenommen und beherzigt werden, welche den edeln Verfasser bei ihrer Abfassung belebte; möge es dazu beitragen, manche irrige Vorstellung über den Verfasser selbst \*), so wie über die Thatsachen, die er

sorgte der glattjüngige Schwärzer denn doch meinen Widerspruch! Möge jeder rechtliche Mann von dieser Handlung auf andere schließen, und gegen solche Auspäher und Geheimbothen auf seiner Huth seyn!

- \*) So ist es z. B. völlig grundlos, wenn ein sonst sehr achtungswürdiger und wahrheitsliebender Reisende Hr. Rüttner in seiner Reise durch Deutschland, Dänemark u. s. w. Th. I. S. 55. erzählt, der Abbé Mounier gehöre zu den französischen Geistlichen, die sich verheirathet haben, und wohne nun mit seiner Familie in Belvedere bei Weimar. Mounier war nie Geistlicher, sondern vor der Revolution Juge du roi und Secretaire des états de Dauphiné in Grenoble, seiner Vaterstadt. Wie leicht kann ein einziger schiefgestellter Umstand der Art auf den redlichen Mann ein sehr gebäffiges Licht werfen! Gewiß es wird Hr. Rüttner selbst lieb seyn, diesen kleinen Flecken aus einem Werke wegzulassen zu können, das übrigens durch seine weise Mäßigung und zarte Behutsamkeit überall den Mann verräth, der vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat.

selbst sah, et quorum pars magna fuit — zu berichtigen. Wöge es die mit Argwohn erfüllten, hart verwundeten Gemüther mancher Regenten, Gewalthaber und Edeln im Volk milder und den Zeugnissen der Wahrheit, die keine Sophistikunst verstellte, geneigter machen! Dann ist seine fromme Absicht vollkommen erreicht und er hinterläßt selbst dann, wenn er zu den sonnenreichen Fluren des mittäglichen Frankreichs, seinem Vaterlande, zurückkehrt, in dieser Schrift einen Denkstein seiner uns unvergeßlichen Tugenden!

B.

## V.

## Auszüge aus Briefen.

## Auszug aus einem Brief aus der Schweiz.

B. 7. May 1801.

Mitten unter den bisherigen Revolutionsstürmen, hat Ein großer Mann, eingezogen und verkannt, endlich zu Stande gebracht, worauf er sein ganzes Leben verwandt, dem er alle seine Kräfte aufgewendet hat. Durch dieses Produkt eines genialischen Geistes und



edlen Menschen enthält unser gutmüthiger Glaube an eine allgemeine Veredlung der Menschheit erst einen festen Boden und die Hoffnung einer Aufrichtung der zum Thier erniedrigten Volksklassen erscheint uns in einem nahen glänzenden Licht. Dieser Mann ist Pestalozzi und sein Werk ein durch die Erfahrung bewährtes Erziehungs-System, ohne alle Charlatanerie und metaphysische Seiltänzerei, einfach und consequent wie die Natur. Durch vieljähriges mühsames Versuchen und Forschen ist er auf den Weg geleitet worden, den die Menschheit im Großen gegangen ist und auf den die Resultate der tiefsten Speculation uns wieder hinweisen. Die Anschauung und sinnliche Erkenntniß ist ihm der erste Vorhof durch den er die Kindheit ins Leben einführt. Seine Methode nöthigt die Kinder richtig zu sehen und deutlich zu unterscheiden, alle Regeln und alles Raisonniren fällt weg, Ausarbeitung der körperlichen Organe als des Handwerkszeugs des Geistes, ist seine erste Absicht. Der Verstand, der das geistige Gesichtsorgan ist, entwickelt sich auf diesem Weg schnell und scharf ohne alles künstliche Treiben, die spielende Einbildungskraft findet vorbereiteten, verarbeiteten Stoff und kann ungehindert ihr Zauberwesen treiben, der Wiß entzündet sich durch das Reiben der muntern Sinne mit der feurigen Fantasie, und die Vernunft wird allmältig majorenn und rundet das Ganze. Dies System ist für alle Zeiten, Orte und Verhältnisse gleich anwendbar; es will nicht Gelehrte sondern nur

Menschen bilden; daher sind hier keine Abtheilungen, keine Klassen, kein besonderes Manua für die Auserwählten, alle bedürfen der nehmlichen Vorübungen und im Grund auch der nehmlichen Kräfte, der Landmann und der künftige Staatsmann und Held. Pestalozzi's Lehrart hat den entschiedenen Vortheil daß sie von jeder Mutter verstanden und wann sie ernstlich will, auch angewandt werden kann, ja ein Kind kann sogar das andere unterrichten. In den näheren Detail davon einzugehen ist hier nicht der Ort; aber seine bald erscheinenden Briefe denen seine Lehrbücher folgen werden, sind hinreichend jeden Zweifel zu berrichtigen. Pestalozzi unterrichtet selbst in wenigen Wochen junge Männer in seiner Methode, und schon gedeihen einige Keiser aus dieser herrlichen Pflanz; Schule einer gesunden Nachkommenschaft. Traurig und unser Zeitalter brandmarkend wäre es daher wenn das Institut zu Burgdorf bei Bern, das einzige Depot und der Übungsplatz für diese neuen so wichtige Entdeckungen, aus Mangel einer unbedeutenden Geld;Unterstützung wieder eingehen müßte!!

---

Der Neue  
Deutsche Merkur.

---

7. Stück. Julius 1801.

---

I.

L a v a t e r  
a l s  
M e n s c h e n f r e u n d.

Nachtrag  
zum Denkmal auf Lavater.

---

Aus Lavaters physiognomischen Fragmenten könnte man in der That auf alle seine übrigen Eigenschaften schließen, wenn er sie auch nicht durch sein ganzes Leben erprobt hätte. Wer erkennt nicht in denselben den gebildeten Kunstgeschmack, das dichterische Talent? Jener anonyme Verkleinerer seines Verdiensts wagt es zwar, auch diese in Zweifel zu  
N. L. M. Julius 1801. 2

ziehen; er untersteht sich zu behaupten, Lavaters  
 Fantasie, (die er immer ungezügelt nennt) „habe ihn  
 „das helle Colorit allen höheren Forderungen der  
 „Zeichnung und Komposition vorziehen, ihn die uns  
 „bedeutendsten Gemählde und Kupferstiche nicht ohne  
 „Achselzucken mehrerer Kenner lobpreisen las-  
 „sen.“ Man weiß kaum, wie man seinen Unwillen  
 bändigen soll, wenn man dergleichen freche Behaup-  
 tungen liest. Wer ist der Verfasser, der sich nicht nen-  
 nen darf, und seine eben so namenlose Zeugen, die  
 als vorzügliche Kenner angegeben werden? Wo haben  
 sich dieselben als solche qualifizirt, um mit dieser  
 Dreistigkeit über Lavatern abzusprechen zu dürfen? Wer  
 bürgt uns dafür, daß er und nicht sie die Geschmacks-  
 losen waren? Was ein Mann, der so viel Takt und  
 feines Gefühl besaß, der selbst nicht nur erträglich,  
 sondern gut zeichnete, der mehrere Jahre hindurch  
 die berühmtesten Künstler unter seinen Augen hat  
 arbeiten lassen, sie leitete, bildete, dem mehrere so-  
 gar die höhere Entwicklung ihres Talents verdankten,  
 der von der Zeichnung oder von der Mahlerei gerade  
 das feinste, das vollkommenste, nemlich die treue Nach-  
 ahmung der Natur, den Ausdruck der Seele forderte,  
 dessen Sinn dabei so sehr auf Schönheit, Ebenmaaß  
 und Vollkommenheit gerichtet war; dieser Mann sollte  
 keinen Kunstgeschmack haben? er sollte seinen Beifall  
 nur überkleisterten Farben geben?! Man gehe hin —  
 und lese — dort in den Fragmenten, nicht seine systos

gnomischen Urtheile, sondern diejenigen, die er oft über den Werth des Bildes vorangehen lassen mußte, und man wird jene Behauptung nach Verdienst würdigen. So mag es auch für Lavaters Ruhm und Verdienst zwar ziemlich gleichgültig seyn, ob er ein Dichter gewesen sey oder nicht; aber daß man ihm auch dieses Talent, welches ihm sogar seine abgesetztesten Feinde zugestanden, versteckter Weise abzusprechen wage, verdient wahrlich bemerkt zu werden, um daraus den Geist der Zeit zu erkennen \*). Wer besaß mehr als Lavater die Anlagen, die zu einem Dichter erfordert werden, die schöne und lebhafteste Imaginazion, reich an Gedanken, unerschöpflich an Bildern, das Feuer und die Kraft des Ausdrucks, die Leichtigkeit der Darstellung, die ihn nie einen Augenblick weder um Sylbenmaß noch um Reime verlegen seyn ließ u. s. w. Ist nicht selbst seine Prose dichterisch, nemlich durchaus Geist in sinnlichem Gewand? und wer hat so leicht mehrere und verschiedenartigere Proben von poetischem Talent geliefert, als Lavater? Wenigstens gewiß nicht die anonymen Kritiker, welche darinn nur hexameterähnliche Zellen sehen oder sehen wollen. Wie übrigens Lavater in seinen Schriften erscheint, so war er auch in allen menschlichen und bürgerlichen Ver-

\*) „Wo die schlichte Prose nicht mehr ausreichen wollte, (sagt jener Verfasser) da flossen hexameterähnliche Zellen u.“

Hältnissen. Viel ließe sich hier von seinen geselligen Tugenden sagen, die alle aus den zwei Hauptquellen der strengen Gottesverehrung und der menschenfreundlichen Liebe flossen — von seiner anerkannten unverbrüchlichen Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit, die ihn eher an alle andern als an sich selbst denken \*) und die Pflicht über

\*) Die Uneigennützigkeit, obgleich ohne alle Affektazion, war so innig mit Lavaters ganzem Charakter verwebt, daß man mit Recht sagen kann, der Gedanke an Geld oder an irgend eine Art von Eigennutz sey bei ihm unmöglich, oder wenigstens der letzte von allen gewesen. Es gehört daher auch unter die Charakteristika des anonymen Nekrologisten, daß er Lavatern selbst von dieser Seite zu verdächtigen sucht, mit den Worten — „Lavaters Kunstauktionen und sogenannte Verloosungen hätten eben nicht dazu beigetragen, seine Uneigennützigkeit ins glänzendste Licht zu setzen.“ Damit diese Verdächtigung noch mehr Gewicht habe, so unterläßt der Verfasser nicht beizufügen, „einerseits daß Lavater seine Freunde und Anhänger ziemlich andringend dafür zu interessiren gesucht, und anderseits, daß er doch sein in 20,000 Thaler bestehendes Vermögen schon frühe „auf immer in Sicherheit gethan habe.“ Allein die Wahrheit ist, daß obgleich Lavater sich leicht hätte bereichern können, seine Kunstliebhaberei zum Behuf der Physiognomik und seine unerschöpfliche Güte ihn bei aller eigenen Oekonomie in seinen Umständen sehr zurückgebracht hatten, und daß er deswegen den größten Theil seiner von ihm besessenen Gemälde, Kupferstiche u. s. w. zu verkaufen gezwungen war. Man ist

alles heilig halten ließ; von seinen liebenswürdigen Eigenschaften als guter Gatte, zärtlicher Vater, treuer und jede Probe aushaltender Freund, von seiner gränzenlosen Wohlthätigkeit, die im Geben, Helfen und Rathen nie ermüdete, seinen Bittenden abwies und meist noch dem Bittenden zuvorkam; seiner gleich großen Dienstfertigkeit gegen jedermann, ohne nur den geringsten Dank zu verlangen; von seinem allumfassenden Wohlwollen, das bei der größten Charakterstärke und von jeglicher Empfinderei entfernt, doch ohne Mühe noch Anstrengung im eigentlichen Sinn selbst seine Feinde liebte, und denen Gutes that, die ihn haßten; von der Heiterkeit, der Anmuth seines Umgangs, der immer unterhaltend und belehrend war; von seiner Hetszengüte, Freundlichkeit, Brutseligkeit ohne alle Schwäche noch Schmeichelei; von seiner allen

ist aber deswegen noch nicht eigennützig, wenn man schon den innern Werth der anzubietenden Sachen bekannt macht, und Lavater war gewiß zu redlich hierin, um mit Wissen auch nur ein Wort zu übertreiben. Sein Vermögen hat er übrigens so wenig in Sicherheit bringen können, daß es vielmehr notorisch ist, wie seine Glücksumstände nach seinem Tode so zerfallen waren, daß mehrere Gläubiger zum Zeichen ihrer Achtung und Freundschaft die Schuldschriften zerliffen an die Hinterlassene Familie gesandt haben.

Glauben übersteigenden Thätigkeit, bei der er jeden Augenblick benutzte, gleichwohl nie von Geschäften überladen schien und immer noch Zeit, entweder zur Erholung oder zur freundschaftlichen Geselligkeit übrig behielt. Aber am schönsten zeigte sich sein Herz in der eben so reinen als warmen Vaterlands-Liebe, die schon in seinen frühern Schweizerliedern so erhaben hervorleuchtete, und die er besonders am Ende seiner Tage zu äußern die freilich traurige Gelegenheit fand. Hier war die Vaterlandsliebe nicht hemántelter Eigennuß und nicht versteckte Herrschsucht, nicht unvernünftiger Nationalstolz und nicht ausschließender Egoismus, sie quollte ganz natürlich aus seiner Tugendliebe hervor, und war nichts anders als die Tugend selbst, angewandt auf Gesellschaft, in der man lebt, und durch die Neigung des Herzens erwärmt und in Thätigkeit gesetzt. Er suchte nichts für sich selbst noch für die seinigen, er strebte weder nach Geld noch nach Gewalt oder nach Ruhm; er hatte kein ausschließendes System, keinen besonderen Zweck des engern oder weitem Eigennußes, den er Vaterland nannte oder mit der Sache des Vaterlandes verwechselte; etwas ungerechtes zu thun, was selbst dem gemeinen Besten frommen könnte, oder ein unerlaubtes Mittel zu gebrauchen, wäre ihm ein Greuel gewesen; aber wo er dem Lande, das ihn geboren hatte, und das er auch unaußsprechlich liebte, nützen, wo er darin Gutes befördern, Böses verhindern konnte



te, da sparte er, es mochte Freunde oder Feinde betreffen, keine Zeit und keine Mühe, da scheute er keine Gefahr. Wer aber aus dieser warmen Vaterlandsliebe sich zu folgern berechtigt glaubt, „in andern Zeiten und Umständen wäre Lavater ein alles umkehrender Demagog, ein Reformator seines Zeitalters gewesen,“ der muß ihn entweder, absichtlich verkümden wollen, oder weder seine christliche Gewissenhaftigkeit noch seine sanfte Menschenliebe gesann haben. Nie wären Zeiten und Umstände günstiger gewesen, um sich eine Parthei zu sammeln, sie zu entflammen, zu beherrschen und durch Zerstörungen oder durch prahlende schwärmerische Lehren sich den Ruhm eines Herostrats zu erwerben; aber siehe da! Lavater setzte sich vielmehr der Wuth der Demagogen bloß und stürzte sich unter sie, um ihnen Worte des Friedens zu bringen, sie zur Pflicht zurückzuführen und das zusammengerottete empörte Volk in Ruhe zu bringen. Sein Wort eines freien Schweizers an den Direktor Neubel, von dem schon oben die Rede gewesen ist, zeugte von dem Muth eines Winkelrieds, und war dabei so anspruchlos, daß es ohne sein Wissen und lange nachdem es abgefertigt war, gedruckt worden ist. Auch hat es vielleicht zu Verminderung der französischen Gewaltthätigkeiten mehr beigetragen, als die jämmerlichen immer noch mit Lobsprüchen untermischten Lamentationen, welche die neuhelvetischen Minister zu gleicher Zeit und für den nemli-

lichen Zweck zu Paris eingaben; denn das sich rührende und gerühmt seyn wollende Verbrechen durch Schmeicheleien bekehren zu wollen, ist ein eben so ungereimtes als niederträchtiges Beginnen. Der Böses wagt wird nur dann seinen Verbrechen Maasß und Ziel setzen, wenn er sich fürchtet, und kann man ihn nicht mit Gewalt bestrafen oder an seiner Verübung hindern, so vermag oft ernster Vorwurf und öffentliche allgemeine Verachtung ihn auch in Schrecken zu bringen. Dabei war aber gewiß in der ganzen Schweiz kein Mensch in Absicht auf Personen und Sachen so unpartheiisch als Lavater. Nicht daß er bei all dem Elend, das sein Vaterland traf, kalt und gleichgültig gewesen wäre, (was viele heut zu Tag Unpartheillichkeit nennen) denn er fühlte wärmer und interessirte sich lebhafter als kein anderer für Wahrheit, Gerechtigkeit und für das Wohl des Vaterlandes. Aber ihm war es unmöglich, wie es in Zeiten von Partheiungen zu geschehen pflegt, nur diejenigen zu achten oder für redlich zu erkennen, welche von dieser oder jener Parthei waren: in jedem Menschen, in jeder Sache rühmte er was gut war und suchte nur auf dieses zu wirken; seine Urtheile über die verschiedenen Menschen, welche die Revolution auf die Szene führte, waren äußerst billig, und gewöhnlich sehr treffend, kein Schein von Eigennutz, kein ausschließliches Streben nach dieser oder jener an sich todten Verfassungsform blickte in seinen durch die

Zeitumstände veranlaßten religiös, politischen Schriften hervor; aber je mehr andere muthlos schwiegen, oder unthätig blieben, desto mehr arbeitete Lavater, und wo eine Unschuld zu vertheidigen, etwas Gutes zu retten, Gewaltthätigkeiten zu hindern waren, da schrieb er an Freunde und Feinde, Bekannte und Unbekannte, erschöpfte alle ordentlichen erlaubten Mittel, ohne sich je bis zu einem unerlaubten zu verirren, was er nicht hätte öffentlich bekennen dürfen. Edle Kühnheit, erhabener Muth war in allen seinen Schriften, und wenn genauere Beobachter dabei zugleich die Klugheit bewunderten, so mußte man erkennen, daß sie nicht studirt, sondern die natürliche Frucht des reinen Willens war, der niemand beleidigen wollte, der nur den guten Zweck und nicht Menschenhaß im Herzen trug. Diese warme und doch immer in den Schranken der Pflicht gehaltene Vaterlandsiebe war es auch, was ihm in den letzten Zeiten von Freunden und Feinden eine so allgemeine Hochachtung erwarb; sie hat sich besonders während seiner letzten langen Krankheit gezeigt. Wie in einem Hof: Bulletin mußten Gattin, Tochter, Bruder, Sohn und Wundarzt der bekümmerten Stadt täglich Berichte von seinem Befinden abstaten. Fremde und Einheimische, Junge und Alte besuchten ihn auf seinem lehrreichen Krankenlager, bewunderten auch da einen Muth im Leiden, die fast übermenschliche Geduld mitten unter den heftigsten Schmerzen, die still

le Hingebung, die Schönheit seines christlich religiösen Charakters; keiner gieng ungerührt und ungebessert von ihm zurück, und man faßte seine letzten Reden oder Gedichte wie die Reliquien eines Heiligen auf. Die Nachricht seines Todes aber erscholl wie ein Donnerschlag durch die ganze Stadt, und ward in Betäubung und der tiefsten Betrübniß von jedermann als ein Nationalunglück gefühlt. „Alles, sagen selbst Augenzeugen, „alles was weinen konnte, „weinte, alles was verlieren konnte, verlor; seinen „unerseßlichen Verlust beweinen die Seinigen, seine „Freunde, seine Mitbürger, seine Gemeinde, sein „Vaterland, die Kirchen, die Schulen, die Armen, „die Kranken, die Waisen, die Fremden, die Einheimischen, die Künste, die Wissenschaften u. s. w.“\*)“ Seufzend und mit nassem Auge strömten Junge und Alte von allen Klassen hinzu, um den entseelten Lavater zu sehen, und herzliches Beileid wurde nie häufiger und nie aufrichtiger als hier der hinterlassenen Familie bezeugt. Sein Leichenbegängniß war rührend, erhaben, erschütternd anzusehen, und einzig in seiner Art. Das ganze Volk folgte dem Sarg; alle Straßen waren von Menschen vollgepfropft, und überall, wo man hinblickte, da herrschte die feierlichste Stille; da wurden Thränen dem Redlichen gezollt. Wenn der

\*) S. Blümchen auf Lavaters Grab: S. 20.

lebende Lavater nicht mehr zu sehen war, so wollte man wenigstens sein neuestes Bildniß haben, und Lipsens sehr wohl ausgedachtes Denkmal fand einen so reißenden Abgang, daß die Thür des Künstlers den ganzen Tag von Käufern wie belagert war. Kantaten wurden zu Lavaters Ehren in den Kirchen abgesungen, und in Predigten wie in andern öffentlichen Reden wurde sein Andenken gefeiert und das Lob seiner Tugenden zum Stoff der gemeinsamen Andacht genommen. Nichts von den Sammlungen, die man von seinen nachgelassenen Schriften und von seinem Leben und Charakterzügen zum Behuf ausführlicher Biografieen gemacht hat. So mannigfaltige und freiwillige Zeichen der allgemeinen Hochachtung pflegen wahrlich nur auf wirkliches Verdienst zu folgen. Mit Recht schließt daher auch der Verfasser des Blümchens auf Lavaters Grab: „Fest wie unsere Alpen steht deine Ehre, dein Ruhm. Von dem Monument deines Andenkens nagt der Zahn des Neides und der Bosheit nicht die Größe eines Sandkornes ab, und wer an der Verkleinerung deines Ruhmes arbeitet, erbaut sich selbst die Schandsäule der Verachtung.“ Was kann es übrigens fruchten, die wenige öffentliche Tugend, von der uns die letzten Zeiten des verfloffenen Jahrhunderts Beispiele liefern, noch herabsetzen zu wollen? Ist dies nicht gerade das Mittel, uns selbst zu entwürdigen und bei der Mit- und Nachwelt verächtlich zu erscheinen, so wie es an sich

ein niedriges Benehmen ist? O! laßt uns vielmehr wie unsere Väter das Andenken besserer Menschen ehren, und ihr Beispiel zur Nachahmung aufstellen; laßt uns Lavaters Tugenden nachstreben und in dem nemlichen Geist der Pflicht, des Muthes und der Liebe zu allem Guten thätig mitwirken wie er!

R. L. v. Haller.

---

II.

Der Maiaabend\*).

---

Ich fühle sie, die Wohlthat deiner Sonne,

Wie sie durch alle Nerven lebt:

Jetzt, jetzt gib mir ein Lied, du großer Geist der  
Sonne,

Die dort am Saum der Saaten schwebt.

- \*) Derselbe Geist tiefer und wahrer Empfindung, der in diesem Gedichte athmet, und es vor vielen angelegerten Reim- und Sonettformen, womit uns die neuen und neuesten Dichter bis zum Ueberdruß über seltsame Gegenstände zu unterhalten suchen — athmet auch in einer ganzen Sammlung Gedichten von Johann Godfr. Seume. Leipzig. Hartknoch. 1801. Gewiß, es wird keinem Leser von Gemüth gereuen, diese Sammlung, aus der sich auch viele Proben von ächt poetischem Gehalt ausheben lassen, ge-

Sie wogt hinab und ihre Ströme gießen  
 Noch Purpur durch das Blumenthal;  
 Des Berges Schedel glänzt, die Schatten werden  
 Riesen  
 In ihres Goldes letztem Stral.

Ich künnte noch um ihre letzten Blicke  
 Mit kühnem Fuß von Höhn zu Höhn,  
 Und sehe noch zum Lohn von einem Felsenstücke  
 Zum dritten Mal sie untergehn.

Mit Jubel ruft das Chor der kleinen Säng'er  
 Der Scheidenden den lauten Dank  
 Auf jedem Zweige nach; und feuriger und länger,  
 Als sie in Lichtfluth niedersank.

Rund tönt umher in den geschmückten Fluren,  
 Tief aus dem seelenvollen Hain  
 Des Maies Feuergeist durch alle Kreaturen,  
 Die sich des neuen Lebens freun.

Erquickend steigt der Balsam aus der Nische,  
 Die Florens schönste Kinder deckt,  
 Empor zum Hügel, wo das Nachtigallgebüsch  
 Den Wiederhall der Grotten weckt.

näher kennen zu lernen. Ein solcher Leser findet gewiß  
 einen verwandten Geist darin.

B.

Ein leiser West, der nur den Zweig durchbebet,  
 Trägt labend einen Blütenguß;  
 Und auf der Wange glüht, daß weit die Brust sich  
 hebet,  
 Des jungen Lenzes Heilungskuß.

Ein Mädchenreihn schlingt dort, geschmückt mit Krän-  
 zen,  
 Sich durch die Ulmengänge hin,  
 Und laute Fröhlichkeit ist unter leichten Tänzen  
 Der Wandelnden Begleiterin.

Der Frühling mahlt in seiner Abendröthe  
 Mit reinern Flammen ihr Gesicht,  
 Indeß vom Felsensiß des Jünglings Silberflöte  
 Nur jetzt verstandnen Zauber spricht.

Das Labyrinth der Quellen und der Bäche  
 Ist des erwachten Lebens voll;  
 Und überall berauscht, im Hain und auf der Fläche,  
 Die Freude die von neuem quoll.

Tief aus der Schlucht kommt unter alten Buchen,  
 Die viel Geschlechter leben sahn,  
 Der Heerden Glockenspiel, die die Gefährten suchen,  
 Den Weg zur Meierei heran.

Der Städter grüßt den Mann mit grauen Haaren,  
 Der froh ins Meer der Saaten blickt,



Und seine Hoffnung zählt, und wallt zu seinen La-  
ren,

Durch Gottes Athem neu erquickt.

Der Tod hat sich dem Mann durchs Herz gegossen,  
Vor dem des Jahres schönster Tag  
Mit seinem ganzen Schatz heut schwer und ungenossen,  
Wie eine Leichendecke lag. —

Dort flocht sich schwach das letzte Licht zusammen,  
Und neigt mit seinem Strahlenfluß  
Noch sanft des Abends Rand, und schon blickt milde  
Flammen

Uns Luna dort und Hesperus.

Mit heiliger und ehrfurchtsvoller Feter  
Betretet jetzt die junge Flur,  
Und betet freudig an vor dem geweihten Schleiter:  
Es ist die Brautnacht der Natur.

Begrüßt den Mai mit einem höhern Liebe,  
Und mit des Jubels Reihentanz:  
Auf unser Vaterland blickt wieder goldner Friede  
Mit Oehlzweig und mit Weizenkranz.

Der Schwefelhauch, der wie die Pest verzehrte,  
Verliert sich wie ein Fiebertraum;  
Der Eisenzug des Kriegs, der Hain und Flur vers-  
heerte,  
Nacht nun dem Pfluge wieder Raum.

Schon pflügt das Roß, das sonst am Feuerschlunde  
 Laut brausend zum Verderben zog,  
 Und Fleiß und Eintracht gehn nun freundlich in dem  
 Grunde,  
 Wo jüngst des Kampfes Donner flog.

Verlaß uns nicht, wohlthätigster und bester  
 Der Genien, verlaß uns nicht,  
 Und zieh das schöne Band mit jedem Tage fester,  
 • Das Brüder sanft an Brüder flicht.

Daß nicht mit Spott der Willkühr blinde Schergen  
 Die Saaten vor der Blüthe mahn,  
 Und mit der Schanzart nicht auf unsern Traubens  
 bergen  
 Verwüthend auf und nieder gehn;

Daß die Vernunft der Gottheit Tempel ziere,  
 Und Weisheit, die zum Glücke lenkt,  
 Und nur Gerechtigkeit und Menschlichkeit regiere,  
 Bei Freiheit, die mit Seegen tränkt. —

Dort glühn sie auf die Myriaden Sonnen:  
 Wer zählt die Zahl und mißt den Lauf?  
 Wer zeigt uns rythmisch an, wie sie die Bahn bes  
 gonnen,  
 Und löst den Labyrinthgang auf?

Ich möchte jetzt die Schranken niederschlagen,  
 Die die Natur für mich noch zieht,

Nich mit vermehnem Schritt in die Gestabe wagen,  
Wo man die Welt im Urlicht sieht.

Mein Auge stürzt durch Herschels tiefste Ferne,  
Wo kaum noch unsre Sonne graut,  
Und findet dort auf einem Nebelsterne  
Das Unermeßliche bebaut.

Und trunken sinkt das Ohr mit Filonielen,  
Zurück in eine süße Ruh,  
Und hört in ihrem Lied der Harmonie der Seelen  
Im großen Mai der Geister zu.

Seume.

---

### III.

## Die neue Philosophie in der Medicin.

Ein Fragment.

Von H. W. Marscard \*).

---

Ich nahe mich mit allen den Gefühlen, welche die  
Sache erregen muß, unsern erhabenen philosophis

\*) Das Folgende ist ein Abschnitt aus einem nächstens  
zu publicirenden Werke des Hn. Leibmedicus Marscard in

sehen Aerzten, die ihre große Weisheit rasen macht, die Unsinn treiben, indem sie Licht und Aufklärung vorwenden.

Wir wollen eine kurze Uebersicht ihrer Thaten nehmen, um alsdann beurtheilen zu können, ob wohl die gesunde Vernunft der englischen Aerzte eine solche Einführung der Metaphysik in die Arzneiwissenschaft dulden würde. Wir wollen sehen, ob in dieser Hinsicht die teutsche Heilkunst Ursach habe, sich so sehr zu erheben, und ob aus diesem Grunde unsre Schriftstellerei die englische übertreffe. Ich fürchte, diese philosophische Epoche, richtig gewürdigt, wird für uns sehr demüthigend werden.

Wenn man lange genug gelebt hat, um das Getreibe der Menschen, der Philosophen wie der Gaukler, zu beobachten; wenn man nicht mehr so leicht sich vom Scheine blenden läßt, oder Dinge um ihrer Seltsamkeit willen erheblich findet: so kommt man dahin, nur das zu schätzen was nuzbar ist. Man findet es alsdann nicht so interessant mehr, welchen

Oldenburg, welches den Titel führt: über das Leben und die Verdienste des ehemaligen Göttingischen Lehrers, Philipp Georg Schröder. Mit Rücksicht auf die neueste Medizin.

Gang eine Untersuchung nimmt, als wohin sie führt. Und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wie schwindet alles zusammen, was die neue philosophische Medicin darbietet? Oder will man etwa diese seynsollende philosophische Behandlungsart medicinischer Gegenstände bloß als Verstandsübungen angesehen wissen? Das mag, wenn die Uebungen vernünftig sind, für ein gewisses Alter angehn; aber ich hoffe, man werde zulassen, daß es eine Zeit im menschlichen Leben gebe, wo es erlaubt sey, keine Lust mehr zu dergleichen Verstandsübungen zu haben, und wo auch das Bedürfniß dazu nicht mehr vorhanden ist. Wird dieses anerkannt, so verdienen doch wahrlich die hochfahrenden Tironen eine Correction, die seit einigen Jahren so vorlaut sich eine Art des Tribunals in der Arzneiwissenschaft anmaßen, die das Studium ihrer, in die schwerfälligste Kantische Sprache, Styl und Terminologie gehüllten Spekulationen und Spitzfindigkeiten jedem Arzte für unerläßlich erklären. Sie wollen kaum zugeben, daß ein Arzt noch einiges Verdienst haben könne, der kein Gefallen an ihren philosophischen Gaukeleien und Hirngespinnsten findet. Sie meinen wohl etwas recht Herabsetzendes zu sagen, wenn sie irgend einem den Vorwurf machen, er verstehe sie nicht, und bedenken nicht, daß man sie nicht verstehen mag. So weit ist die gesunde Vernunft noch nicht von den Deutschen gewichen, daß sie hoffen dürfen, lange in diesem Tone fortzufahren, wenn

wir gleich den Engländern in sofern nachstehn, daß dergleichen unter ihnen nicht einmal aufkeimt.

Seitdem Herr Kant seine metaphysische Kunstsprache eingeführt hat, hört man von jedem jungen Gelehrten, der sich einigermaßen etwas dünkt, nichts anders als diesen philosophischen Jargon; und diese Nartheit hat man nun auch angefangen, in die Medicin überzutragen. Mir, der ich einen Werth darauf setze, eine allgemein verständliche Sprache zu reden, wiederfährt es daher zuweilen, daß junge Weltweise, oder junge Aerzte, die sich für Weltweise halten, wenn ich etwas mit ihnen zu sprechen habe, meine einfache Rede in ihre Terminologie übersetzen, und sie auf diese Weise wiederholen. Dieses ist eine Manier, um auf eine gracieuse Weise zu erkennen zu geben, daß man das Gesagte verstand, aber vielleicht auch manchmal eine höfliche Art, seine Superiorität zu zeigen. Man muß, durch vielen Umgang mit Menschen aller Art, sehr an ihre Thorheiten gewöhnt seyn, um bei solchen Gelegenheiten nicht zu lachen.

Im Anfange der Periode des metaphysischen Wahnsinns hofte ich, daß wir wenigstens in der Medicin damit verschont und bei gesunder Vernunft bleiben würden, und ich bin jetzt mehr wie jemals dafür, sie festzuhalten, oder, wenn es möglich ist, sie eiltigst zurück zu rufen. Die Menschen haben sich untereins

ander zu allen Zeiten mit der schlichten Vernunft, und einer gewissen darauf gebaueten praktischen Philosophie, ohne alle das neumodische Seitstangen des Verstandes, so gut verstanden, daß es unerlaubt ist, jene so leichtsinnig zu verlassen. Wo man die gesunde Vernunft gewähren ließ, da war man vor Mißverständnis, so lange nur keine Leidenschaften ins Spiel kamen, gegen welche leider! die neue Philosophie, wie man an unsern modernen Philosophen sieht, auch nicht schützt. Wenn ehemals von Moral gesprochen wurde, von Religion, von Pflichten, so wußte Jedermann, was darunter zu verstehen sey, und die Bessern bezeugten, wenigstens äußerlich, eine, im Ganzen sehr heilsame, Achtung davor. Seitdem die Königsbergische Philosophie, diese Kunst das Bekannte fremd, das Leichte schwer, das Klare dunkel zu machen, bei uns Wurzel gefaßt, und eine Menge, sonderlich junger Köpfe, mit Rauch angefüllt hat, ist eine neue babylonische Verwirrung entstanden. Die vor der gesunden Vernunft ausgemachtsten Wahrheiten werden in Zweifel gezogen; man versteht sich nicht mehr über die gemeinsten Dinge; man versteht sich selbst nicht, vielweniger also einer den andern. Immerhin möchten die Philosophen unsrer Zeit in ihrem Fache rasen wie es ihnen beliebt, und dies Operationen der reinen Vernunft nennen; immerhin möchten diese engen Köpfe in der Eitelkeit und Thorheit ihrer Herzen sich einbilden, daß ihr

Unsinn, dasjenige was ihr Geist setzt, wie sie lächerlich sagen, in weniger als einem Menschenalter, die Grundsätze des Denkens und Handelns der ganzen Welt abgeben werde: ich fühle keinen Verusf ihnen zu widersprechen. Sie mögen bis an das Ende der Tage sich über die Grundlagen ihrer Philosophie, wenn sie nicht früher weggelacht ist, herumstreiten, ich habe nichts dagegen einzuwenden. Aber die Einführung einer solchen Philosophie in die Medicin betrifft mich näher, und ich werde mich immer dagegen auflehnen. Alles was bisher in der Medicin Gutes geleistet ist, danken wir der gesunden Vernunft, und ihren Antipoden, den Metaphysikern, die sich ein solches Ansehen geben, gar nichts. Ich werde daher immer wünschen und bitten, daß wir in der Arzneikunst bei gesunder Vernunft bleiben.

Als ein alter ausübender Arzt bin ich befugt, auf den großen Endzweck unsrer Wissenschaft zurückzusehn und zu fragen: wie steht es um den Zusammenhang alles eures Geschwäges, aller eurer lächerlich sogenannten haltbaren Grundsätze, mit der Ausübung der Arzneikunst, was haben wir dadurch gewonnen, und was können wir dadurch gewinnen? Oft habe ich mir Mühe gegeben, die unverständlichen und verworrenen, mehrentheils in bloße Spitzfindigkeiten auslaufenden Speculationen nach dem modernen Schnitt, mit Aufmerksamkeit bis an das Ende



zu verfolgen, um mich von ihrem Werthe zu überzeugen. Wenn ich mich dann fragte, was habe ich gelernt, was läßt sich von diesem Allem anwenden und gebrauchen? so sah ich mich voll Unzufriedenheit mit leeren Händen und hatte Zeit und Arbeit verlohren. Entweder war die Ausbeute nichts, oder ich befand mich auf dem Wege zu nachtheiligem Irrthum, und bedauerte diejenigen, welche dagegen nicht genugsam verwahrt sind, oder sah mich am Ende alles Weges ohne weitere Faden, ohne allen Uebergang zu einer brauchbaren und nützlichen Anwendung.

Mit Unwahrheit geschieht es daher, wenn diese medicirischen Philosophaster behaupten, die Arzneiwissenschaft habe, in den letzten Zeiten durch ihren Vorschub, Fortschritte gemacht. Aber sie gehen noch viel weiter. Kühnlich behaupten sie, wir haben bisher noch gar keine Arzneiwissenschaft, kaum eine Arzneykunst gehabt, und sagen dann gerade heraus, sie seyen gekommen, um uns jene zu geben. Sie befehlen uns, die Medicin sey bisher nur ein verworrenes Haufen einzelner Sätze, welche die Erfahrung zusammen getragen habe, und wovon wir keinen Grund anzugeben wüßten. Noch sey sie auf keine feste, und, wie man jetzt allerwärts so läppisch sagt, haltbare Principien gebauet, und man müsse ihr diese jetzt geben. Alsdann werde sie unerschütterlich und unveränderlich seyn, und wir werden aus tiefer

Kenntniß der Natur bei einem gegebenen Falle nur so und nicht anders handeln können. Nach einigen von unsern erhabenen Weltweisen, haben sich Kant und Brown glücklich getroffen, um die Erhöhung unsrer Kunst zu einer Wissenschaft zu bewürken, und der verächtlichen Empirie ein Ende zu machen. Andere aber erwarten von der Vereinigung des Glanzes der neuen Chymie mit Kants metaphysischem Fackelschein das helle Tageslicht, dessen die Medicin bedürfen soll \*). Der Gedanke ist groß und die Aussicht reizend. Wenn das Werk vollendet seyn wird, so darf inskünftige der Arzt nur sein System, das ihm diese elenden Schwächer aufzustellen versprechen, wohl fassen, und er wird allezeit aus festen Grundsätzen in jedem Falle handeln können, ohne zu zweifeln oder zu wanken. Es kann da nur eine Regel geben, wie es nur eine Wahrheit giebt, die unsre jungen Meister uns, nicht durch eine magische Wünschelruthe, sondern durch das nie irrende Licht der Metaphysik, finden zu lehren versprechen,

Freilich, wenn man aus Wissenschaft ein Ding macht, wie es auf der Erde nicht giebt und nie geben kann, so haben wir noch keine Arzneiwissenschaft, und

\*) Die Beurtheilung der Lehre Browns und seiner geschwägigen Jünger teutscher Nation, geht in dem Werke selbst vor diesem Abschnitte her.

werden auch sicherlich durch diese Weltweisen — keine erhalten. Aber bildet sich denn diese Schule ein, man werde sich von ihr gefallen lassen, daß sie Worte und Begriffe wechseln und ändern dürfe nach Belieben, wenn sie damit aus ihrer philosophischen Sacktasche spielt? Doch man muß weiter gehn und betrachten, wie diese philosophischen Weltverbesserer sich herausziehen, wenn es nun darauf ankommt, ihre Versprechen zu erfüllen, nachdem sie ausdrücklich versprochen haben, die Verhältnisse des Menschen zur Natur festzusetzen! Um die Absurdität dieser Scribenten recht lebhaft einzusehn, muß man ihre eigenen Worte hören. Sie sagen unter andern:

„Deutsche Aerzte von anerkanntem (?)  
 „Scharfsinne, hätten mit dem zu diesem Geschäfte  
 „erforderlichen (?) philosophischen Geiste  
 „es unternommen, die ersten Grundsätze, auf die  
 „sich die Arzneiwissenschaft stützen müsse, einer  
 „Revision zu unterwerfen, um dadurch den Grund-  
 „stein zu einem künftigen haltbaren, unerschütter-  
 „lichen Lehrgebäude der Arzneiwissenschaft zu  
 „legen. Nach unendlichen Verirrungen war dies  
 „ses unsern Zeiten vorbehalten.“ —

Was das für Jactanzen dieser elenden Großpraxiser sind! Doch wir hören sie weiter, wenn sie schreiben:

„Große Physiologen (etwan ein neuer Halle r)  
 „haben mit den scharffsinnigsten Beweisen  
 „(also mit lauter Raisonniren) dargethan, daß  
 „alle Erscheinungen, die man beim gesunden und  
 „kranken organischen Körper beobachtet, in der  
 „Mischung und Form der organischen Materie ihr  
 „ren Grund habe. Und im Gefolge dieser (ers  
 „staunlichen aber unwahren) Entdeckung fange  
 „man allmählig an, den menschlichen Körper aus  
 „ganz andern Gesichtspunkten zu betrachten, und  
 „es eröffnen sich in der Arzneikunde ganz neue  
 „Ausichten (welche denn?), und noch unbebaute  
 „Felder stellen sich dar.“

Ist es möglich, solches an Form und Mischung  
 erbärmliches und doch stolzes Geschwäg zu leien, ohne  
 unwillig darüber zu werden, und wird es für irgend  
 einen vernünftigen Leser nöthig seyn, die Elendigkeit  
 desselben zu zeigen? Mir deucht, es spricht genug  
 für sich selbst.

Doch wir müssen weiter hören, wie denn nun  
 diese Philosophen die versprochene große Sublimation  
 der Arzneiwissenschaft bewerkstelligen. Wer Zweifel  
 hegt, daß die Medicin eines solchen Grades von Ver  
 vollkommung fähig sey, wie ihr dort versprochen wird;  
 wer nicht geneigt ist, jeder Behauptung und jedem  
 Versprechen philosophischer und unphilosophischer Char

latane zu glauben, dem ist die Frage sehr natürlich: wie soll denn das alles geschehn? Hierauf wird nun statt einer vernünftigen, verständlichen und brauchbaren Antwort folgendes Recept zur Composition unserer neuen vollkommenen practischen Medicin gegeben:

„Man leite die Heilung aus den Gesetzen der  
 „körperlichen, die Kenntniß zu heilen aber aus  
 „der denkenden Natur ab, verbinde die Resultate  
 „dieser Deduction zu einem Ganzen nach ihrer  
 „gesetzmäßigen Unterordnung; so muß die Hei-  
 „lung in ihrer möglichsten Vollkommenheit er-  
 „reicht werden.“

Da haben wir! Das ist nun das große Fundament der medicinischen Reformation; wer darauf bauet, der kann sich nun zur höchsten Stufe eines vollkommenen Arztes erheben. Es heißt dann weiter:

„Wenn und wie weit das denkende Wesen im  
 „Stande ist, den Zustand des Körpers im Raum  
 „und in der Zeit mittelbar oder unmittelbar zu  
 „bestimmen und zu verändern: in sofern hängt  
 „auch die Heilung des Körpers von der denkenden  
 „Natur ab.“

Aber ist es nicht eine Schande für die teutsche Arzneikunst, daß solcher Unsinn nicht bloß geschrieben und gedruckt, sondern wiederholt, gepriesen, und bewundert wird? So was heißt man unter uns, wenn

man unsern großen philosophischen Aerzten glauben will, — Philosophie.

Je weiter diese philosophischen Windbeutel ins Specielle gehn, desto mehr kommt ihre Blöthe hervor. Indem sie uns über Krankheit belehren wollen, so schwagen sie freilich über Materie, Form und Mischung rund um die Sache herum. Aber dann erfährt man, daß sie die Verhältnisse des Menschen zur Natur erst noch festsetzen wollen, und endlich wird man vorläufig damit abgespeiset, daß man uns sagt:

„Es giebt einen Zustand, in welchem der Menschenskörper die gesunden Lebens- / Ausßerungen nicht zeigt, und dieser Zustand wird in subjectiv- / ver Rücksicht ein kranker Zustand genannt.“

Was das für stupende Wahrheiten sind! Wenn man nicht gesund ist, so ist man krank. Wie tief unsere neuen philosophischen Aerzte in die Natur blicken! Am allerlächerlichsten aber ist es, wenn es am Ende heißt:

„Da wir um Krankheiten kennen zu lernen, nicht von der Organisation ausgehn können: so müssen wir wahrnehmen. Eben derselbe Fall tritt auch bei unsern Heilmitteln ein, bei denen wir eben so wenig von der Mischung und Form ausgehn können.“

Dann sind ja aber unsere großen philosophischen Ärzte leidige Tröster! Dann hilft uns ja ihr ganzes Geschwätz zu nichts. Wir stehn alsdann ja noch auf dem nemlichen Fleck, wo wir vor ihnen waren: wir müssen beobachten, erfahren, und damit fällt dann ihr ganzes Gebäude ja zu Boden, und ihre ganze so mächtig angekündigte Lehre a priori ist dadurch von ihnen selbst weggeblasen.

Sonderbar, daß sie sich selbst auf diese Weise ihr Urtheil sprechen müssen. Sie gestehn es also doch selbst ein, was schon der alte Baglivi so wahr sagt: *Medicina non ingenii humani partus est sed temporis filia*. Die Erfahrung, allein die Erfahrung ist Mutter der Arzneiwissenschaft.

Soll ich schon ablassen, die Lächerlichkeit unserer philosophischen Schwäher zu zeigen? Thorheiten, die nicht bloß mit solcher geistlichen Einbildung, sondern mit so viel Arroganz, mit wahrer Involenz getrieben werden, kann man nicht zu scharf durchnehmen.

Man trauet kaum seinen Augen, wenn man sieht, daß eben diese Philosophen, die sich gezwungen sehn, der Erfahrung sich in die Arme zu werfen, vorher noch erst recht ernsthaft fragen:

„Ob es auch eine Erfahrung in der  
„Medicin gebe?“

und dann dieselbe weitläufig ventiliren und aus den ersten Principien menschlicher Einsicht, wie sie vorgeben, beantworten. Eine andre Frage, die eben so müßig und eben so kindisch ist, sehe ich mit eben der Gravität behandelt. Es ist diese:

„ob auch überhaupt Heilung möglich sey?“

Wozu soll es nützen, solche Fragen durch weitläufige, schwerfällige und hochtrabende Demonstrationen zu beantworten, und eine dunkle Terminologie dabet auszukramen, da die gesunde Vernunft darüber so kurz und so bündig entscheidet? Wer mag sich ohne allen Nutzen in den abstrusen Regionen des Raums und der Zeit herum führen lassen, von welchen der Metaphysicus zwar mehr träumt, aber nicht mehr weiß, als wir andern, damit man zuletzt dahin gelange, wohin man auch ohne alle diese Umwege kommen kann? Hätte der Philosoph die Fragen verneinend beantwortet, so wäre er doch gewiß von jedem vernünftigen Menschen für einen Narren gehalten. Denn den Aussprüchen der gesunden Vernunft muß sich doch am Ende ein jeder unterwerfen, auch die stolzesten Philosophen, Jünglinge, Männer und Greise. Unsre Philosophen verneinen die Frage nicht, sondern bejahen sie. Aber was haben wir nun durch ihre Demonstrationen gewonnen? Wissen wir es nun besser, daß es Erfahrung gebe, und daß man Krankheiten heilen könne?



Wenn das wäre, so wird auch noch gewiß einer von diesen Afer-Philosophen kommen, der uns durch eine Demonstration gründlicher überzeugt, als wirs bisher waren, daß es am Tage helle sey.

Wir müssen dieses lächerliche Unwesen aus der deutschen Medicin verbannen! und das wird auch gelingen, wenn die Sache nur erst auf eine gehörige Weise angegriffen wird. Der Schwindel wird vorübergehn, und die gesunde Vernunft, wie gewöhnlich nach kleinen Interregnis, ihre uralte Herrschaft wieder antreten. Dann wird man es einsehn, daß der ganze Unfug von jungen Leuten angestellt war, die sich schnell, ohne noch reelle Verdienste haben zu können, ohne dazu weder Gelehrsamkeit noch Erfahrung zu brauchen, ein Ansehn von Wichtigkeit geben wollten. Es ist freilich leichter, sich da auf sein Kämmerlein hinfetzen, seinen Einbildungen einen philosophischen Anzug geben, und ein Buch schreiben, als der Natur die Wahrheit abfragen. Mit welcher Mühe, Aufmerksamkeit, Genauigkeit, Kosten und Zeitaufwande, kommt man hiermit oft nur kleine Schritte vorwärts, indessen jener Ballen beschrieben hat! Doch könnte man ihnen ihr Speculiren gern gönnen, wenn sie es mit Bescheidenheit trieben. Aber es ist gar zu arg, wenn sie troßiglich behaupten: sie allein seyen auf dem rechten Wege, und alle andern sähen nichts, als nur bei dem Lichte, was sie gebracht hätten, oder noch anzünden würden.

Rühmlich will ich gegen diese Großprahler beweisen, daß sie gar nichts in der Medicin geleistet, wohl aber darin viel Nachtheil und Schaden gestiftet haben. Sie wollen sich zwar im Großen und Allgemeinen wichtiger Dinge rühmen, und neue Fundamente sollen von ihnen gelegt seyn; aber wie es damit beschaffen ist, zeigt das oben Angeführte. Gehen wir nun näher ins Detail, und sehen die Reihen von Krankheiten einzeln durch, um zu untersuchen, worin sie etwas gebessert haben; so findet sich auch nicht das Geringste, was zu ihrem Vortheil spricht. Im Gegentheil, es ist erweislich, daß durch die neuen Theorien und die darauf gebaueten Systeme, Irrthümer gegründet werden, daß man Krankheiten mit einander vermengt, die eine gesunde Beobachtung seit langer Zeit von einander abgefordert hatte, daß man hingegen distinguirt, wo für den Gebrauch nichts zu distinguiren war, daß man durch dieses alles zu Methoden führt, die fehlerhaft sind. Wie manche gegen alle gute Erfahrung streitende Verfahrensarten hat man nicht aus den neuen Theorien herleiten wollen, von welchen ihre Erfinder und Verfechter auch schon, durch üble Folgen belehrt, zurückkehren mußten. Wenn man sonst diese Leute sprechen hört, ohne sie aus eigener Erfahrung zu übersehn, so sollte man glauben, Niemand verstehe so gut zu heilen wie sie. Aber man muß sie beobachten, wenn sie handeln sollen. Dann fällt es in die Augen, wie stümperhaft wankend

ſie gehn, wie unfeſt bey jedem Schritte und wie ihre Theorie ſie jeden Augenblick im Stiche läßt. Bey ſolchen Gelegenheiten fühlt man Superiorität, und hätte Anlaß ihnen die Verachtung wieder zu geben, die ſie gegen Alles, was nicht von ihrer Lehre iſt, affectiren. Und geradezu werfen ſie den Aerzten, welche die theoretischen Verſuche der Neuern gering achten, vor, ſie wollten nichts anders ſeyn als empiriſche Künstler.

Wenn man länger als dreyßig Jahr eine Wiſſenſchaft mit Fleiß und nicht ohne Erfolg übt, wenn man ohngefähr die größten Aerzte ſeiner Zeit in der Nähe gekannt, wenn man ohngefähr beobachtet hat was menſchliche Kräfte zu Beſiegung der Krankheiten vermögen, und denn dabey noch etwas mehr von der Welt geſehen und erfahren hat als mancher andere: ſo wird man doch nicht ſchuldig ſeyn ſollen, ſich von dem theoriſtiſchen Geſchwäze und den Jactanzen jünger Leute überwältigen zu laſſen, ſich vor ihnen zu beugen und ihnen alles zuzuglauben was ſie wähen oder in die Welt hinein ſchreiben? Ich dächte ſogar, ein großer Unwille über ſolches Benehmen wäre gerechtfertigt, und es ſey in demſelben erlaubt zu fragen: *Semper ego auditor tantum?*

Doch iſt im Grunde das Thun dieſer Leute mehr lächerlich als empörend. Wenn ſie auf ihren metaphyſiſchen Stelzen etne Weile um unſre Wiſſenſchaft herum

gestolpert sind, und uns dann mit Worten abfinden wollen; wenn sie selbst gestehn müssen, daß sie auf ihrem Wege nicht ins Innere der Wissenschaft eindringen können, so stellen sie alsdann ein künstliches Lustgebäude auf, sich dahinter zu verstecken. Dieses im Nebel von dunkler scholastischer Terminologie und Schulgeschwätz eingehüllte Werk, behaupten sie dann in hochtrabenden und stolzen Versicherungen, enthalte alles was unsrer Wissenschaft zur Vollendung und Vollkommenheit noch fehle. Wenn nun ein Vorübergehender über dieses öffentlich ausgestellte Kunstwerk sich etwas dahin äußert, daß das Fundament nichts taue und den Bau nicht tragen könne, oder es fehlen darin die nöthigen Lichtstrahlen, folglich das Licht, oder das Dach hänge schief und werde fallen: so tritt der Baumeister mit zorniger Geberde hervor und sagt mit unartigen Worten dem Tadler: er müsse einen Fehler des Gesichts haben, denn er sehe ganz unrecht und es seyen keine Mängel da. Die Antwort ist dann gewöhnlich: der Baumeister müsse stockblind seyn, denn ein solches Gebäude könne niemand aufführen, der nur einen Strahl von Licht sehe. Sie haben in der Regel beide recht, denn beide stehn im Dunkeln.

Aber entscheide ein vernünftiger Mensch, was können Dinge werth seyn, welchen Nutzen können sie einer Wissenschaft bringen, die so subtil oder so dunkel, kurz so schwer zu sehn sind, daß die Philosophen selbst,

Menschen, die sich einer dem andern mit dem Prädicate tieffinniger Denker beehren, sich darüber einander das Gesicht absprechen? Was sollen nun noch andre hier sehn, die nicht einmal die metaphysische Fackel zu Hülfe nehmen können?

Es sollte mir leid seyn, wenn jemand mit Recht mir vorwerfen könnte, ich thue der Sache zu viel, und es sey nicht so arg mit unsern neumodischen Philosophen im Aesculap. Man kann nicht mehr von mir verlangen, als daß ich sie durch ihre eigenen Worte verurtheilen lasse. Wenn das was ich von einem dieser medicinisch-philosophischen Gaukler jetzt anführen werde, vor dem Richtersthule der gesunden Vernunft zu verantworten steht, so will ich gern unrecht haben.

In einer sogenannten Deduction des lebenden Organismus als des Object's der Arzneykunde, die vom Anfang bis zu Ende so beschaffen ist, wie die folgende Probe, heißt es an einer Stelle so:

„Zweytens liegt in ihr (der Sphäre) der Ausdruck eines Begriffs (Zweck); denn die freye Reflexion, welche Begriffe bildet, den Stoff trennt, ausschließet, wird auch in sich zurück getrieben, und in so fern hat die Sphäre Ganze, welche sich auf die Theile beziehen: diese beiden Momente sind aber zugleich in einer und eden derselben Sphäre ausgedrückt in einander verschmolzen, und so ist in der Sphäre kein Theil anzugeben, welcher nicht ein

„Ganzes, und kein Ganzes, welches nicht ein Theil  
 „wäre. Eine Sphäre, welche so geordnet ist, nenn  
 „en wir ein organisches Naturprodukt.

„Diese Sphäre gehört zur Sinnenwelt,  
 „und wird als Object vorgestellt.

„Die freye Production geht über die Grenze hin-  
 „aus, und in so fern ist sie im Raumes sie wird zu-  
 „rück getrieben durch eine andere freye Production  
 „an die Grenze, und in so fern wird sie angeschauet  
 „als Größe, wie jedes andere räumliche Ding,  
 „das zur Sinnenwelt gehört. Die freye Reflexion  
 „geht innerhalb der Grenze, und in so fern ist sie  
 „innerhalb der Zeit; sie wird ebenfalls zurück ge-  
 „trieben durch andere freye Reflexion an die Grenze,  
 „und in so fern wird sie empfunden als Realität, wie  
 „jedes andere Zeitwesen in der Sinnenwelt. Diese  
 „beiden zurückgetriebenen freyen Handlungen schmel-  
 „zen in einander, jetzt erst werden sie durch einander  
 „angehalten und eingeschränkt, und es entsteht eine  
 „begrenzte Größe, eingeschränkte Realit-  
 „tät; die Synthesis von Größe und Realität ist  
 „Substanz, und in so fern wird jede Sphäre vor-  
 „gestellt als Substanz; die Synthesis von Bes-  
 „grenzung und Negation ist Ursache, und in so fern  
 „wird die Sphäre vorgestellt als Ursache. Substanz  
 „und Ursache vereinigt giebt die Vorstellung von  
 „Wechselwirkung, und jetzt ist in der Sphäre

„ein bestimmtes Object, Erscheinung,  
 „Wirkung, Accidenz möglich, und sie ist  
 „Gegenstand der Erfahrung, wie alles übrige in  
 „der Sinnenwelt. In dieser Rücksicht nennen wir  
 „die Sphäre unsern materiellen Leib, welcher mit  
 „den obigen Folgerungen zusammen genommen, als  
 „organisches Naturprodukt erscheint. Dies  
 „es ist die Deduction des Organismus. —  
 „Aber der Organismus lebt, und dieses erfordert  
 „noch weitere Bestimmung . . . .

Doch wir wollen ihn leben lassen und abbrechen,  
 damit wir auch leben mögen. — Was doch für uns  
 sinnige Dinge in dieser Sinnenwelt getrieben  
 werden!

Unsre neumodischen Philosophen müssen es frey-  
 lich selbst am besten wissen, wohin ihre Weisheit führt,  
 und wo sich dieselbe an die Arzneywissenschaft anschlies-  
 sen soll; man muß sie daher zum wenigsten doch hören,  
 wenn sie behaupten:

„Daß der wissenschaftliche Arzt die höchsten Prin-  
 „cipien seiner Kunst nur in (ihrer Philosophie) auf-  
 „finden, der practische aber ohne eine richtige und  
 „(à la Kant) geübte Denkraft, zwar Arzneyen  
 „verordnen, aber nie die Ansprüche der Weis-  
 „senschaft (welche Insolenz!) an seine Heilmethode  
 „befriedigen werde.“

Man muß sie ferner auch hören, wenn sie sagen:

„Um die Principien der zur Heilkunde nöthigen  
 „Kenntnisse um so leichter aufzufinden, ist es nöthig,  
 „den ganzen Umfang des Wissens und Könnens nach  
 „(Kantischen) Principien aufzusuchen, und dann  
 „die allgemeinen Grundsätze über Wissenschaften, die  
 „zu practischen Zwecken bestimmt sind, vorzulegen —“  
 und dann, um die Sache recht weitläufig zu machen,  
 und bey der Bildung des Arztes ab ovo anzufangen,  
 noch hinzu fügen:

„Um den Umkreis des Wissens und Könnens nun  
 „systematisch zu erforschen, müssen wir diese Prins  
 „cipien nach den Geisteskräften und deren Umfang  
 „bestimmen.“

Wenn ich es wagen darf, gegen die großen welt  
 weisen jungen deutschen Aerzte, die uns alle, alt und  
 jung, auf eine solche Weise in die Schule zu nehmen  
 sich entschlossen haben, meine Stimme zu erheben: so  
 würde ich geradezu behaupten: eine solche Philosophie  
 wie die ist, wovon hier Proben gegeben sind, sey dem  
 Aerzte ganz unnütz, und fördere ihn nicht mehr, als  
 wenn er sich zu seinem Studio durch Geschicklichkeit im  
 Tanzen, Fechten oder Hübeln vorbereite. Ich kann  
 irren, aber ich glaube der Wahrheit nicht zu nahe zu  
 treten, wenn ich annehme, daß ein sehr großer Arzt  
 gedentbar sey (versteht sich von einer begrenzten  
 Größe und eingeschränkten Realität), der



von dem ganzen oben angeführten Kantisch, metaphysischen Gallimathias, das man eine Deduction nennt, keine Zeile verstände, oder zu verstehn Lust hätte. — Am wenigsten sollten diese Leute von Vernunft sprechen die ihnen sichtbarlich fehlt. Es kann ihnen hie und da gelungen seyn den Verstand zu verwirren, aber die Vernunft wird für sie auf solchen Wegen unerreichbar bleiben.

Unsre medicinischen Philosophen glauben oder glauben wenigstens vor, sie hätten die apices der Arzneiwissenschaft, vermittelst der von ihnen selbst lächerlich genug sogenannten von vornigen Philosophie, wirklich entdeckt, oder gar schon erstiegen. Führt aber auch diese Gipfel in der That zuletzt, welches ich leugne, zu nützlichen Aussichten, wie wenige würden sie erklimmen. Wenige Köpfe, die doch brauchbare Aerzte werden könnten, haben Anlage, Beruf und Lust zu solchen Speculationen. Oder wollen vielleicht am Ende unsre Philosophen das Heiligthum als eine *disciplinam arcani*, acroatisch für sich behalten, und wollen den Profanen draußen davon exoterisch zukommen lassen, was sie ihnen dienlich achten, und was sie diesen Unmündigen als verdauliche Kost zubereitet haben? Aber ich erwarte nichts von Händen die so sehr den Ort verfehlen wo sie suchen sollten. Noch nie kam von solchen unfruchtbaren Gipfeln etwas Nutzbares. In solcher Höhe, auf solchen Klippen, den

physischen wie den metaphysischen, herrscht Kälte und Dürre; nie sah ich in solchen Regionen Auen grünen oder Früchte reifen.

Wenn man nur ein Beyspiel anführen kann, daß ein englischer Arzt der neuern Zeit sich in dergleichen metaphysischen Nonsens verwickelt und Gehör gefunden habe, wie so viele der unsrigen, so will ich alles zurücknehmen was ich hierüber gegen die deutsche Medicin gesagt habe. Wenn man einem Britten solches Zeug übersetzte und begreiflich machen wollte, so würde er ausrufen: metaphysical Cant! und mit Verachtung sich davon wegwenden. Die Schüler des Bacon befolgen besser die Lehre ihres großen Vorgängers, als daß sie sich auf dergleichen unnützes Speculiren einlassen sollten, und man kann unsern deutschen Pseudophilosophen das goldne Wort desselben nicht oft genug wiederholen, wenn er sagt: *Talem intelligo philosophiam naturalem, quae non abeat in fumos speculationum subtilium, sed quae efficaciter operetur ad sublevanda vitae humanae incommoda.*

Wer eine solche Behandlung unsrer Wissenschaft philosophisch nennen will wie die ist, welche jetzt in Deutschland um die Medicin herum philosophirt ohne hinein zu dringen, dem werde ich gern das letzte Wort lassen. Mich eckelt mehrere Beyspiele von der Absurdität derselben hier anzuführen, wovon man ganze

Bände und Hefte voll in den neuern deutschen medicinisch-philosophischen Büchern, Journalen und Magazinen findet, in welchen curieuse Liebhaber reichliche Befriedigung ihrer Neugierde suchen mögen. Ich kann mich nicht gewöhnen, Speculationen die uns um nichts weiter bringen, eine schwerfällige Terminologie die dunkel macht was helle war, Spitzfindigkeiten die nur Einfältige blenden, und Großprahleren mit dem schönen Namen der Weltweisheit zu beehren, die für mich der Inbegriff alles dessen ist, was den Menschen am meisten erhebt. Irrt ich aber, und ist dieses wirklich Philosophie, so ist es leichter ein Philosoph zu seyn als ich meinte; denn unser ganzes junge medicinische Schriftsteller-Heer sind schon philosophische Aerzte wenn sie eben aus der Schule kommen. Ich will sie ferner gewähren lassen, nachdem ich einmal meine Meinung darüber gesagt habe; ich hätte auch hier nicht Raum um noch die Complication der Kantischen Schule mit der Brownischen und Antiphlogistischen zu berühren. Hier nur noch eine sonderbare und sehr auffallende Erscheinung.

Ich bin zwar kein Freund vom Travestiren oder Parodiren, und nach meiner Meinung stehn diese Künste auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Dennoch ist mir zuweilen eingefallen, daß wenn man die Sprache, den Ton und die Manier unsrer philosophisch-medicinischen Marktchreyer nachahmte, und auf ein

ganz planes, einfaches Sujet angewendet, dieses sehr lächerlich ausfallen und von guter Wirkung seyn könnte.

Ehe ich mich versche, finde ich ein ganzes kleines Büchlein, welches von Anfang bis zu Ende so geschrieben ist, daß man kaum zweifeln kann, es sey als ein Persiflage, unsrer medicinischen Kantianer gemeint, wenn gleich nirgends ausdrücklich zu erkennen gegeben ist, daß es Ironie sey.

Die Schrift von der ich hier rede, ist zu Frankfurt 1800 auf 120 Seiten gedruckt und führt den Titel: Der Werth der Anstalten gegen das Blatterübel, erwogen von Carl Wilhelm Rose.

Da ich hier nur einige Stellen daraus anführen kann, so muß ich zur Einleitung über die scheinbare Absicht dieses Buchs einiges voran schicken.

Unter den kleinen Eclipsen der Vernunft, an die wir in der deutschen gelehrten und schreibenden Welt von Zeit zu Zeit gewöhnt sind, erinnern wir uns auch an die, daß einige wohlmeinende Aerzte in den Winkeln von Deutschland getrost darauf los arbeiteten, alle Mächte von Europa unter einen Hut zu bringen, damit sie ein gradezu unmögliches Werk unternähmen und die Blattern ausrotteten. Ich sage nichts über die Anstalten, die sie dazu vorschlugen, aber das Ganze athmete den Geist eines gewissen philanthropis

sehen Dranges, welcher einst eine von den vielen Seuchen unsrer Schriftstellerey war, der aber schon seit einiger Zeit verschollen ist. Die Vorsehung scheint jetzt diese guten Wünsche auf einem ganz andern Wege erfüllen zu wollen, durch die, wenn es so fortgeht, viel versprechende Einführung der Kuhblattern; allein auf diese scheint Herr Rose noch nicht aufmerksam gewesen zu seyn, als er schrieb, und seine Demonstrationen betreffen bloß die Ausrottung der Blattern durch die Pollicey. Er beschränkt sich daher, die beiden Mittel wider das Blatterübel oder die Pocken-Noth, die ihm bekannt waren, die Inoculation gegen die gänzliche Ausrottung abzuwägen. Er fängt damit an zuerst den Werth der Inoculation oder des Belzens zu betrachten, und führt dazu durch folgende Stelle S. 7 ein:

„Dem gemäß betrachte man das Belzen, — was in der Folge wohl auf diesen Blattern nur durch B. anzudeuten seyn dürfte, — mit allem davon abhängigen, als etwas das wirklich ist, ohne welches es nicht gedacht werden kann, was es unter allen Umständen seyn und bleiben muß, wenn es überhaupt für etwas (Reelles) gehalten werden soll, — als ein Gegebenes oder als ein Quantum. Das durch wird alles Zufällige oder Außerwesentliche davon abgesondert, jedes Nothwendige oder Eigenthümliche darin aufgenommen, und unbeschadet der Gründlichkeit die oft undankbare peinliche Mühe

„überflüssig gemacht, jedes kleine, geschichtliche oder  
 „thatsächliche Ereigniß beyrn B zu kennen, oder  
 „sich daran zu erinnern. Es ist denn genug, den  
 „Inbegriff oder die Materie der Sache in ein frucht-  
 „volles Ganzes aufzufassen: und ob man wirklich  
 „nach dieser Fülle begriffen habe, folglich auch die  
 „Sachen im Einzelnen verstehe, das muß sich schon  
 „von selbst aus der Manier oder Form ergeben, wozu  
 „in man sie (dem Leser) darstellt.

„Ein solches gegebenes Quantum oder eine posse-  
 „tive Größe ist nun nothwendig begrenzt. —  
 „Dieser Satz braucht hier nicht erst von Neuem be-  
 „wiesen zu werden, weil es schon längst und oft ge-  
 „schah. — Innerhalb der Grenze liegt der Gehalt,  
 „der Werth, das Gute des Quantums, oder sein  
 „Licht; so wie es über die Grenze hinaus seinen  
 „Schatten wirft\*). Von dieser Seite kann also,  
 „und muß zunächst die Sache des B. angesehen wer-  
 „den, wenn über das Volle oder Ganze dereinst  
 „zu entscheiden stehn soll. Sonach bilden sich, zum  
 „Behuf der gegenwärtigen Abhandlung, drey Ab-  
 „schnitte.“

1) „Die Lichtseite des Blatterbelzens“

(oder das Gute das es hat.)

2) „Die Schattenseite des Blatterbelzens“

(oder was dawider anzuführen ist.)

\*) Dieser Satz des Herrn Nöse ist offenbar unrichtig.

3) „Das Volle und zu Erfüllende des Ganzen (oder Demonstration, daß die Ausrottung der Blattern der Inoculation vorzuziehn sey.)

Man wird eingestehn, daß der Verfasser seinen Gegenstand überaus glücklich gewählt habe, um die metaphysische Demonstrir: Wuth damit lächerlich zu machen; denn da es ihn eben so mühsam geworden seyn muß, seine einfachen Gedan:en darüber in solche hohe Denkzeichen umzubilden und sie in diese Form zu kleiden, als es dem Leser wird, sie wieder zu entkleiden und in faßlichere Vorstellungen aufzulösen, ohne dadurch auf eine andere Weise zu gewinnen, so ist ja auf beiden Seiten verlohrene Mühe und viel vergebliches Weges. Ich kann jedoch nicht verlangen, daß man mir dieses auf mein Wort glaube, und werde es nicht verlangen, da ich einen so großen Ueberfluß (120 Seiten) von Beweisen habe, daß ich jeden Einwurf dagegen ersticken und zermalmten kann.

Bevor ich jedoch den Herrn Nöse weiter reden lasse, will ich den Lesern eine Erleichterung geben, die man bey der Lesung des Buchs nicht hat, wodurch man die Buchstaben: Sprache des Verfassers mit einmal übersieht.

A. bezeichnet die Ausrottung der Blattern und immet ein negatives Quantum.

**B.** ist gleich dem Belzen oder der Blattern; Inoculation; es heißt davon S. 21.

„Dieses **B.** ist zu jeder Zeit und unter allen Umständen als eine Größe anzusehn, die demnach einer Vermehrung oder Verminderung fähig ist, Sie sey nun der einen oder der andern zu einer gewissen Zeit wirklich unterworfen; auch wenn man etwa das lieber will, sie bleibe beständig eine und die nämliche oder nicht; so ist doch, wofür sie in Wirksamkeit gesetzt, oder als Kraft gedacht wird, wie es für den Arzt und dessen Pflēgbefehle nicht anders seyn kann, ihre Quantität allemal eine bestimmte. —

„Vermittelst dieses Eigenthümlichen oder Specifischen wird nun aber die Größe und Kraft des **B.** eine besondere und positive, der eine allgemeine und negative deswegen gegenüber zu stellen, oder ihr entgegen zu sehn ist, damit das Gebiet einer Kraft ausgemessen, der Begriff einer Potenz völlig erschöpft, ein vollendetes Ganzes (gar richtigen Uebersicht, Beurtheilung ic.) erhalten, und der Forderung des menschlichen Verstandes Genüge geleistet oder dieselbe erfüllt werde. —

**B.** bezeichnet einen Gegenstand, zum E. das ganze menschliche Geschlecht; aber mehrentheils stellt es einen Menschen vor der nicht geblattet hat.



**E.** ist gleich dem selbstständigen Streben oder Vermögen, Erhebung des **G.** als dessen Eigenthum; ingleichen das Abhängige, Empirische.

**U.** ist das Unterdrücktwerden dabey, oder die Hinderung, Hemmung, Lähmung, ingleichen das Unthunliche (Undenkbare, Phantastische, Uebertriebene.)

Es ist nicht möglich hier diese ganze kleine Demonstration, die sich Seite 81. endigt, einzurücken, so merkwürdig sie auch in jeder Hinsicht ist, und so sehr sie auch beweiset, was ich beweisen will.

Ich muß mich deshalb darauf beschränken noch eine Stelle anzuführen, worin alle obige 5 Buchstaben ins Spiel kommen, und alsdann diejenigen, welche mehr davon zu wissen verlangen, auf das Buch selbst zu verweisen. S. 59 lautet es folgendermaßen:

„Das Nothwendige ist unbedingt, das Zufällige bedingt; deswegen wird auch **U** auf ein Unbedingtes, **G**, wie **B**, ein Bedingtes damit einwirken müssen.

„Das menschliche Geschlecht oder **G** stellt indessen (kann das auch) nur Ein Unbedingtes, nämlich die Selbstständigkeit auf, das heißt, die Erhaltung seiner Existenz und Wirkungssphäre durch eigenes Vermögen. Was dem zuwider läuft das beschränkt oder beeinträchtigt **G**, thut ihm **G**:

„wält an u. s. w. — Bezeichnet man jenes selbst-  
 „ständige Streben oder Vermögen in G, als dessen  
 „Eigenthum durch E, und die Hinderung dabey als  
 „ein Unterdrücktwerden durch U: so wird jede hö-  
 „here Ursach A, ihrer Natur nach auf E, und aus  
 „dem nämlichen Grunde, jede niedere B, auf oder  
 „für U eingewürkt haben. Nun kann keine Wärs-  
 „kung dem E. anstehen, wenn sie demselben etwas  
 „entgegen stellt, es dadurch in seinem freyen Laufe  
 „hemmt, in seinem Spielraum tritt ic. sondern E  
 „muß durchaus gelassen werden wie es ist, wosfern  
 „es sich als E bewähren (zeigen und erweisen) soll.  
 „Deswegen darf rechtmäßiger Weise nichts Positiv-  
 „es, nichts was E wodurch oder wie kurz oder lang  
 „es immer sey, ändert (alterirt, verkümmert ic.)  
 „durch A hinzu kommen: vielmehr soll A blos ne-  
 „gativ, das heißt, durch Entfernung der dem E ent-  
 „gegen stehender Hindernisse (Mangel, Uebel ic.)  
 „für G geschäftig seyn. Durch das Letzte wird E  
 „befreyet und beschützt, durch das Erste belebt und  
 „erhöht.

„Dies Alles bringt aber einerseits die Natur des  
 „A schon von selbst mit sich, — darauf kann man  
 „sich bey (jedem) A sicher verlassen, — und an-  
 „derserseits wird das Nämliche von jedem auf das  
 „wahre Wohl des G bedachte Vernunftwesen be-  
 „zweckt, soll das auch: dies ist ihm geboten, ist

„seine Pflicht. Folglich muß jedermann der dazu  
 „Vermögen und Beruf hat, in U den Anstalten zur  
 „Ausrottung der Blattern hulldigen, (sie anempfehe-  
 „len, leiten, befördern, darauf bringen ic.) das  
 „U oder Blatterbelzen für nichts anders als einen  
 „bloßen Nothbehelf halten, der zu einer bessern  
 „Zeit endlich einmal aufgegeben oder abgeschafft  
 „werden soll, damit dem menschlichen Geschlechte  
 „in U durch E, nicht nur eine Erleichterung, son-  
 „dern auch eine völlige Sicherung und Erlösung  
 „angehe, und es immer mehr von U als einer  
 „Hemmung, Lähmung, Unterdrückung seiner an-  
 „gestammten Urkraft (*vis innata*) befreyet wer-  
 „de. Dazu kann auch jeder — als kupfernes  
 „Scherlein, oder in goldenen Souverain: Stük-  
 „ken — das Seinige beytragen.

Doch ich muß hier aufhören, wenn ich nicht das  
 ganze kleine Buch abschreiben will, das durchgehends  
 von einem Ende bis zum andern so beschaffen ist wie  
 diese Stellen. Es ist unstreitig ein wahres und schätz-  
 bares Cabinets: Stück, und zeigt unübertrefflich die  
 Absurdität der Anwendung der Kantischen Schulsprache  
 auf Gegenstände solcher Art, und auf die Arzneywissens-  
 schaft. Es beweiset unwiderleglich die Wahrheit des-  
 sen was ich vorher behauptete, daß die Kantische Mes-  
 thode eise Kunst sey, das Leichte schwer, das  
 Bekannte fremd, und das Helle dunkel zu  
 N. L. M. Jul. 1801.

machen. Es wird daher das Seinige beytragen, uns, wenigstens in der Medicin, vor dem fernern Einreisen dieser metaphysischen Pedanterey zu bewahren und bey gesunder Vernunft zu erhalten. Fast ändert kein Zweifel statt, daß nicht, wie gesagt, der Verfasser die Absicht gehabt habe, die Einführung der Kantischen Philosophie in die Medicin lächerlich zu machen. Sollte ich aber hierin irren, so wird mir Herr Nose meinen Fehlgriß um so eher zu Gute halten, da offenbar dieses die günstigste Art ist, sein kleines Werk zu beurtheilen.

Um, nach meiner Absicht, gründlich zu zeigen, daß die englische Arzneykunde nicht so tief unter der Deutschen stehe, als unter uns mancher sich schmeichelt, ist mein Weg länger geworden als ich dachte; er war für mich nicht angenehm, oft sehr hockrig, aber ich hoffe man findet ihn grade.

Wenn wir eines von unsern Kantisch; medicinischen Büchern wörtlich ins Englische übersetzten, was würde wohl das Urtheil der Britten darüber seyn? Ich möchte wohl eine der besten und vernünftigsten Parlements; Reden, eine von Pitt, der unter allen Rednern, die ich gelesen oder gehört habe, am meisten zur Vernunft spricht, ins Kantische übersetzt sehn; ob ein Engländer wohl den Sterlings; Sinn, der darth herrscht, wieder erkennen sollte. Die bewafnete Neutralität könnte man N, den englischen Widerstand dage;

gen W, das Unfeste in dem Benehmen der Mächte, die den Franzosen ohnlängst Alles zustanden und herv nach den Engländern Alles weigern, U, das neugebar tene Ererecht Y, die Inconsequenzen X, die unvermeidlichen Folgen davon F. benennen, und nun die Demonstration führen wie im Vorhergehenden. Ich zweifle das die Faßlichkeit, noch am Ende die Wahrheit, dabey gewinnen werde. Der Engländer würde wohl über diesen Einfall lachen.

Herr Kant spricht mit einer Art von Bitterkeit über die Redekunst. In so fern hat er wohl recht, daß durch Rednerkünste die Gemüther der Menschen irre geführt werden können. Aber ich begreife nicht wie man die Redekunst verwerfen kann, in so fern sie lehrt, die Wahrheit ordentlich, verständlich, deutlich und angenehm vortragen. Indessen ist Herr Kant consequent: denn in allem was ich von seinen Schriften gelesen habe, verstößt er nirgends durch Wohlredeneheit gegen seine Grundsätze.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

## IV.

Ueber

eine neue Schrift

des

Herrn Hofrath von Sonnenfels \*).

Beinahe in allen Zweigen der praktischen Kenntnisse giebt es Sätze, welche die beständige Ausübung gleichsam zu Wahrheiten, gegen die niemand einen Zweifel erhebt, gestempelt hat, die also näher zu untersuchen für überflüssig gehalten wird. Dahin gehört ohne Zweifel die in dieser Schrift behandelte Frage: Ob und wann die Stimmenmehrheit bei Kriminalurtheilen zureichend ist? Da die Ausübung dieselbe durchaus und von jeher für alle Fälle bejahend entschieden, so ward darüber von den Schriftstellern ganz hinweg gegangen, und nur das was und wie der Gerichtshöfe erzählt. So hätten wir

\*) Ueber die Stimmen-Mehrheit bey Kriminalurtheilen: von Joseph von Sonnenfels: K. K. Hofrath bei der böhmisch und österreichischen Hofkanzlei und Beisitzer der Hofkommission in Gesellschaften, Wien bei Albert Camessina 1801. 8. 7½ Bogen.

also einen abermaligen Beweis vor Augen, daß, obgleich seit 40 Jahren in der Kriminalrechtspflege so viele wichtige Verbesserungen gemacht, und mehr noch über das Kriminalrecht geschrieben worden, den Gesetzgebungen noch manches zu thun, den Schriftstellern manches in das Neue zu bringen übrig gelassen ist.

Dem edelmüthigen Manne, dem die österreichische Rechtsverwaltung bereits die Abschaffung der Folter, die Beschränkung der Todesstrafen, die Aufhebung der Gütereinziehung in Kriminalfällen verdankt, scheint es gewissermaßen zum eigenen Loose beschieden, der Urheber noch mancher Verbesserung in der Kriminalrechtspflege zu werden, unter denen die in gegenwärtiger Abhandlung beabsichtigte, wenn sie Eingang findet, nicht nur eine der wesentlichsten, sondern auch dem Erfolge nach verbreitetesten seyn würde.

Da Hr. Hofr. von Sonnensels seinem Namen die Eigenschaft Beisitzer der Hofkommission in Geseßsachen sonst in keinem seiner Schriften beigesezt hat; so werden wir auf die Vermuthung gebracht, diese Abhandlung sey das Resultat einer bei dieser Kommission wirklich gepflogenen Untersuchung. Hätten wir in dieser Vermuthung, worin wir durch die zahlreichen, wie in der Vorerinnerung gesagt wird, wörtlich gesammelten Einwürfe bestätigt werden, nicht geirret, so muß die Freimüthigkeit und der Ton der Anständigkeit, welcher bei den Erörter-

rungen dieses Kollegiums beobachtet wird, demselben allgemein Achtung und Zutrauen erwerben; und da wahrscheinlich mehrere wichtige Gegenstände daselbst in Untersuchung kommen, so können wir nicht umhin zu wünschen, von Zeit zu Zeit von so interessanten Verhandlungen etwas dem Publikum mitgetheilt zu sehen.

Hr. Hofr. v. S. läßt die allgemeinen Grundsätze eines zweckmäßigen Kriminalverfahrens voraus gehen (I. Abschn.). Die 15 Sätze, worauf das Ganze zurück geführt ist, sind von sehr gedrängtem, und als leitende Sätze betrachtet, von erschöpfendem Inhalte. Neu in seiner Darstellung, aber dabei von auffallender Klarheit und Ueberzeugung ist der 5te Satz: „von dergleichen Zumessung der „Angriffs- und Bertheidigungskräfte; der Mittel „nämlich, schuldig zu finden, und schuldlos gefunden „zu werden.“

Von der Beobachtung dieses Satzes hängt die Gerechtigkeit des ganzen Verfahrens, hängt die Gewißheit der Bestrafung, die Sicherheit der Schuldlosigkeit ab. Besonders würdig eines tiefern Nachdenkens sind der 10te und 12te Satz mit den darunter stehenden Anmerkungen. Die Bewunderung der englischen Kriminalverfassung, wie man sagen könnte, in Vausch und Vosen, findet darin eine billige, durch das Ansehn des als unverwerflichen Zeugen angeführten Coli



quibus begründete Zurechtweisung, und man freuet sich des patriotischen Deutschen, der zu einer Zeit, wo blinde Exoteromanie alles inländische Gute verkennet, sich bestrebt (S. 9.) „seine Mitbürger auf den Werth der Verfassungen Deutschlands aufmerksam zu machen, und die Wohlthat des Schutzes erkennen zu lehren, für den sie den vaterländischen Gesetzen verpflichtet sind.“ Im II Abschn. werden die Begriffe Gerichtsstelle und Weisiger entwickelt, und dahin bestimmt: die Gerichtsstelle sey ein moralischer Körper, handle nur als Einheit; die Weisiger seyen nur Theile dieses Körpers, ihre Stimmen für sich ohne Wirkung, und nur unter sich an Gewicht gleiche Momente zur Bestimmung des Richters. Im III Abschn. werden die bei einem Kriminalurtheile in Erwägung kommenden Fragen auseinandergesetzt, und aus ihrer Ungleichartigkeit behauptet: die Thatfrage, über Schuld oder Schuldlosigkeit müsse bei der Abstimmung von der Rechtsfrage über die Ausmessung der Strafe getrennt werden. Der IV Abschn. behandelt dann eigentlich die Fragen: wann bei Kriminalurtheilen die Stimmeneinheit nothwendig? wann die Stimmenmehrheit zureichend sey? Der Verfasser läßt die bloße Mehrheit bei der Rechtsfrage zu, fordert aber Einstimmigkeit bei der Thatfrage, (das ist ungefähr der Inbegriff seiner Gründe) weil, so lange eine

Stimme verschieden ist, die moralische Person des Richters noch zweifelt, also zu seiner vollen Ueberzeugung noch ein Theil abgänglich ist: daher, wenn er dennoch (bei diesem noch bestehenden Zweifel) abspräche, einen Irrschluß machte, und wie es Hr. von S. ausdrückt, aus problematischen Voraussetzungen assertorisch folgerete. Welch ein trauriges Licht fällt hiedurch auf das bisherige Verfahren zurück, wenn dieser Satz, gegen welchen wenigstens zu der Zeit keine Einwendung finden, bewiesen ist! Wie wie unverschämlich wird es für alle Gesetzgebungen, über diese aufgeworfene Frage auf einer oder der andern Seite zur Entscheidung zu bringen! In dem V Abschn. wird die Abstimmung nach der Mehrheit mit Stimmeneinheit gegen einander verglichen; welche Vergleichung, wie sie dargestellt ist, nicht zum Vortheile der Erstem ausfällt. Der VI Abschn. ist eine Verstärkung der in beiden vorgehenden Abschnitten gegebenen Gründe. Diese drey Abschnitte müssen ununterbrochen ganz gelesen werden, weil sie als Glieder einer Kette zusammen hängen. Der VII Abschn. ist ein Versuch einer nach den vorausgehenden Grundsätzen verfaßten prägnanten Vorschrift zur Abstimmung bei Kriminalurtheilen. Von hier bis einschließig den XVIII Abschnitt folgen XI Einwürfe, bei deren Beantwortung mit unter äußerst wichtige und reichhaltige Bemerkungen vorkommen.

Jedermann muß den von dem H. W. in der Vor-  
 erinnerung S. v. und VI. geäußerten Wunsch höchst  
 billig finden: „Man möchte bei Prüfung seiner Mei-  
 „nung von dem was jetzt besteht, gänzlich hinweg-  
 „sehen, und die Frage so behandeln, als ob darüber nir-  
 „gend schon etwas bestimmt, als ob heute zum erstens-  
 „male darüber ein Beschluß zu fassen wäre. Nur von  
 „diesem höheren, und wie er ihn nennen möchte, trans-  
 „scendentalen Standpunkte könne der Gegenstand rein,  
 „ohne Medium vorgefaßter Meinung wahrgenommen  
 „und beurtheilt werden.“ Indem also H. v. S. der  
 vielen gesammelten Einwürfe ungehindert, die Akten  
 selbst nicht für geschlossen hält, so wollen auch wir dem  
 Urtheile der würdigen Männer keineswegs vorgreifen,  
 deren Meinung er mit so vieler Unbefangenheit für die  
 Seinige, und mit der feierlich erklärten Be-  
 rechtwilligkeit, sich des Gegentheils überführen zu  
 lassen, auffodert. Aber wir halten uns überzeugt,  
 diese Abhandlung werde als eine wichtige Erscheinung in  
 der Kriminal-Rechtswissenschaft die Aufmerksamkeit der  
 Gesetzgebung und der Rechtsgelehrten erwerben, und sie  
 werden bei der Durchlesung derselben mit uns ein zwei-  
 faches Verdienst daran zu schätzen Gelegenheit finden:  
 erstens eine bei Schriften dieser Gattung eben nicht  
 gewöhnliche Reinheit der Sprache, und eine Deutlich-  
 keit, die nicht demodischen Mißanwendung der kriti-  
 schen Kunstsprache aufgeopfert wird, obgleich H. v. S.  
 darin kein Profan zu seyn wahrnehmen läßt; zweis-

tenz eine von der Annahme, entscheidend abzusprechen, entfernte Bescheidenheit, die selbst bei der wärmsten Widerlegung nie aus dem Gesichte verloren, und überall mit der Urbanität des feinern Welttons begleitet ist.

Jos. Fried. Freiherr von Retzer.

---

V.

Uebersetzungsproben  
aus dem Plautinischen Trinummus.

---

Eine metrische Uebersetzung der Plautinischen Lustspiele — und eine andere ist mir wenigstens nicht denkbar — dürfte leicht zu den schwierigsten, aber auch zu den dankbarsten Aufgaben in unserer Uebersetzungsliteratur gehören. Sie muß das Alte neu machen, ohne es zu travestiren und ohne dem Alten ganz moderne Begriffe aufzuhetzen. Der Leser muß zu ihrem Verstehn keiner tiefern Schulgelehrsamkeit bedürfen. Die Sylbenmaasse können zuweilen wechseln. Da wir aber jetzt wenigstens noch keine ganz festgesetzten Sylbenlängen haben; so können sie sich auch nicht so frei und fessellos ergehen, als es beim Dichter des Originals aus guten Gründen möglich war. Den Plautinischen Text mit allen seinen Redundanzen, Ueppigkeiten und Wortspielen wiederzugeben, wäre eben so unausführbar

als abgeschmact. Niemand unter uns könnte dies aus-  
halten! Hiev läßt sich nur durch Approximationen und  
Compensationen zum Ziel kommen. Es bleibt also auch  
nur die Frage: wo und wieviel darf man wegschneiden,  
wo stärker und kräftiger auftragen? Denn daß man  
selbst den Ausdruck der gemeinern Rede hie und da ver-  
stärken müsse, leidet bei Kennern wohl keinen Zwei-  
fel. Verschiedene Veranlassungen, die hier nichts zur  
Sache thun, bewogen mich, einige Proben vorzulegen.  
Man wird ihnen ihre schnelle Entstehung ansehen, und  
nichts wird leichter seyn, als sie zu übertreffen. Aber  
sie sind auch nur dazu bestimmt, um meine Vorstellun-  
gen von den Pflichten eines Plautinischen Uebersetzers  
im Allgemeinen anschaulicher zu machen. Weiter be-  
darf es hier nichts. Denn der Zeitpunkt ist da, wo sich  
von mehrern Seiten rüstige Wettkämpfer auch um die-  
sen Preis in die Schranken stellen. ΑΥΑΤΗ ΤΟΥΧΗ.

### Erster Akt, erste Scene.

Den Freund zu schelten, ders darnach gemacht,  
bringt freilich wenig Dank! Doch frommes am Ende  
und bringt dem Freund Gewinn. So will ich gleich  
dort jenen tüchtig schütteln. Er verdient!  
Ich thu's nicht gern. — Doch gern thun lehrt die Pflicht.  
Ist's doch, als liege jede Ehrbarkeit  
im Krankenhaus und ringe mit dem Tod.  
Indem nun diese krank, schießt böse Sitte,  
wie Unkraut an den Sämpfen, üppig auf.  
Nichts ist so wohlfeil, als ein Schurkenstreich!

An diesen Streichen ist jetzt reicher Seegen.  
 Gemeinnutz ist verschlagne Münze. Nichts,  
 als Günst der Reichen zu erhaschen, gilt.  
 Denn Eigennutz und Liebedienerei  
 sind Rabeseuchen. Alles wird gehemmt,  
 Und Haus und Staat von ihnen angesteckt.

Erster Akt, zweite Scene, B. 162 ff.

Monolog des Megaronides.

Beim Himmel, nichts ist unter Sonn und Mond  
 so abgeschmackt, so lächerlich, so toll,  
 nichts so voll Dünkel, so voll Lug und Trug  
 als diese Pflastertreter, dies Gefindel  
 von Lustigmachern in der Stadt. Verwünscht!  
 von diesen Puscheln ließ ich mir so eben  
 selbst eine Nase drehn, mir ihren Trug  
 für baare Münze zahlen. Das sind Schufte!  
 Sie wissen nichts, und wollen alles wissen;  
 sie wissen was wir denken, eh' wirs denken.  
 Sie wissen, was der Königin ins Ohr  
 der König flüstert, was mit Jupiter  
 die Juno Abends hinter den Gardinen  
 noch abgemacht; was wissen die nicht alles?  
 was nie geschehn ist, noch geschehn wird — alles!  
 Lob oder Tadel, ihnen gilt es gleich,  
 wenn sie nur wissen, was sie wissen wollen.  
 Da rief die ganze Cipperschaft: „Kallikles  
 beschimpfte die ganze Stadt und ist ein arger Lump.  
 Wie prellt er nicht den armen Jungen dort  
 um Haus und Hof!“ Ich Narr laß mich beschwahren,  
 und fahr ihn schimpfend, lärmend auf den Hals,  
 und find am Ende, daß er — schuldlos ist.

So gehet! man frage nur, auf welchem Stamm  
 die Klätſcherei gepſtopft war. Niemand weiß es.  
 O brächen doch die Klätſcher Hals und Fein!  
 Dies brächte Segen über Stadt und Land.  
 Der alleswiffenden Nichtswiffer würde  
 dann weniger im Staat, und an das Maul,  
 das Narrenſpoſſen ſchwakte, käm' ein Riegel.

## Zweiter Akt, erſte Scene.

### Monolog des Lyſtteleſ.

Wie das jezt in meinem Herzen kocht und ſiedet, wie  
 michs heßt!

Leidenschaft iſt jezt die Peitſche, ich der Kreiſel, den  
 ſie treibt.

Auf dem Scheidweg ſteh ich zweifelnd, weiß nicht was  
 ich wählen ſoll.

Gilt es Reichthum, gilt es Minne, welches iſt des  
 Lebens Zweck?

Wohl, laßt ſehn, auf welcher Schaale winkt der  
 vollere Genuß? —

Doch da dies auszumitteln, Kunſt bedarf,  
 wohl an ſo ſtell ich mich jezt zum Verhör,  
 und bin Partei und Richter! — Ja, ſo gehet!

Laßt mich zuerſt der Liebe tauſend Künſte ſehn!

Mur heftige Begierden lockt die Zauberin  
 ins Garn: die ſucht ſie, dieſen ſchmeichelt ſie mit Liſt!

Da, wo ſie niſtet, ſizt der Schalk im Nacken feſt,  
 lockt Honigrede führend, krazt und leckt und beißt,  
 iſt Näſcher, Lügner, Gauch, verführt die Unſchuld, raubt,  
 macht Bankerut, betrügt, jagt Wildpret auf, verzehret.  
 Denn drang der erſte Kuß, ein ſpißer Pfeil, ins  
 Herz,

gleich schmelzts in Topf und Ziegel, Hab und Gut rennt  
fort

als wär' es toll. — Sieh, Schätzchen, dies; gib Schätz-  
chen, das! —

Augäpfelchen, erwiedert unser Simpel, nimm,  
nimm dies und alles, was ich hab und mehr dazu!

Nun flatterts an der Kuthe, wird gezupft, gerupft! —

Was wird nicht bloß verquistet, was verzehrt, genippt!

Das Faß ist bodenlos. Sie giebt dir eine Nacht,  
gleich siehst du an der Thür den Troß der Dienerschaft  
Gard'robenmädchen, Seifenkugeldreher stehn.

Dies Jüngferchen trug ihr den Fächer, die den Schmuck  
und jene die Pantoffeln. Dort die Harsnerin,  
hier Schaffnerinnen, Bothenmädchen und Lakej'n.

Dies alles macht den Finger krumm, besackt sich, stiehlt.

Und so wird Schätzchen, das dem Ungeziefer all  
hold und gewärtig ist, ein Bettler. Denk ich nun,  
wie man den Ausgebeutelten verlacht, beschimpft, ...)

so ruf ich: weg mit dem Verliebtsseyn, packe dich,  
Freund Amor, fort! Hier ist kein Bleibens mehr für dich!

Zwar ist der Imbiß honigsüß, doch bitter ist  
der Nachgeschmack. Denn wo der arme Schlucker nur  
erscheint, rennt alles fort. Auf Markt und Gassen ist  
kein Bettler für den kahlgerupften Bettler mehr.

Am Ende nimmt er vor sich selbst verzweiflungsvoll  
das Reißhaus. Denn kein Freund drückt mehr dem  
Freund die Hand.

Drum tausend Meilen weit von dieser Pest!

Spring lieber dort vom Thurm, als in den Psuhl!

Es trolle sich die Liebe flugs von hier

und brühte sich mit andrer Sklaven Quaal.

Nich kriegt sie nicht, Ich bin nun klug geworden,  
und schmeckt's gleich sauer, dennoch beiß ich an.



Was Biedermänner schmückt, Vermögen, Ruf,  
Credit und Ansehn alles fällt mir zu!

Mit guten Menschen halt ich! mit den lust'gen  
Patronen dort hab ich nichts mehr zu thun.

Böttger.

## VI.

### K ü n s t e.

1)

Rafaels Christus und die 12 Apostel  
vom Direktor Lange in Düsseldorf.

Die ältern Leser dieser Monatschrift erinnern sich vielleicht noch einer ausführlichen Nachricht in diesen Blättern von einem saubern Nachstich nach Marc Antonio, den der Hr. Direktor Lange in Düsseldorf von Rafaels Christus und den 12 Aposteln gegeben hatte\*). Es ist seitdem auch in diesen Blättern der Wunsch erneuert worden, daß es doch dem verdienstvollen Künstler gefallen möge, diese lieblichen Abschattungen einer der reinsten und vollendetsten Rafaellischen Kunstschöpfungen durch eine neue Bekanntmachung und Anfrischung des Werkes zu allgemeiner Kenntniß des Publikums zu bringen, das über dem Neuesten nur allzugern das Aeltere vergißt.

\*) S. Teutscher Merkur 1789. December S. 269 ff.

Mit Vergnügen räumen wir daher der unten stehenden Ankündigung auch in diesem Journale einen Platz ein, da den Liebhabern hierdurch eine neue Gelegenheit angeboten wird, sich in Besitz jener ächten Kopieen, die man nun auch farbig haben kann, um einen sehr geringen Preis zu setzen. Die Alten bezahlten gewisse Gemmen, worauf alle 12 obern Gottheiten als Amulet geschnitten waren ( $\lambda\iota\theta\omicron\varsigma \delta\omega\delta\epsilon\kappa\alpha\theta\epsilon\omicron\varsigma$ ), oft weit über ihren Werth, blos aus Aberglauben. Hier ist auch eine Doktratheos und der vorsitzende Gott noch dazu, und hier bedarf es nur eines wahren Glaubens; und Sinnes für die Kunst, um das Werk mit mehrerem Vergnügen und einer Stärkung seines innern Menschen anzuschauen. Nächstens hoffen wir auch unsern Lesern eine Beschreibung des Kufscyclus mittheilen zu können, womit sich Herr Lange gegenwärtig beschäftigt. Es ist die einst auch von Rafael so reizend behandelte Geschichte des Amors und der Psyche.

### A n k ü n d i g u n g .

Die Blätter des berühmten Kupferstechers Marco Antonio, eines Zeitgenossen und vertrauten Freundes des unsterblichen Rafaels, sind in unsern Tagen so selten geworden, daß sie sogar in berühmten Sammlungen nicht immer gefunden werden, und daß daher Kenner und Liebhaber auch für geringere Abdrücke oft ansehnliche Summen bezahlen.

Die Ursache dieser Seltenheit liegt nicht in dem hohen Alter dieser Blätter allein, sondern darin, daß unter allen, sowohl alten als neuern Kupferstechern, die nach Rafael gearbeitet haben, keiner den Geist desselben so richtig aufzufassen, die Bestimmtheit seiner Formen und Umrisse, und die erhabene Größe seiner Charaktere, mit solcher Genauigkeit und Wahrheit, als Marc Antonio, in die Kupferblätter hinüber zu tragen wußte.

Ob es wahr sey, wie viele behaupten, daß Rafael dem Kupferstecher jedesmal selbst die Umrisse in seine Platten gezeichnet habe, läßt sich nicht wohl erweisen. Gewiß aber ist's, daß Marc Antonio unter der Aufsicht und Leitung dieses großen Malers gearbeitet hat.

Unter die seltenen und vorzüglicheren Blätter dieser Künstler gehören: Christus und die zwölf Apostel. Rafael hat sich in diesen nicht allein als ein Künstler vom ersten Range, sondern auch als ein großer Menschenkenner, und als Mann von tiefem Verstande und von großer gefühlvoller Seele gezeigt.

Er hat bewiesen, wie Würde und Erhabenheit des Charakters auf die mannigfaltigste Art im einzelnen Menschen sich darstellen läßt. Man sieht in jedem Apostel einen großen, erhabenen, mit jeder ihm eigenthümlichen Tugend begabten Mann; nicht allein im Ausdruck des Gesichts, sondern auch in jeder Bewegung der Theile, und selbst im Wurf der Gewänder. Ich

schweige von Christo, als dem Höchsten und Vollkommensten unter ihnen. Und bei dieser Mannigfaltigkeit in der Darstellung der Erhabenheit und Größe ist nicht die mindeste Wiederholung oder Copie des einen von dem andern in diesen Blättern zu finden: jedes ist ein für sich bestehendes Original.

Um diese selten gewordenen Blätter wieder in Umlauf zu bringen, habe ich sie mit der möglichsten Genauigkeit durchgezeichnet und geätzt, und ohne mich auf den Beifall öffentlicher Zeitschriften zu berufen, glaube ich, den Originalen ganz getreu geblieben zu seyn. Ich verfertigte diese Sammlung vor dem Kriege, und der treffliche und mit der Kunst so vertraut gewesene Lavater, welchem ich sie damals als ein Denkmal meiner Hochachtung übersandte, erbot sich freiwillig, nach diesem Werke eine Charakteristik zu schreiben. Der gleich darauf erfolgte unglückliche Krieg und der nachherige Tod dieses vortrefflichen Mannes, vereitelten aber sein Vorhaben.

Um nun dem wiederholten Ansuchen der Freunde und Liebhaber Rafaelischer Kunst, welche keine Kupferstiche in Portefeullen aufbewahren, Genüge zu leisten, habe ich mich entschlossen, dieses Werk, damit es hinter Glas als Zimmerverzierung dienen könne, in Farben herauszugeben. Eine jede Figur hat darin die ihrem Charakter angemessene Farbe, welche zusammen auf

dem hellen mit Dunkelviolett eingefassten Grunde eine sehr angenehme Wirkung hervorbringen. Alle Künstler und Liebhaber Rafaelischer Werke werden demnach von mir eingeladen, sich für dieses Ueberbleibsel zu interessieren\*).

Düsseldorf im März 1801.

Langer,  
Akademie-Direktor.

2)

## Ueber den Musikgeschmack in Wien, v. Lichtensteins Bachmendi und Haydn's Jahreszeiten.

Wien im Mai 1801.

Ueber einige der bedeutendsten Erscheinungen an unserm musikalischen Horizonte ist im auswärtigen Publikum so vielerley hin, und hergeschwagt worden, daß ich mir's zur Pflicht machte, Ihnen etwas Bestimmteres und Zuverlässiges darüber zu sagen, obschon die Sachen selbst nicht mehr ganz neu sind. Ich fange vom Kleinern an.

\*) Der Preis dieser Blätter in Farben ist, so wie auch in Schwarz, auf braun Papier abgedruckt, 4 französische Laubthaler, oder 1 Carolin in Gold. Wer 9 Exemplare sammlet, erhält das 10te umsonst, und da wo kein Sammler sich in der Nähe befindet, beliebet man sich unmittelbar an mich zu wenden.

Der Freiherr von Lichtenstein gab seine Oper, *Bathmendi*, zu seinem Benefiz. Hr. v. L.'s Ruf und eine äußerst vortheilhafte Ankündigung dieser Oper vor einigen Jahren von Dessau aus (im ersten Jahrgang der musikalischen Zeitung, mit dem Namen *Spazier* unterzeichnet), hatten die Erwartung sehr hoch gespannt. Schon dies mußte dem Werke selbst nachtheilig seyn: denn solche Erwartungen an einem Orte, wo man Glucks, Salieri's, Mozarts, Winters, und anderer großer Meister Werke stückweise auswendig kennt — wer kann sie jetzt befriedigen oder übertreffen? Hierzu kommen noch Eigenschaften des Stücks, die nie verstaten werden, daß es hier bedeutendes Glück machen kann. Man will hier durchaus viel und überraschende Handlung; das Sujet ist aber leer daran und etwas schleppend. Man will durchaus, daß die Stadts theater (ganz verschieden von den Vorstädten) Anstand und Geschmack nicht verletzen; und manches in dieser Oper, besonders die Scene, wo die Schulknaben vom Schulmeister umhergetrieben werden, lief ein wenig stark dagegen an. Man will in der Musik zwar Neues, aber planmäßige Ausführung; und hier giebt es der bekannten, oft gebrauchten Ideen nicht wenige, und das zu oftmalige Verändern der Tempo's, die vielerlei eiligen Uebergänge u. d. gl. geben etwas Zerstückeltes und Rhapsodisches, das Einen nirgends genießen, nirgends befriedigt werden läßt. Man will, aus Nachbarschaft und Kenntniß des gesangreichen Italiens, freyen, schö-

nen, einfachen, herzlichen Gesang; und hier ist, auch in den allerdings mitunter recht sehr guten Sätzen, der Gesang etwas steif und unbeholfen, wozu noch die Ueberladung der Instrumentierung kömmt, welche bey Sängern und Sängerninnen, die, wie viele der hiesigen, wenig Stimme haben, desto unangenehmer wird. Nehmen Sie nun noch dazu, daß zwar Dem. Saal sehr schön sang, Herr Weimüller aus seiner undankbaren Rolle alles Mögliche machte, Mad. Galvani viel Beifall verdiente, aber Hr. und Mad. Schüler, so wie der Tenorist Hr. Neumann, die an sie gemachten nicht ungerechten Forderungen keineswegs erfüllten; daß man gegen die beiden letztern Sänger, weil ebenfalls zu viel von ihnen versprochen worden war, einige Bitterkeit hegt; daß das Parterre durch jene Schulmeister-scene durchaus übel gestimmt und nun auch für Besseres nicht mehr empfänglich war: so wird es Ihnen ganz erklärlich, ohne daß Sie an Kabale zu denken hätten, wie die Oper, bei so manchem Guten, hier ganz mißfallen mußte, und ich brauche Ihnen einzelne Uebelstände, die dies Mißfallen vermehrten, gar nicht erst anzuführen — wie z. B. daß Herrn Schülers, vom Komponisten recht gut verfaßte Arie: das Genie — theils ihres, wenigstens wunderbaren Endes, theils deshalb, daß im ganzen Hause kein Mensch ein Wort davon verstand, als das leidige, oft wiederkehrende: „das Genie“ — den üblen Eindruck vermehrte. Ueberhaupt ist es höchst ungerecht, wenn man aus dem

Schicksal dieses Stückes etwas Nachtheiliges über das hiesige Publikum zu verbreiten bemüht ist, als lasse es sich von Kabale beherrschen u. d. gl. Ich weiß von der zuverlässigsten Hand, daß auch in Leipzig, da der Herr v. Lichtenstein diese Oper dort gab, sie nicht ungunstig, aber auch ziemlich ruhig aufgenommen wurde, und gerade jene Schulmeistererei erregte allgemeines Mißfallen, obschon man es nicht ganz laut werden ließ. Man gab dem Hübschen in der Musik sein Recht, und übersah das nicht Hübsche, weil man Verbindlichkeiten gegen den Komponisten, der mit beträchtlichem Aufwand den Leipziguern einige Monate hindurch so vieles Schöne gab, zu haben glaubte. So recht und billig das dort war, so kann man es hier doch nicht verlangen, nicht einmal billiger Weise erwarten, da jener Grund bei uns wegfällt. Ich wünsche von Herzen, daß die zweite Oper des Hrn. v. L. mehr für allgemeinen Beifall geeignet seyn möge; dann wird er ihr gewiß auch nicht entgehen: denn das ist sehr wahr, was ich so eben in einem neuen Stück der musikal. Zeitung über die Eigenheiten des hiesigen musikal. Publikums lese — daß man nur dem Eindruck des Gegenwärtigen sich überläßt, und dabei ganz vergißt, was — Gutes oder Nichtgutes — vorhergegangen ist. Und das von Rechts wegen.

Jetzt einige Zeilen über das berühmte Produkt unsers Haydn — die vier Jahreszeiten. Es ist schon bekannt, daß sie beim Fürsten Schwarzenberg



dreimal — und zwar, ohngeachtet nur zwei vollständige Proben gehalten worden waren — unverbesserlich aufgeführt wurden. Es ist auch bekannt, daß Haydn sie auf Antrieb der für Rußl sehr eifrig thätigen Verbrüderung mehrerer vornehmen Häuser schrieb — eine Verbrüderung, die hauptsächlich dem Hrn. v. Swiecen (der den Text zur Schöpfung und zu den Jahreszeiten verfaßt hat, und gleichsam der Mittelpunkt des Ganzen ist) ihre Existenz verdankt. In welche Klasse musikalischer Kunstwerke dies Produkt gehöre, könnte man schon errathen, ehe man es gehört hätte, wenn man analogisch von der Schöpfung schloße, Haydn als Komponisten für den Gesang kenne, und den jetzt schon ziemlich bekannten Text durchginge. Der einzige Standpunkt, von wo aus diese Werke in ihrer Idee (von der Ausführung hernach) Entschuldigung verdienen, ist der: sie sollen Versuche seyn, um zu erfahren, wie weit hinaus in die sichtbare Welt die Grenzen der Instrumentalmusik gerückt werden können. Deshalb sucht der Komponist, der (was ihm nicht etwa zum Nachtheile gesagt seyn, sondern als eine bekannte Sache nur nicht unbemerkt bleiben soll) mancherlei wissenschaftliche Kenntnisse, welche die eigentliche Bearbeitung eines Textes erfordert, nicht besitzt, von der andern Seite aber seinem Ideenreichtum, und vielleicht noch mehr seiner Erfahrung und einzigen Gewandtheit in Benutzung der Mittel seiner Kunst, alles nur Mögliche zutrauen darf — er sucht nur erst den

ganz allgemeinen Charakter der Worte seines Sanges\*) aufzufassen und wieder zu geben, aber nun mit außersordentlichem Fleiß und sehr bewundernswürdiger Geschicklichkeit die sinnlichen Details der Worte musikalisch nachzubilden, wie z. B. in der Schöpfung, in der Sopran, Arie das Violinenpaar das Surren „des Tauhenpaars“ nachmachen zu lassen. Solcher Scenen giebt es nun in dem neuern Werke noch viel mehrere und noch weit auffallendere. Der Dichter — ich meyne den Verfasser der Worte — hat dem guten Haydn mit Bildern aller, oft auch der gemeinsten Art so arg zugeseht, daß diesem alles das, so weit es sich thun ließ, zu überwinden, gewiß noch dreimal mehr Anstrengung und Aufwand an Mühe gekostet hat, als der Sieg über die Worte der Schöpfung. Daß aber dieser ganze Weg offenbar der verkehrte sey, daß die Musik nirgends mahlen solle, als in dem seltenen Falle, wo Mahlerei und Ausdruck in Eins fällt; daß sie sich also auch da Ausdruck, und nicht Mahlerei der Objekte zum Zwecke machen müsse; daß dies durchaus unerläßlich sey — wenn man auch alle Gründe aus der Natur der Kunst und der Mittel derselben, als spißsündiges Geschwätz

\*) Für Nichtkennner bemerke ich, daß ich damit nichts weiter meyne, als was sich mit einem Paar Worten deutlich bestimmen läßt; z. B. wenn ich von der bekannten schönen Arie der Schöpfung; Mit Würd' und Hoheit angethan — sagen wollte: pathetisch — nach und nach im zweiten Theile ganz in Pärtlichkeit übergehend.

müßiger Philosophen nicht hören möchte oder nicht versteht — schon darum, weil die Musik nie deutlicher die Objekte bezeichnet, als daß man sich daran erinnern kann, wenn man hört oder liest, das soll das seyn; weil sie in der Mahlerei alles Großen und Erhabenen (ein anderes ist beim Ausdruck des Großen u. Erhab.) unendlich weit zurückbleibt, und kleinlich, oft lächerlich wird: das, und noch so vieles Andere, was mich in einen noch weitschichtigern Perioden hineinziehen will, ist so oft gesagt und jedem wissenschaftlich gebildeten Musiker so bekannt, daß ich kein Wort weiter hinzusetze, aber das Gesagte doch nicht übergehen konnte, ohngeachtet ich besorge, der alte würdige Vater Haydn nehme mirs übel — weil man dem Unwesen, das durch Nachtreter ganz gewiß eingeführt werden würde, entgegenarbeiten und so verhüten muß, daß wir nicht wieder in die lächerliche Zeit Telemanns, gleichfalls des geschicktesten aller musikalischen Maler jener Zeit, zurückgeworfen werden. Möchten doch jene verdienten Männer, die Musik lieben und befördern, und die Haydn wahrscheinlich auf diesem Abwege (den dafür zu erkennen, man von ihnen nicht verlangen konnte) erhalten — möchten sie doch Haydn Instrumentalsachen schreiben lassen, worin er so groß, jetzt einzig ist; und möchte es ihnen gefallen, einen Theil dessen, was sie dem Besten der Tonkunst widmen, da Haydn es nicht braucht und keine Familie hat — dazu zu verwenden, daß dem dringendsten Bedürfnis der Musik in Teutsch-

land abgeholfen und eine gute hohe Schule für Sän-  
ger und Sängertinnen gestiftet würde — für Sän-  
ger und Sängertinnen im edlen Sinn, deren Mangel mit  
der Sehnsucht nach ihnen in gleichen Graden zuzunehmen scheint! Wien, gerade Wien wäre der beste  
Ort in Deutschland zu solcher Pflanzung; Wien,  
wo sich noch so manches aus den ältern, bessern ita-  
lienischen Schulen erhalten hat, wo man für zarten  
italienischen Gesang weit mehr Sinn, oft auch mehr  
Organ hat, als etwa im nördlichen Deutschland —  
und was der Gründe dafür mehr sind! —

Aber sehen Sie, Freund, wohin mich die Theil-  
nahme an der guten Sache der Tonkunst hingeführt  
hat! Wir haben über dem, was unveränderlich fest  
steht, die veränderlichen Jahreszeiten aus den Augen  
gelassen. Also — jenen Gesichtspunkt gefasset, alles  
Anderer entfernt, über die niedern Scenen des La-  
zens, des Hopsasa, über die Bivats für das Faß,  
für den Weinberg &c. hinweggesehen: so gewährt  
Haydn's Werk einige Stunden eine sehr angenehme  
Unterhaltung dem, der sich ohne Kunstkentniß und  
ohne Aufmerksamkeit auf die Details dem Ganzen  
bloß hingiebt, und eine kaum erschöpfbare Quelle zu  
Ideenbeschäftigungen dem, der auf die Details der  
Ausführung mit Musikkenntniß achten will. Er sine-  
det in dieser Ausführung alles und oft auf die übers-  
raschendste Weise aufgeboten, um die Bilder des Dicht-

ters treu darzustellen; die fleißigste und geschickteste Instrumentirung, die nur nach langer Erfahrung so vollkommen gearbeitet werden kann; große Kenntniß der Harmonie, und doch dabei Klarheit des Sazes, auch bey den complizirtesten Stücken; die Fugen sind so kräftig, und doch auch so angenehm, wirksam, und für Jedermann genießbar, als die in der Schöpfung; dabei wechselt hier mit dem Ernst (freilich oft etwas schnell, und einigemal bis zur Beleidigung eilig, was der Dichter meistens verantworten muß) der Wit, die Ländelei und Fröhlichkeit noch weit öfter als in der Schöpfung — und somit verdient auch dieses Produkt Aufmerksamkeit bei Jedermann, ohngeachtet man, bei allem Bemühen, den Wunsch nicht wird unterdrücken können, daß, wenn Haydn ja als Komponist für den Gesang zu beschließen gedenkt, es ihm doch gefallen möchte, auf einer edlern, reinern Bahn einzuzugehen und sich Denkmale zu stiften, die der Zeit troken. Denn so angenehm es seyn mag, sich beim ersten Anhören solcher Werke dem Ganzen ohne Kritik zu überlassen; bei dem zweiten, sich damit zu beschäftigen, die artigen Kleinheiten der Musik zu verfolgen; so ist es doch dann damit abgethan; und wenn man, bei dem Reichthum an solchen artigen, kleinen Details, das letztere auch zum dritten; und viertensmale vermag, so ist doch dann damit desto sicherer vorbei, und für die Nachwelt, die, nach allen Zurüstungen in unsern Tagen, gewiß auf einem eben so

hohen Gesichtspunkt für Werke der Tonkunst stehen wird, als das jetzige Zeitalter auf einem Gesichtspunkt für Werke der bildenden und Dicht: Kunst steht — für diese Nachwelt ist so Etwas gar nicht, außer daß sie daraus unsre Verirrungen erkenne, und den Aufwand von Talent, Zeit, Mühe und Geschicklichkeit bedauere.

## 3)

### Ueber die Aufführung von Haydn's Schöpfung in Regensburg.

Regensburg, den 15. Jun. 1801.

Gestern wurde Haydn's Schöpfung zum zweitenmale in dem zu Redouten und Konzerten gewöhnlich bestimmten großen Saal des Gasthofs zum Kreuz aufgeführt (die erste Aufführung geschah am Pfingsttag). Das Orchester bestand aus 70 Instrumentalisten und 30 Vokalisten für die Chöre, die fünf Hauptstimmen ungerechnet, und wurde von den Konzertmeistern Ervas und Marchand von der fürstl. Taxischen Hofkapelle dirigirt. Mit rühmlicher Beharrlichkeit hatten beide dies ansehnliche und zum Theil wenig geübte Personale so einzustudiren gewußt, daß der Totaleindruck über alle Erwartung gelang. Wer unsre wenigen Kräfte, und den geringen Grad von Empfänglichkeit und Unterstützung kennt, welchen die Kunst

überhaupt in dieser durch Schuldenlast und Kriegsdrangsale ganz ausgefogenen Stadt findet, weiß, wie viel dazu gehört, bei Darstellung eines Meisterwerkes den, welchem dessen voller Genuß in einer unserer musikalischen Hauptstädte zu empfinden versagt ist, nur zur Hälfte schadlos zu halten. Und dies wurde bei weitem erreicht. Zudem besitzen wir nur ein einziges hervorragendes Talent zum Gesang. Dies ist ein junges musikalisches Genie, ein Knabe von 11 Jahren, Sohn des fürstl. Taxischen Hofraths Lieber, der mit einer seltenen Fertigkeit auf der Violine und Pauke, eine Diskantstimme von außerordentlicher Fülle, Umfang und Reinheit verbindet. Die ihm zugefallene Rolle der Eva trug er mit bewundernswürdigem Takt, Festigkeit und Präzision vor, und dies ist es eigentlich, wodurch er den künftigen großen Künstler verräth, der er seyn wird, wenn er gleich in mannbaren Jahren seine schöne und reine Stimme verlieten sollte. Und das ist leicht zu befürchten, wenn sie sich nicht in Bass verwandelt. Sein Vortrag ist sicher und einfach, ganz der edlen Simplität des vorgetragenen Gegenstandes würdig, wodurch er sehr zu seinem Vortheil von der hier gewöhnlichen manierirten neitalienischen Art absticht, die besonders eine Sünde des hiesigen Theaters ist. Vorzüglich gelang ihm das schöne Rezitativ: O du, für den ich ward. Und nun denken Sie sich den muntern Knaben selbst, mit der glücklichsten Physiognomie, einem freien, unerschrockenen Anstand,

der ihm allein fast alle Herzen gewant, und Sie werden es begreiflich finden, daß ihn das Publikum mit Entzücken aufnahm und mit Liebfosungen überhäufte.

Die übrigen, Mad. Reinwart und Hr. Kadesleschet, vom Theater, welche die Diskant- und Tenorstimmen Gabriel und Uriel vortrugen, und zwei Dilettanten, als Bassisten, worunter vorzüglich der Sänger der starken und schweren Rolle Rafsafs rühmliche Erwähnung verdient, thaten nach ihren besten Kräften,

Ich bemerkte mit Vergnügen eine vortheilhaftere Arrangirung des Saals, als bei der ersten Vorstellung. Danzels war das Orchester auf gleicher Fläche mit den Zuschauern, und durch nichts von letztern getrennt. Der Schall drang zu nah und in den Ohren zu grell auf uns ein. Diesmal hatte man Schranken angebracht, die ein paar Schritte von der ersten Reihe Stühle entfernt waren, und den Platz des Orchesters sehr zweckmäßig um eine Elle erhöht. Dies that sehr gute Wirkung, und eben soviel hatten die wahren Musikfreunde der Gleichgültigkeit des größern Publikums, selbst der ersten Klassen zu danken, welche diese zweite Vorstellung sehr sparsam mit ihrer Gegenwart beehrten, und den übrigen einen, wenn auch nicht dem Unternehmern, doch gewiß dem stilleren Zuhörer sehr erwünschten freien Genuß des ohnehin beschränkten Vortals gewährten. Es versteht sich, daß, wie überall,



wo von Beschätzung der Kunst die Rede ist, die liebenswürdige Erbprinzessin von Thurn und Taxis hier eine ehrenvolle Ausnahme machte, welche nicht allein zweimal selbst gegenwärtig war, sondern auch zu dem beträchtlichen Kostenaufwand ansehnlich beitrug. Es ist unbegreiflich, und läßt sich bloß mit dem derholden Charis so ungünstigen Geräusch der Waffen beschönigen, daß es hier mit der Verbreitung einer ächten Kunstliebe, selbst in der immer nahelhaftesten Klasse gesitteter und gebildeter Personen so wenig gedeihen will. Ein feindseliger Dämon scheint seine bösen Einflüsse umherverbreitet, und besonders seit dem Ausbruch des unseeligsten aller Kriege, wodurch wir alle, vom höchsten bis zum niedrigsten, zu Politikern umgeschaffen wurden, jedes warme, lebendige Gefühl für das Schöne erstarrt zu haben. So verklingen jetzt nur einzelne, traurige Töne von der musikalischen Welt, die ehemals hier, wie im ganzen südlichen Deutschland, in üppiger Fülle auswuchs. So sinkt unser Theater, lange schon der Tummelplatz Schikaneders und seiner Nachfolger, zu einer Niedrigkeit und Geschmacklosigkeit herab, wohin sich durchaus kein anderes stehendes Theater, kaum eine böhmische oder kärnthner Provinzialbühne verirren wird. So ist es wenigstens bis jetzt gewesen, und ob es gleich scheint, als wolle man durch eine bessere Auswahl von Stücken sich aus dem Wust des bisherigen Unsinnns zu etwas höherem emporarbeiten, so fürchte ich doch, daß der Mangel an eignem Fond, und folg-

lich die Nothwendigkeit, dem Geschmack der Gallerie zu fröhnen, welche hier eigentlich alle Plätze besetzt, jeden bessern Keim gar bald zerstören wird. Wenigstens ist der erste geschene Schritt, die Aufführung eines größeren Stückes in Jamben, nicht sehr glücklich gewesen. Dies war Kozebue's Bayard, nach Angabe des Komödienzettels, der erste Versuch, den reinen Geschmack an ächter Kunst und versifizirten Stücken wieder herzustellen. Es ist aber so unendlich über dem Horizont des nur an Donauweibern und ähnliche Stebensachen gewöhnten Publikums erhaben, daß nicht einmal der Name des sehr beliebten Verfassers die zweite Vorstellung füllen konnte. Man muß den Schauspielern indeß die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie über Vermögen thaten, und man den Einfluß des bessern Stoffes deutlich wahrnehmen konnte. Mehr Antheil hofft man indessen bei dem nächsten Versuch zu finden, Gustav Wasa, auf den Maria Stuart!! folget soll. Die Idee ist so exorbitant, daß ich äußerst auf ihre Aufführung begierig bin. Kommt sie zu Stande, so erwarten Sie von mir eine nähere Anzeige von dem Erfolg.

---

Der Neue  
Deutsche Merkur.

---

8 Stück. August 1801.

---

I.

G e d i c h t e.

---

1.

Die Aeols-Harfe \*).

Himmliche Töne, die einst, wenn kräftig wehte die  
Nachtluft,  
Erdbunt' in melodischem Klang Davids Harfe  
dahin \*\*);

\*) Einige schöne Ideen über die Aeols-Harfe findet man in einem Aufsätze des seel. Lichtenberg im Göttinger Taschenkalender vom J. 1792 S. 137 fg. und in Fthn. von Dalbergs allegorischem Traume, die Aeols-Harfe. Erfurt 1801.

\*\*) Nach dem Talmud (Berac. S. 6.) klang die Harfe Davids von selbst um Mitternacht, wenn der Nordwind sie verührte.

Die ihr von selbst, — wann ringsum schwieg in Hain  
 und Grotten

Ossian's Harfengetön \*) — lieblich den Saiten  
 entstieg;

Töne, bald leise verwehend, und sterbend, wie Klagen  
 der Geister,

Bald ergreifend mit Macht, laut, wie der Wogen  
 Gedröhn;

Singen euch klagende Seelen mir zu? Wie? seyd ihr  
 die Lieder

Liebender Geister der Fluth, traurig den Wellen  
 entschwebt?

Seyd ihr die Seelen der Klagegesänge Malvin'a's  
 um Oskar?

Oder das launigte Spiel eines ätherischen Geistes?

Floßt ihr von Sternengefilden herab, ihr reinen Aether-  
 forde?

Oder ist Gräbergetön euer ersterbender Klang? —

Wohl, ihr wehet Begeistrung mir zu; bald wecket  
 ihr Liebe,

Singet bald zärteren Schmerz, lullet die Seele  
 in Ruh.

\*) Auch Ossian's und Malvinas Harfen tönten, bei stürmischer Nacht, auf freiem Lager, durch bloße Lüfte, erregt, oft von selbst, als wenn klagende Geisterstimmen ihre Saiten bewegten.

Bald beschwingt ihr zu Ahnungen mich von besserem  
Daseyn,

Kauschet Hymnen mir zu, in melodischem  
Sturm! — —

So erklingen die Harfen der Engel, wenn heilige  
Seelen

Sie entführen dem Staub himmlischen Wohnun-  
gen zu! —

Wallet erquickend am Abend des Lebens, ihr Fluthen  
des Wohllauts,

Und im reinsten Akkord sey dann mein Geist  
euch gestimmt! —

Marburg.

E. W. Justi.

2.

An Rhingulf, auf dessen Klage um Sined.

Ha Biedermann, und wärest du  
Auch Barde nicht, mir liebenswerth.

Sined.

Weht auch aus deiner Halle, Rhingulf!

(Erwartet hab' ich es von dir)

Ein Schauerlüfchen mir entgegen?

Q a

Dein letzter Ruf, ach, Freund der Geister \*)!  
 Der Ruf an deinen Sined  
 Durchfuhr den Schatz des Busens mir!  
 Vernarbt ist sie noch nicht, die Wunde,  
 Die mir der Tod des Varden schlug.  
 Doch kann sie je vernarben?  
 Wenn mich des Lenzes wolkenfreier Himmel,  
 Den Vater Oskars in der Hand,  
 Aus Herz der Mutter Erde lockt;  
 Wenn mich der Nächte stille Feierstunde  
 Im Traum' und wachend an Freund Sineds Liebe  
 mahnt;  
 Wenn mich das Volk der Luft umschwirrt,  
 Und seiner Küchlein Wipfellager sucht:  
 Da säufelt mir aus jedem Blättchen  
 Der Odem meines Freundes entgegen;  
 Er war der Jugend gut \*\*).  
 Wenn ich um Grabeshügel wandle,  
 Auf den das Heimchen zirpt,

\*) So nannte Sined Abingulfen.

\*\*\*) Anspielung auf die schöne Stelle in Sineds Lied  
 dem:

Sicher könnt ihr mich umfliegen,  
 Mir entdecken, wo die Brut  
 In den warmen Nestern ruht;  
 Sined ist verschwiegen,  
 Ist der Jugend gut.

Nur Ihn, nur Ihn, den Unvergesslichen,  
 Mir bitterweinend denke;  
 Wenn ich in meinem weisen Freund \*)  
 Den Freund und Zögling Sineds sehe;  
 Wenn deine Harfe, Rhingulf, mir,  
 Die deiner Lieder Kraft begleitet,  
 So sanft, Minonen gleich, ans Herz mir spricht;  
 Wenn Klopstocks Adlerfittig rauscht;  
 Trotz Scheitelschnee,  
 Des alten Hüttners \*\*) Liedermund  
 Noch überströmt;  
 Wenn auf den Fürstenhallen noch,  
 Und auf des Ruhmes Steinen  
 Des Varden Sineds Geist,  
 Mit Admergriffeln eingegraben,  
 Zum ew'gen Denkmal ruht.  
 Kann ich Ihn je vergessen,  
 Der, als ich nur bewundern konnte,  
 Zu lieben Ihn aus Furcht nicht unterstand,

\*) Herr Hoffsekretair und k. k. Büchercensor, Freiherr von Kehler, dem unsere vorzüglichsten Köpfe des Auslandes Hochachtung und Liebe zollen.

\*\*) So nannte sich unser ehrwürdiger Greis Gleim in einem herzlichem Gedichte an den Herrn v. Kehler. — Die tropischen Ausdrücke: der Schatz des Rufens, Scheitelschnee, mit zweien Schilden spielen, und der Worte Dolch sind geflüchtig aus der Staldensprache entlehnt.

Mir freundlich einst die biedre Rechte both?  
 Als ich im Kampferliegenden Gefühle,  
 Und im Bewußtseyn meiner Unkraft,  
 Noch unentschlossen war,  
 Ob ich Jhn lieben darf?  
 O lebte Sined noch! Er würde mich vertreten,  
 (Er horchte gern den kleinen Liedern zu,  
 Die zitternd oft mein Mund dem Kenner sang)  
 Vertreten würd' Er mich,  
 Wenn jetzt, ach, Menschen selbst,  
 Die Liebe mir geschenkt,  
 Mit zween Schilden spielen,  
 Der Worte Dolch in meinem Herzen wühlt;  
 Wenn lieblos mich der Mißgunst Stachel,  
 Gleich einem Hummelschwarm verfolgt.  
 Dich lieben sollt' ich nicht, mein Sined!  
 Das wollten sie, die dich verkannt;  
 Das Blümchen, das ich an dein Grab  
 Mit Wehmuth hingepflanzt,  
 Sollt' ich vom Ruhchügel reissen,  
 Und statt der Blumen dir der Nessel Saamen streu'n —  
 Wohlt droht der Winter unsern Bardenhainen,  
 Verstummen wird, ach, bald der Harsensöhne Mund!  
 Nur Wenigen thut lieblich noch  
 Des ernsten teutschen Sanges Silberlaut.  
 Ein frecher Knabenhauf' entweicht den heil'gen Hain;  
 Zerstören möcht' er ihn,  
 Daß nie der Eichenkranz den weisen Barden kröne,



Und fremdes Unkraut nur die Fluren Teuts vergifte,  
 Geweint hab' ich bei deiner Klage,  
 Geweint, du Sineds edler, treuer Freund,  
 Geweint, daß Teutschland seine Vardenführer,  
 Des Volkes Lehrer schon vergift.  
 Vielleicht versöhnt der Varden heil'ger Schatten  
 Einst noch das kommende Geschlecht,  
 Tilgt seiner Väter Schuld, läßt aus den Gräbern  
 Die Flammenharsen auferstehn.

Karl Anton von Gruber.

---

3.

Proben einer metrischen Uebersetzung von Las-  
 so's befreitem Jerusalem \*).

(Canto IV. Stanz. 20 - 41.)

20.

Damaskus, und das Land umher, regierte  
 Der alte Hydraot, ein Mann, der nie so ganz  
 Sich glücklich fühlt, als wenn der Sterne myßscher Tanz  
 Ihn in der Zukunft Wunder führte,

\*) Auch nach Manso und Grief darf ein Eingeweihter in die heilige Musenkunst sein (dem Vernehmen nach schon seit mehreren Jahren vollendetes) Konkurrenzstück ausstellen. Die ganze Uebersetzung wird

Doch, was er jetzt auch thut, um Unterricht  
 Vom Ausgang dieses Kriegs und seinen dunkeln  
 Geweben einzuziehn, kein Licht  
 Will diesmal durch des Schicksals Macht ihm funkeln.

## 21.

Auf einmal sieht der Kabalist  
 Der Zukunft grauen Morgen tagen;  
 Er sieht — wie trügend oft der Menschen Wissen ist! —  
 Das Buch des Schicksals plötzlich aufgeschlagen;  
 Sieht, wie sich auf der Heiden Seite  
 Der Sieg nach langem Schwanken neigt,  
 Und wünscht, — denn Geiz und Habucht steigt  
 Nun plötzlich in ihm auf — sich Theil an dieser Beute.

noch im Laufe dieses Jahres bei Anton in Gör-  
 litz im Druck erscheinen und gewiß schon dadurch,  
 daß sie das ganze Gedicht umfaßt, die Aufmerksam-  
 keit des Publikums auf sich ziehn. Der Verfasser ist  
 mit allen Feinheiten und Schattirungen der Spra-  
 che, aus welcher er übersetzt, seit vielen Jahren ver-  
 traut und selbst Dichter. Vielleicht bewog ihn eben  
 dieß, sich hier und da nachhaltige Abweichungen  
 vom Original und eine gewisse Entfesselung von den  
 allzustrengen ottave rime zu erlauben, weil er  
 gerade diese allzuangstliche Treue für Untreue hielt.  
 Vielleicht hielt er daher gewisse Verstärkungen,  
 wie z. B. in der 32 Strophe, für nothwendig, worin  
 ihm freilich nicht alle beipflichten werden. Doch dem  
 Herausgeber kommt hierüber kein Urtheil. *Εν τῷ*  
*ἔσθηναι γούνασι κείται.*

22.

Indessen hatte von dem Muth der Franken  
 Dermaßen sich Ruf und Gerücht gehäuft,  
 Daß ihn ein kalter Schauer beim Gedanken  
 Mit ihnen sich zu messen, überläuft.  
 Vielleicht, spricht er bei sich, gelinge es mir durch List!  
 Der schlaue Mann wird oft des Starken Meister, —  
 Weil er noch so mit sich im Rath begriffen ist,  
 Beschleicht ihn der verschlagenste der Geister.

23.

Was, raunt er ihm ins Ohr, was sinnst du lange? —  
 Sieh,

Dein ist der Sieg durch deine Nichte, —  
 Armide hieß sie. Nach dem Morgenlichte  
 War in der Schöpfung Schöneres nicht als sie.  
 Der Alte, der bereits sich Palmen und Trosänen  
 Von seiner Nichte Reiz verspricht, —  
 Denn mit der Weiberlist verband sie noch der Feen  
 Geheimen Kunst, — ruft sie herbei und spricht:

24.

Beliebtes Kind, das mit der Reize Macht  
 Des Mannes Muth, des Greises Ernst verbindet,  
 Und mich, so weit ich es in meiner Kunst gebracht,  
 Beinah an Klugheit überwindet,  
 Ein großer Plan beschäftigt mich,  
 Der Ruhm ihn glücklich auszuführen,  
 So ganz verlaß ich mich auf dich  
 Und deine Kunst, soll dir allein gebühren:

## 25.

Begleib dich nach den feindlichen Gezelten  
 Zu Gottfrieds Heer, und laß bei seiner Fürsten Schaar  
 Die Macht, die stets der Schönheit eigen war,  
 Durch Klagen und verstellte Thränen gelten.  
 Ein schönes Auge, das in Thränen schwimmt,  
 Ein Busen, den gepreßte Seufzer heben,  
 Hat öfter wohl Den plötzlich umgestimmt,  
 Der nie der Stärke nachgegeben.

## 26.

Und läßt auch Gottfrieds Herz, vielleicht zu leer  
 An Feuerstoff, sich nicht durch deinen Blick entzünden,  
 So suche wenigstens die Tapfersten im Heer  
 Durch deiner Reize Macht zu überwinden,  
 Belade sie mit Fesseln und mit Ketten;  
 Bediene dich der Falschheit und der List.  
 Um Glaub' und Vaterland zu retten,  
 Wird jedes Mittel gut, das sonst verwerflich ist.

## 27.

Armiden, stolz auf Jugend, Hoheit, Reiz,  
 Schien es ein leichtes, Helden zu bekriegen,  
 Die noch kein Feind bezwang. Im Geist sah sie bereits  
 Die Sieger Äiens zu ihren Füßen liegen.  
 Nachdem sie noch einmal mit ihrem Ohm den Plan  
 Durchdacht, trat sie auf unbefuchten Pfaden,  
 Als sich des Meeres bläulichen Gestaden  
 Die Sonne schon genah, die Wallfahrt an.

28.

In kurzer Zeit erreicht Armitie  
 Die Zelte, wo der Franken Fahnen wehn.  
 Man eilt die schöne Pilgerin zu sehn,  
 Und niemand wird sie zu bewundern müde.  
 So wird an Schlaf und Schlummer nicht gedacht;  
 So drängt das Volk sich im Getümmel  
 Hin nach dem Markt, wenn ein Komet am Himmel  
 Sich unter kleinen Sternen sichtbar macht.

29.

Nein! größte Schönheit ward, an Tagen hoher  
 Feier,

In Argos nie und Delos aufgedeckt!  
 Es glänzt ihr Haar wie Gold, das unter leichtem Schleier  
 Sich bald, vom Wind bewegt, enthüllt, und bald versteckt.  
 So pflegt die Sonne bald ihr Licht  
 Mit weißen Wolken zu verhüllen,  
 Bald, wenn sie durch die Nebeldecken bricht,  
 Die Erde mit gewohntem Glanz zu füllen.

30.

Es wallt ihr Haar mit Nardendöl getränkt,  
 Den Nacken sanft hinab. Ihr Auge, schön gespalten,  
 Ist, wenn es schonend nicht den Blick zur Erde senkt,  
 So wenig als das Licht des Tages auszuhalten.  
 Die Wangen gleichen frischen Blumenbeeten,  
 Auf welchen Rosen unter Lilien blühn,  
 Weil ihre Lippen von Rubin  
 Die Rosen mit erhöhtem Purpur röthen.

## 31.

Es deckt die Alabaster-Brust,  
 Die zierlicher die Hand der Liebe nie geründet,  
 Ein lockerer Schnee, an dem geheime Lust  
 Nur heißer sich und heftiger entzündet,  
 Vergeblich birgt ein neidisches Gewand  
 Zur Hälfte diese schönen Marmorhügel;  
 Die Fantasie geräth nur mehr in Brand  
 Und löst verborgner Schätze Siegel.

## 32.

So wie der Sperling am Geländer  
 Nach der vom Neß umhangnen Traube pickt,  
 So schiebt die Fantasie die Hüllen weg, und blickt  
 Durch alle Falten der Gewänder;  
 Wählt ungestraft mit frecher Hand,  
 Verliert sich in geheimer Lust Genüssen,  
 Und schwelgt, den Becher bis zum Rand  
 Gefüllt, wo andre darben müssen,

## 33.

Armide, weil um sie der Franken Schaar sich drängt,  
 Jauchzt ingeheim, daß solche Wunder  
 Ihr-bloßer Anblick thut, und daß der Zunder  
 So leicht in aller Herzen fängt,  
 Jungfräulich schüchtern fürder gehend,  
 Fragt sie bescheiden nach des Feldherrn Zelt,  
 Als ihr, so hohen Glücks sich nicht versehend,  
 Eustaz, sein Bruder, in den Weg sich stellt.

## 34.

So wie dem Lichte nicht sobald die Mücke  
 Sich nähert, als die Glut die Flügel ihr versehrt,  
 So fühle der Jüngling bei Armidens Blicke  
 Sofort daß in die Brust ein Pfeil ihm fährt.  
 Aus ihren Augen fahren helle Funken  
 Und machen sich zu seinem Herzen Bahn.  
 Er aber naht sich ihr, und redet, trunken  
 Von Lieb' und Hochgefühl, also sie an:

## 35.

O Jungfrau! wenn du anders in den Schranken  
 Der Menschheit stehst, und keiner Gottheit Kraft  
 Aus dieser Hülle strahlst, was hat den Franken  
 Die Sonne deiner Gegenwart verschafft?  
 Wie heißest du, o Schönste? wie das Land,  
 Das stolz ist dich gefezgt zu haben?  
 Und was kann immer unsre Hand  
 Dir bieten? Opfer, Wehrauch oder Gaben? —

## 36.

Zu günstig ist dein Urtheil, und zu warm  
 Dein Lob, erwiedert sanftest Lauts Armide.  
 Ein Mädchen bin ich, sterblich, schwach und arm,  
 Und ach! des Lebens fast und seiner Bürde müde.  
 Wie hü mich siehst, verworfen und verwaist,  
 Fällt mir oft schwer dem Leben nicht zu fluchen;  
 Denn bitteres Unglück ist's, was Hülfe suchen  
 Mich bei der Franken Feldherrn heißt.

## 37.

Verleugnet nicht dein Herz dein freundliches Gesicht,  
 So hilf mir Zutritt bei dem Feldherrn finden. —  
 Erfreulich, spricht Eustaz, ist mir die Pflicht  
 Dem Bruder dein Erscheinen zu verkünden.  
 Kann außerdem mein Arm dir nützlich seyn,  
 So werd' in deinem Dienst mein letztes Blut verspendet,  
 Und möge nie die Stunde dich gereun,  
 Daß du an mich, o Schönste, dich gewendet!

## 38.

Mit diesen Worten führt er sie  
 Zum Feldherrn, um ihr Elend ihm zu klagen.  
 Sie küßt ihn schüchtern, mit gebognem Knie,  
 Will reden, und vermag kein Wort zu sagen;  
 Gewaltig scheint ihr Herz zu pochen.  
 Sie stammelt mehr als daß sie spricht,  
 Bis sie, nachdem Eustaz ihr freundlich zugesprochen,  
 Allmählig aus in diese Worte bricht:

## 39.

O Fürst! erhabner als noch einer war,  
 Dem Macht und Hoheit zugefallen!  
 Von dessen Huld und Edelmuth sogar  
 Von dir besiegte Länder wiederhallen,  
 Was kann den Ruhm, den du bereits erstritten,  
 Was kann ihn würdiger erhöhen,  
 Als wenn auch Die um Schutz dich bitten,  
 Die sich von dir besiegt gestehn?



40.

Ich, von dem Glauben, welchen du  
 Bekämpfst, ja, welchem du den Untergang geschworen,  
 Eil' in Gefühlen meines Grams verloren,  
 Den Stufen deines Thrones zu.  
 Wenn andre, selbst zu schwach ihr Recht zu schützen,  
 Bei ihren Freunden Hülfe sich erflehn,  
 So wag' ichs, wider die, auf die ich stützen  
 Mich sollte, dich als Ketter anzugehn.

Dresden.

Hauswald.

II.

Die

neue Philosophie

in der Medicin.

Ein Fragment von H. W. Marcard.

(Beschluß)

Mit weniger Unwillen, als über das Brownische und  
 metaphysische Unwesen in der Arzneiwissenschaft, kann  
 ich von den Philosophen per ignem reden, in sofern

sie sich der Grundlage der Medicin bemeistern wollten. Sie haben zwar allerdings oft mehr Einbildung in ihren Köpfen als Realität in den Tiegeln, aber sie sind doch weit weniger zudringlich als die Brownianer und Metaphysiker.

Nachdem durch die pneumatische Chymie die Scheis bekunst auf ihre jetzige Stufe stieg — die jedoch mancher neue Stagiriker sich höher vorstellt als er sollte — ist man dahin gekommen, den ganzen Bestand der Natur und ihre sämmtlichen innern und äußern Veränderungen, Bestimmungen und Bedingungen auf diese Chymie zu reduciren. Die ganze Welt ist für sie eigentlich nicht viel anders, als ein großes, weites, chymisches Universal-Laboratorium. Alles was darin vorgeht, in physischer und moralischer Hinsicht, das Toben der Vulkane und der Völker, Erdbeben und politische Revolutionen, Regen und Sonnenschein, Krieg und Frieden, sind im allerletzten Grunde nichts anders — als chymische Operationen.

Dieses ist keine Uebertreibung von mir, wenn es etwan so scheinen möchte. Nicht allein den Stoff, die Zusammensetzung und Bildung, oder wie man schulerrecht spricht, *M a t e r i e*, *M i s c h u n g* und *F o r m* des lebenden Körpers hat man den Gesetzen der neuen Chymie unterworfen, sondern auch die *Vitalität* selbst mit allem was davon abhängt. Aber

man ist noch viel weiter gegangen. Sogar den intellectuellen und moralischen Menschen, das Denken und Wollen in uns, hat man aus der Zusammensetzung und Zersetzung der feinsten Substanzen, nach den Gesetzen der Chymie, geglaubt erklären zu dürfen; vielleicht alles am Ende aus einer einfachen Grundkraft der Materie, dem Anziehen und Zurückstoßen.

So weit die Wissenschaft der Scheidekünstler jetzt reicht, ist dieses nach meinen Begriffen etwas zu weit vorgeschritten. Man sollte zuerst doch wohl ein wenig weiter mit den sichtbaren Dingen fertig seyn, bevor man sich so kecklich an die unsichtbaren wagt. Man nimmt, wenn ich nicht irre, bis jetzt vierzehn einfache — das heißt von den Chymisten nicht weiter zersehbare — Substanzen in der organischen Materie an. Wenn weiter nichts zur Organisation gehörte, als die Vereinigung dieser Stoffe, so sollte es doch wohl, durch viele Versuche, endlich einmal einem unsrer vollenderen Feuer-Philosophen gelingen, wenigstens eine einzige lebende Faser zusammen zu setzen, die sich eben so gut zusammenschüge, wie die Fäber in dem isolirten Muskel eines eben getödeten Thiers.

Ich kann mir nicht einbilden, daß von allen unsern teutschen Speculirenden und experimentirenden Welt-  
N. L. M. Aug. 1801. R

weisen irgend einer so toll sey, daß er dieses jemals und bis ans Ende der Tage für möglich hielt. Wenn man aber nicht einmal im Stande ist, auf diesem Wege zu beweisen, daß zu einer solchen lebenden Faser nichts weiter gehöre, als die Vereinigung der uns bekannten Stoffe: so dünkt mich, hätte man wohl Ursach, mit mehr Bescheidenheit von solchen Dingen zu sprechen, die uns noch weit mehr verborgen sind, als eine solche Faser, die wir unter unsre Sinne bringen und auf mannigfaltige Weise, anatomisch, physiologisch und chymisch, untersuchen können. Wie oft hätte man nicht Veranlassung unsern Philosophen, die sich einbilden, die Elemente des Universums nächstens in ihren Kolben zerlegt zu sehn, mit dem alten Shakespeare zuzurufen: *There are more things in heaven and earth, then are dreamt of in our Philosophy.*

Doch nur in dieser Rücksicht allein, indem man ins Wilde hinaus, mit Schlüssen und Einbildungen die Grenzen überschreitet, rechne ich eine chymische Theorie, und ein darauf gebauetes medicinisches System, unter unsre Thorheiten. Die Wahrheit rächt sich immer, wenn wir weiter gehn wollen als unser Vermögen reicht. Sonst müssen für jeden vernünftigen Arzt gute chymische Versuche über die Beschaffenheit des thierischen Körpers allemal schätzbar seyn. Sie liefern, wenn ihre Resultate richtig und nicht ein

gebildet sind, Thatsachen, die unsre Kenntnisse bereichern, und von welchen niemand im voraus sagen kann, ob sie nicht einmal zu etwas Nützbarem führen.

Allein sobald man wieder so weit geht, auf dergleichen Dinge eine medicinische Theorie zu gründen, so zerfällt alles wieder in unbrauchbare Hypothesen. Ein darauf erbautes System hätte wieder mehr Analogie mit der alten Humoraltheorie als mit der, die auf die Reizbarkeit bauet, bei welcher man auch von Dynamik (wenigstens nicht in dem von Leibniz zuerst angegebenen Sinne des aus der Mathematik entlehnten Ausdrucks) gesprochen hat. In so fern allein hätte eine solche chymische Theorie einigen Werth, daß es eine Theorie mehr wäre, die immer Standpunkte giebt, aus welchen man die schwachen Seiten anderer überseht, und sich von der Wichtigkeit aller Systeme überzeugt.

Was nützen uns sonst im Grunde alle die Angaben von den feinsten Bestandtheilen des thierischen Körpers? Wenn man auch in der todten Materie eines ehemaligen Thiers, oder gar schon bei dessen Leben, in demselben Wärme, Kohlen, Sauer, Wasser, Stickstoff u. s. w. findet: so sind wir damit im Grunde noch sehr wenig weiter gebracht, als wir mit den Atomen oder *molécules organiques* waren. Zuverlässig kennen wir nicht alle die Mater

rien, welche den lebenden Körper bilden; von der Art ihrer Vereinigung, und weswegen sie bald diese bald jene Gestalt annehmen, wissen wir nichts, höchstens können wir etwas von den Proportionen derselben gegen einander ausfindig machen. Wir wissen nicht, ob sie einfacher oder zusammengesetzter, als sie der Chymist darstellt, im lebenden Körper wirksam sind. Von einigen Substanzen ist es augenscheinlich, daß sie in sichtbar groben Theilen in die Organisation übergehen, von andern ist es zu vermuthen. Wenn sich Alles im Körper aus seinen ersten Bestandtheilen zusammen setzen müßte, so würde sich das nicht mit dem schon so lange anerkannten *principio parsimoniae* vereinigen lassen, welches wir durch die ganze Natur finden. Alsdann wären ja alle die großen Operationen vergebens, welche die Erhaltungsmittel des thierischen Körpers vorbereiten, die auf eine so bestimmte, oft drohende Weise, beschränkt sind. Alles das wäre ja unnöthig, wenn die Materien, welche in den Körper aufgenommen würden, zuerst in ihre Urstoffe zerlegt, und so assimilirt werden müßten. Wenn das sonst wäre, so ließe sich wirklich auch als möglich denken, was einige teutsche philosophische und — wie sie sich nennen — rationale Aerzte vor kurzem bei einer lächerlichen Gelegenheit annahmen, daß der Mensch, unter gewissen Umständen, auch wohl von Luft leben könne, die manche jener Urstoffe enthält.

Alles dessen ohngeachtet kann es doch immer seyn, daß sich durch die Wirkung des Lebens einige feinere Substanzen entwickeln. Wärme ist immer vorhanden, wo Leben ist; aber darum gleicht die innere Operation des Lebens noch nicht dem Verbrennen. Es zeigt uns ne gewisse Engheit der Begriffe, wenn wir alles, was uns vorkommt, gleich so voreilig auf bekanntere Formen zurückführen wollen. Soll denn aber durchaus Alles, jede Mischung, jede Zusammensetzung, jede Veränderung, ein chymischer Proceß heißen, auch wenn wir nichts davon wissen, wie er vor sich geht, so mag es meinetwegen geschehen. So nennt denn aber auch die edle Kochkunst eine Reihe chymischer Prozesse, analysirt sie, bringt sie auf Grundsätze, macht eine Wissenschaft a priori daraus; ich werde behaupten, ihr spielt mit Worten und treibt Tand.

Wie viele Operationen können nicht im Innern des lebenden Körpers vorgehn, von welchen wir nichts ahnden, die wir nicht einmal zu fassen vermöchten; wie viel Substanzen, Stoffe oder Materien, wie vielerley Modifikationen und tausendfach verschiedene Zusammensetzungen derselben können da nicht vorhanden seyn, die uns unbekannt sind. Und was eigentlicher der das Thier belebende Hauch sey, ob etwas wesentliches für sich, oder blos Wirkung, das wird uns immer unbekannt bleiben, weil er sich nie

unsern Untersuchungen unterwerfen kann. Folglich ist der Grund, worauf man eine chymische Theorie der Medicin bauen wollte, ganz unzulänglich und unfest, und kann nie, das sieht man voraus, solide werden.

Undurchdringliche Finsterniß, unabsehbare Tiefe umgiebt uns allenthalben, wo wir uns über die Grenzen hinaus wagen wollen, die unserm Erkenntnißvermögen gesteckt sind. Wir können, der Philosoph wie der Physicus, von daher nichts zurückbringen, als Irrthum und höchstens Zweifel. Doch noch etwas können wir, wenn wir weise sind, davon haben: Erkennniß unsrer Beschränktheit und Schwäche, und die so vielen jungen teutschen Weltweisen so nöthige, und so sehr anzuwünschende Bescheidenheit.

Schon vor geraumer Zeit und als ein junger Mann habe ich, in Absicht auf die theoretischen Extravaganzen, ebendieselben Grundsätze gehabt, wie jetzt, und noch nie habe ich Grund gefunden, sie zu ändern. Bereits in meinen, im Jahr 1777 gedruckten, medicinischen Versuchen, in der Vorrede des ersten Theils S. VII. erklärte ich mich darüber wörtlich auf folgende Weise.

„ — nicht alles, was Theorie heißt, ist gut;  
die Sinne bestimmen die wahre Grenze dessen,



„Was in theoretischen Lehren nützlich und wissens-  
 „würdig ist, und dessen, was nicht der Nähe  
 „werth ist darnach zu fragen. Alles was inners  
 „halb der Grenzen der Sinne liegt, davon ist  
 „möglich, daß wir es begreifen und einsehn, als  
 „les was sich nicht unter die Sinne bringen  
 „läßt, darinnen können wir niemals zur Gewiß-  
 „heit kommen. Aus dem was man auf jene Art  
 „begreift, daraus läßt sich noch vielleicht einmal  
 „bei Gelegenheit ein brauchbarer Schluß machen,  
 „auf den man sich verlassen darf; Schlüsse aus  
 „diesem sind aufs Höchste wahrscheinliche Muths-  
 „maassungen, die sich wieder auf Muthmaassun-  
 „gen gründen, und die zu nichts taugen \*).“

\*) Als ich in jener Zeit, gleich nach dem Abdrucke, mein  
 Buch an Zimmermann schickte, der vorher davon  
 keine Zeile gesehen hatte, war die obige Stelle sei-  
 ner Aufmerksamkeit nicht entgangen. Er antwortete  
 mir am folgenden Tage, in einem Billete vom 22sten  
 Oktober 1777 unter andern darauf so: „Eine Zeile in  
 „der Vorrede ausgenommen, (Zimmermann oder  
 „Pringle? warum nicht St — r oder Pringle?) war  
 „die Vorrede gleich für mich äußerst merkwürdig. Mir  
 „deucht, etwas so — gutes über die Theorie, habe ich  
 „nie gelesen. Mit so klarem bon sens ist man gar  
 „nicht gewohnt, sich über die Theorie zu erklären.  
 „Immer sind es Gemeinplätze, die keine Ueberzeugung  
 „wirken; hochmüthige Prahlereien mit Physik, Me-  
 „chanik ic.“ (Jetzt würde er wohl Metaphysik und  
 Chymie hinzusetzen).

Betrachten wir endlich die auf chymische Grundsätze gebauete medicinische Theorie, mit Rücksicht auf den Hauptzweck des Arztes, und wägen sie nach ihrer praktischen Brauchbarkeit, so behält sie gar keinen Werth. Da wo wir zu handeln haben, geht durchs aus ein ganz anderer Faden, eine neue mit der Theorie nicht zusammenhängende Reihe von Dingen an. Wir haben ja nicht mit einem in seine Urstoffe zerlegten, sondern mit einem zusammengesetzten Körper zu thun, der ein Ganzes für uns ist, und immer bleiben wird; dessen Art der Zusammensetzung wir nie zu ergründen vermögend sind; in welchem Gesetze herrschen, die ganz andere Wirkungen hervorbringen, als wir sie an andern Orten von Körpern oder Mischungen wahrnehmen, die wir ohngefähr aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt halten. Hierzu kommt noch, daß wir fast nur mit zusammengesetzten Substanzen und durch wenige Wege auf ihn, wirken können.

Zum Beweise dessen, was ich sage, sind, wenigstens bisher, die Bemühungen, Arzneimittel aus chymischen Gründen ausfündig zu machen, von geringem Erfolg gewesen. Säuren sollten die venerische Krankheit heilen, weil man in den Quecksilbermitteln keinen andern Grund ihrer Wirksamkeit finden konnte, als den Sauerstoff. Wie hat sich das bestätigt? So viel ich Gelegenheit hatte zu erfahren, geht

es nicht besser mit der Phosphorus-Säure beim Knochenfraß. Contagia, und die Pest selbst, sollten durch Gasarten hervorzubringen stehn. Bisher hat man noch nicht gehört, daß irgendwo Unglück damit ange richtet sey.

---

### III.

## Kanzlei- und Registratur-Auswurf, o d e r geschriebene Makulaturen.

(Eine politische Sammlung in Monatschriften, herausgegeben von Paul Stierlinger, entlassenem Amtsboten bei — „ —)

Bei dem Unglück, das mich betroffen hat, danke ich der Vorsicht für einen Sohn, der mir ausdrücklich dazu geschenkt zu seyn scheint, um die Stütze meiner Verlassenheit zu werden.

Doch ich spreche hier, als ob der österreichischen Monarchie und ganz Teutschland Paul Stierlinger, gewesener Amtsbote bei „ „ und die traurige

Geschichte seiner Entlassung eben so bekannt seyn mußte, als die in allen Blättern angekündigte Beförderung eines Präsidenten, der durch eine dünstige Verlobung und einen erhöhten Titel von der Stelle gehoben wird, wo man sich mit ihm nicht länger zu lassen mußte.

Ich darf von mir sagen, was nicht jeder selbst auf seinem hohen Plaze, ohne von seinem eigenem Bewußtseyn Lügen gestraft zu werden, von sich sagen darf: daß ich nicht wider die Absichten der Natur zu meinem Amte gelanget bin. Ich hatte alle Eigenschaften eines rüstigen Amtsboten; einen festen Auftritt, eine sehnige Fußbeuge, Schultern und Brust, um auszudauern; ich konnte die Aufschriften der Pakete, die ich zu vertragen hatte, fertig lesen, auch, so viel Rath war, schreiben, und hatte eine Anlage zur Grobheit, die sich, da ich einige Monate bei einer Kasse diente, durch die unerreichlichen Muster neben und über mir bald gehörig ausbildete; übrigens verschafften mir Zeit und Erfahrung in Kurzem die nöthige Amtsgeschmeidigkeit und Geschäftspolitik.

Ich ersuche meine Leser, bei dieser Stelle eines Unglücklichen nicht zu spotten. Der Amtsbote, wie der Staatsminister, jeder an seinem Plaze, muß einen Vorrath von Politik haben, um seinen Zweck zu

verfolgen, sich zu erhalten, sich höher aufzuschwingen, und wo es so seyn muß, dem, welcher ihm in Weg tritt, geschickt ein Bein unterzuschlagen. Ich habe wohl ehe gesehen, wie Se. Gnaden Herr Hofrath von \* ihren Amtsgefährten in dem Vorzimmer des Präsidenten mit Innigkeit hertzen, und in dem Augenblicke hingiengen, alle Triebfedern der schwarzeften Verblöndung in Bewegung zu bringen, um einen Mann, dessen höhere Talente ihn zu sehr in Schatten setzten, bei Seite zu schaffen. Ich habe gesehen, wie Se. Excellenz . . . einen ihrer Räthe mit Lobeserhebungen und Zusicherungen ihrer Wohlgetwogenheit noch auf der Treppe überschütteten, die sie eben hinanstiegen, um den Vortrag eigenhändig zu überreichen, der ihn um seine Stelle und die Hälfte seines Gehaltes bringen sollte. Se. Excellenz würdigten mich zu verschiedenen Malen des hohen Zusauens, sie zu begleiten, wann sie sich unbemerkt entfernen wollten, um Herrn \* \* aufzuwarten, einem Manne, den sie nur vor wenigen Tagen sich nicht den Zwang anlegten, selbst in unserer Gegenwart einen elenden Aufkömmling \*) zu nen-

\*) Parvenu, wie S. Erz. sich gräblich auszudrücken ge-  
 ruhten. Jodok Stierlinger ist, wie man in  
 der Folge sehen wird, sehr bestren, Kraftwörter  
 in seiner Muttersprache zu schaffen, um ihr nach und  
 nach die Völligkeit und den Nachdruck der französischen  
 Sprache zu geben. Er arbeitet, versichert er mich,

nen, und den man demüthigen mußte. Aber ja, nun war dieser Aufkömmling, den man damals gänzlich untergesunken zu seyn glaubte, wieder empor geschwommen, und Se. Erzellenz urtheilten erleuchtet, nun sey auch billig, gegen ihn Sprache und Betragen zu ändern. Ich habe den goldenen Denkspruch genau behalten, welchen dieser große Minister seinem Vertrauten, der über die plötzliche Veränderung Bes fremden zeigte, entgegnete: Wenn Caligula den Incitatus zum Bürgermeister erhebt, so muß der Senat ihm huldigen. Mein Sohn erklärte mir, Incitatus habe nach dem Suetonius, das Pferd geheißen, dem Caligula einst das Bürgermeisteramt in Rom bestimmte. Ich bewunderte beides: daß Se. Erzell. den Suetonius kannten, und sich mit so vieler Gewandtsamkeit den Umständen zu fügen wußten. Solche Beispiele sind unerrichtend.

Aber freilich meine Politik hatte keinen so hohen Schwung zu nehmen; sie schränkte sich darauf ein, den Rath, der meine Füße am wenigsten abnützte, je

an einem Beitrage zu dem Reichtume der deutschen Sprache, der aus ungefähr 500 von ihm geschaffenen Wörtern bestehen, und als ein Anhang zur neuen Ausgabe des Adelungischen Wörterbuchs erscheinen soll.

desmal um Vergebung zu bitten, daß ich Ihrer Gnaden so oft überlästig zu seyn genöthigt wäre: demjenigen, der mich mit allen an ihn überschriebenen Posten noch immer gerade an seinen Sekretair wies, ein Kompliment über die Güte zu machen, mit welcher er einem Untergeordneten die Gelegenheit verschaffte, sich unter seiner Leitung zu bilden, und einst, der Himmel wolle geben so spät als möglich! dem Staate den Verlust eines so großen Mannes dennoch in etwas zu ersetzen. Dem Sekretair hingegen ermangelte ich nicht, das Glück eines Rathes zu rühmen, dem ein solcher Sekretair zu Theil geworden; nebens her auch gegen die Ungerechtigkeit der Präsidien und Unerkennlichkeit der Regierung loszuziehen, daß Ehre und Vortheil nicht auch auf der Seite sich fänden, wo Geschicklichkeit und die ganze Last des Amtes.

Ungefähr so stimmte ich mit Hohen und Niedern an, und war vorzüglich in Bewunderung des Kanzlei-Direktors, als meines unmittelbaren Gebiethenden, bei jedem Anlasse unerschöpflich. Ich setzte sein Verdienst über das aller Staatsbeamten hinweg; denn ich hatte seine Schwachheit bald heraus, daß er sich in seinen Augen so groß dänkte, um das übertriebene Lob bloß als Berechtigung, die man ihm leistete,

anzunehmen. Daher bediente ich ihn nach Wunsch und Verlangen, und erstickte ihn manchmal im Dampfe der unverschämtesten Schmeichelei, ohne ihm jemals die kleinste Röthe an die Stirn zu treiben.

Auf diese Art brachte ich mich überall durch, er hielt mich bei allen Partheien und war bei einer vorsätzlich einfältigen Miene nicht selten der Vertraute der offenbarsten Gegner und verdecktesten Feinde, die ihren Klagen gegen mich Lust machen zu können glaubten, ohne etwas zu besorgen. Dadurch bekam ich aber auch manches Geheimniß weg, bekam Fingerzeig und Aufschlüsse, die ich zu meinem Vortheile benutzte.

Dann, um mir einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen, gab ich mich, meinem Botendienste zur Seite, ein wenig mit Agenziren ab. Da konnte ich nun freilich es dem Titius und Sempronius nicht gleich thun, konnte nicht bei dem Referenten vorsahren, nicht Gesellschaften halten, wo ich Freundinnen und Freunden die Gemächlichkeit, sich zu finden, verschaffte; konnte Haupt und Glieder nicht zu gut besetzten Tafeln laden, um, wenn Wohlbehagen und Wein zur Gefälligkeit bereitwillig gemacht haben würden, die Sache eines Klienten zu Billigkeit und Wohlwollen zu empfehlen. Auch nahm ich keine



Parteien an, die Bestallung geben, weil ich mein  
 Bischen Gewissen nicht so ganz unterbringen konnte;  
 um unbedingt mich zur Vertretung aller, auch der  
 unbilligsten Angelegenheiten zu vermieiden, und übere-  
 haupt diene ich nur mit meinem Rathe.

Ich war unermüdet, zu erfahren, wer die An-  
 gelegenheiten meiner Pflegebefohlenen vorzutragen  
 hatte, und ertheilte ihnen dann nach Umständen und  
 Beschaffenheit der Person Anleitung, wie sie sich zu  
 benehmen hätten. Dem Einen gab ich einen Wink  
 über die Liebhaberei des Mannes, in dessen Hand  
 sein Wohl lag: „er sey verlegen, seine Kup-  
 fer Sammlung mit einem Bürgermeister  
 zu ergänzen.“ Einen andern warnte ich, gerade  
 zuzufahren. H \* \* wäre eben nicht unzugäng-  
 lich, im Grunde auch nicht unerkennlich;  
 aber, der äußere Anstand müsse bei ihm  
 strenge beobachtet werden; was also kom-  
 men sollte, müßte so kommen, daß er es  
 gleichsam nicht wüßte, wie es gekommen  
 sey. — Es gebe nicht leicht ein Vaterherz,  
 wie K \* \*. Könnte man seinen Sohn durch  
 eine artige goldne Uhr, oder sonst ein  
 Spielwerk dieser Art gewinnen, Papa  
 würde dem lieben Sachführer nichts vers-  
 sagen. — In dem L . . schen Hause sey man  
 mit einem kleinen Merkmale der Verehr-

rung zufriedens; eine Mäscherei für Küche  
 oder Keller bringe da vorwärts. Aber das  
 Haus des „ „ wolle auf einem festerem  
 Grunde ruhen; ohne wenigstens einen  
 brillantenen Ring, oder so was von Ver-  
 lang zum Vorläufer, könne man da gar  
 nicht in Unterhandlung treten. Bei „ „  
 werden Sie, sagte ich einem wohlgebildeten Amts-  
 werber, wohl thun, sich an die Frau des Res-  
 ferenten zu wenden; einen andern wies ich an  
 den guten Freund derselben. Lassen Sie sich, gab  
 ich dem einem unter den Fuß, im Hause aufführen;  
 und sehen Sie zu, an dem Tische der Frau  
 von \*\* zu spielen; spielen Sie mit gewöhn-  
 lichem Unglück, und verlieren Sie mit  
 Edelmuth; Frau von „ „ wird Ihnen bei  
 Herrn „ „, der ihr nichts abschlägt, Rech-  
 nung halten. — Zu H. . . schicken Sie an  
 Ihrer Statt Ihre muntere Frau; er ist  
 galant, und ein Freund von zartem Gefühl;  
 und es ist doch billig, daß die Frau etwas  
 zum Glücke des Mannes beiträgt, das  
 sie mit ihm theilt.

Mit diesen und ähnlichen Anschlägen war ich der  
 Beförderer mancher Geschicklichkeit, die Zuflucht in  
 mancher verzweifelten Gelegenheit, der Wohlthäter,  
 der Retter mancher Familie: und weil ich nur selb

ten mit Unerkennlichen zu thun hatte, so konnte ich mir und den Meinigen dabei etwas gütlich lassen, und ward den Druck der Zeiten und Umstände nicht sehr gewahr.

Gütiger Himmel! wie hätte ich besorgen, wie nur von ferne träumen sollen, daß die großen Veränderungen in der Staatsverwaltung auf den kleinen Paul Stierlinger Einfluß haben würden! Und gleichwohl hatten sie diesen. Nicht, daß ich die Erschütterungen der oberen Gegenden nicht hätte wahrnehmen sollen; aber, dachte ich: der Sturm ist nur dem Adler gefährlich, der auf dem Wipfel der Eiche bäumt, um der Sonne näher zu seyn, nicht auch dem Gewürme, das demüthig in dem Schatten des Grases kriecht. Meine Sicherheit hinterging mich. Der Gegenstand der Bewerbung ist verschieden; die Mittel waren eben dieselben, um ein Plätzchen für einen Amtsboten, um eine Stelle in dem Konferenzsaale. Oft erhielt sie der verschmizteste, immer der glücklichste. Ich war der nicht, der Glückliche; denn ich war bei der neuen Ordnung der Dinge, wie der geläufige modische Zeitungsausdruck heißt, als überzählig entlassen. Entlassen, und um das Maaß des Unglücks voll zu machen, entlassen ohne Gnadengehalt. -- Die Buchhalterei mit ihrer erkannnten Pünktlichkeit und dem ihr eigenen Scharfsinne, ein Frattenhaar zu spalten, erhob altemäßig,

daß ich 9 Jahre, 11 Monathe, 30 Tage gedienet habe. Es fehlte mir also noch ein voller Tag, um nach dem Pensionsnormale ein Drittheil des Gehalts anzusprechen, welches für 10 Dienstjahre festgesetzt ist. Ich stellte zwar dagegen allerunterthänigst vor, „daß falls ich 24 Jahre, 11 Monathe, und 30 Tage gedienet hätte, die Pension dann nach dem Normale „auch nur auf ein Drittheil ausfallen würde. Nun „untersteng ich mich, nur ehrerbietigst scheinen zu „lassen, als ob nicht allerdings die genaueste Gleichheit unterwältete, daß 14 Jahre, 11 Monathe, 3 „Tage mir nicht einen Heller zulegen, der Abgang „eines einzigen Tages hingegen mich um die ganze „Wohlthat der Pension zu bringen fähig seyn sollte. „Ich ward abermal auf das noch bestehende Pensionsnormale gewiesen, von dem nicht abgegangen „werden könne.“

Die Buchhalterei hatte dadurch allerdings sich um den Staat das mächtige Verdienst erworben, die öffentliche Kasse durch Ersparung von jährl. 32 G. zu bereichern. Aber was frommte dieses mir, der ich dadurch im strengsten Verstande zum Bettler geworden war?

In diesem Zustande der äußersten Verlassenheit, ich muß sagen, der Verweisung, empfinde ich die Wohlthätigkeit des Geschenkes, das mir der Himmel

mit dem Sohne gemacht hat, dessen ich sogleich am Eingange erwähnte. Von ihm kommt der Vorschlag zu einer Unternehmung, durch die ich, wenn der Segen des Himmels und das Mitleiden meiner theuren Mitbürger zusagt, meine Umstände erleichtert zu sehen, hoffen darf.

Die ganze kleine Kanzlei, sprach er, ist Ihnen gut, Vater, und bedauert Sie. Auch ihre Kameraden lieben Sie sämtlich, alles wünschet Ihnen zu helfen. Auf Geldbeiträge, ja darauf dürfen Sie nun wohl nicht rechnen. Was könnten, auch bei dem besten Willen, Söldlinge thun, die sich von Morgen bis Abend kaum selbst den Unterhalt des Tages ersitzen, oder erlaufen? — Zudem, das Elend der Zeit hat die Herzen zusammengezogen, und das Wohlwollen vertrocknet. Doch, Sie sollen Ihren Freunden auch nicht nach dem Geldbeutel langen! Suchen Sie nur zu erhalten, wäre es auch gegen eine kleine Erkenntlichkeit, daß man Ihnen die Papiere überläßt, wovon die Kanzleien von Zeit zu Zeit gereinigt, und die Registratur entleert worden, damit das Gebälk nicht einsinke. Und erhalten Sie dieses, Vater, da sind Sie geborgen.

Als ich die Zuverlässigkeit des Rettungsmittels, das er vorschlug, nicht so deutlich einsah, entwickelte er mir solches etwas umständlicher. Einige Alchymisten, fuhr er fort, suchen aus dem Abfalle der menschlichen Verdauung Gold zu machen; warum nicht auch aus dem Abfalle der Kanzleien und Registraturen? Der Blick der Neugierde ist heut zu Tag eben so sehr, wo nicht stärker, auf politische, als auf kriegerische Angelegenheiten gerichtet. Dank sey es den Kreuzerblättchen und dem Nachdrucke; Licht und Kenntnisse haben sich unter allen Volksklassen verbreitet. An der Werkbank, wie auf den Bänken der Akademie, spricht man jetzt vom Rechte der Menschheit und des Bürgers; der Gewerksmann liest mit größerer Theilnehmung die Beschlüsse der Nationalversammlung und die Rede eines Demagogen, als die Beschreibung einer Schlacht, oder das Tagebuch einer Belagerung. Läßt es sich zweifeln, daß es Bruchstücken von allgemeinen und besonderen politischen Geschäftebehandlungen, an Lesern fehlen werde? Wohl dann! bringen Sie die Papiere, die Ihnen das Mitleiden zuwerfen wird, in eine Zahlenordnung, und theilen Sie solche Teutschland als eine Monatschrift,

gleichviel unter was für einer Benennung, mit. Den Erfolg überlassen Sie dem Glücke und Zufalle, die wohl eher in großen Staatsgeschäften die unverdaulichsten Pläne zu verbessern, über sich genommen haben,

Es ist also beschlossen, Paul Stierlinger, gewesener Amtsbote, wird der Herausgeber einer politischen Monatschrift. Und warum nicht? der Amtsbote so gut, als ein Professor. Oder setzt die Herausgabe einer Sammlung, wozu man die Materialien eingeliefert erhält, denn eben so außerordentliche Kenntnisse voraus? Und hätte wohl N. N., wenn ihm für sein Journal aus allen Gegenden Aufsätze einlaufen, denen, ihrer Verwegenheit wegen, eine wache Regierung zu Haus nicht wohl den Umlauf gestatten konnte, oder Schilderungen und Anekdoten, die manchen redlichen Mann im Angesichte von ganz Teutschland weidlich verunglimpfen — hätte er dabei etwas mehr zu thun, als solche rauh und roh, wie sie sind, der Buchdruckerei zum Absetzen zu überliefern? Gewiß nicht. Selbst die kleinen Glossen, die der hochgelehrte Herausgeber wohl nur als Merkmale der Besitznehmung und des Eigenthums beirückt, selbst diese setzen ihn eben nicht in einen starken Aufwand von Gelehrsamkeit und Verstand. Und gleichwol hat nicht leicht eine Zeitschrift irgend einem Schrift-

steller soviel eingebracht. Der Amtsbote, Paul Stierlinger, wie der Herr Professor M. N., erhält die Materialien zu seiner politischen Monatschrift eingeliefert. Doch er findet sich dabei gegen seinen Geschäftsgenossen in wechselseitigem Nachtheile und Vorzuge.

Nachtheil an meiner Seite wäre: daß der Umsatz meiner Monatschrift enger beschränkt ist, weit darin nicht der Auswurf von ganz Teutschland, sondern nur der der österreichischen Kanzleien und Registraturen aufgenommen wird. Dafür aber Vortheil an meiner Seite: die über alle Zweifel und Einwendungen hinweggesetzte Richtigkeit meiner Materialien. Und ich sehe die Zukunft als gegenwärtig vor mir, da ein Vergleichler, z. B. der österr. und franzöf. Monarchie, meine Monatschrift als Quelle benützen und anführen wird, gewiß nach richtigeren Grundsätzen, als Clodius Mirabeau bei seiner Parallele zwischen Oesterreich und Preußen sich auf Nießbecken bezieht, der wahrscheinlich Wien mit keinem Fuße betreten hat, da er die Burg mit sieben Stockwerken aufführt, die, wie jeder weiß, deren nur vier hat.

Ein anderer Vorzug an meiner Seite besteht darin: daß ich meine Beiträge immer von Hand zu



Hand erhalte, daher also nicht zu besorgen habe, daß die Neugierde der Postämter oder der Polizey, oder was weiß ich, wer sonst auf Geheimnisse unter Umschlag und Siegel Jagd macht, gerade die wichtigsten, anziehendsten Aufsätze unterschlägt, wie dem erwähnten berühmten Herausgeber wohl vielfältig widerfahren seyn mag. Ich kündige demnach die Herausgabe der interessanten Zeitschrift unter der Benennung: *ic. ic. ic.* an, wovon mit jedem Monate ein Heftchen von 6 Bogen erscheinen soll. Die Unterzeichnung *ic. ic.*

Paul Stierlinger, der Amtsbote, besorgt bei dieser Schrift nur eigentlich die Herausgabe, d. i. den mechanischen Theil, und setzt ihr seinen Namen vor, um etwas mehreres Ansehens willen, als ein Mann, der doch einst im öffentlichen Amte stand. Sein Sohn Jodok aber übernimmt zur Erleichterung des Vaters, die Einleitungen, Anmerkungen, Betrachtungen, und was man sonst die gelehrten Arbeiten zu nennen pflegt.

Jodok hat seine Universitätsjahre vor mehrerer Zeit geschlossen, und bereitet sich nun zum Rechtsgras-  
 dus vor. Aus allen Theilen akademischer Kenntnisse ist er mit vortrefflichen Zeugnissen versehen, selbst aus dem Griechischen; aber dieses hütet er sich sehr, seinen Gönnern zu zeigen, weil er besorgt, die ent-

schiedene Abneigung, welche die erlauchten weltlichen und geistlichen — nicht doch, die geistlichen und weltlichen Stände gegen die Sprache des Heiden Homer und Volksvertreter's Demosthenes an Tag legen, dürfte ihm einst in seinem Fortkommen nachtheilig seyn. Denn schwerlich würden sie zu einem Rechtsfreunde Zutrauen fassen können, der seinen Gaum mit dem Griechischen verbittert hat.

Aus väterlichem Besorgnisse warnte ich Jodoken mehrmal, auch das Wort Aufklärung nicht so häufig in dem Munde zu führen. Ich weiß nun eigentlich nicht, was hinter dem Worte Gefährvolles verborgen liegt; aber ich ließ mir sagen, gewisse vielköpfige Menschen könnten schon den Schall dieses Wortes nicht vertragen — „und weniger noch die Wesenheit der Sache,“ versetzte mein Sohn mit Lebhaftigkeit. „Es ist sehr unglücklich, daß die Menschen das Korn kennen gelernt; könnten ja sonst die Herren ihre ermüdeten Knechte mit den Schweinen unter die Eiche zur Sättigung treiben; hätte man das Geheimniß der Bauchredner nicht entdeckt, wie ungestört könnten noch die Pfaffen des Apollo Nationen durch Orakelsprüche äffen, und einzelnen Menschen den Beutel fegen.“ Dieser Gegenstand setzte ihn, so oft er darauf gebracht ward, ganz außer Fassung, so daß

ich zuletzt beschloß, mich darüber mit ihm nicht wieder einzulassen.

Meine gütige künftige Leser und dadurch meine Wohlthäter! wäre es wohl erst nothwendig, Sie zu erinnern, daß dieser ganze Aufsatz nicht von dem Amtsboten Paul Stierlinger, sondern von Jodok Stierlinger, dem Rechtskandidaten, seine Einkleidung erhalten hat? So was fließt natürlicher Weise einem Kanzleiboten nicht von der Hand, würde es wohl schwerlich auch dem Herrn Kanzleidirektor selbst, so schnell es ihm sonst von Feder und Lippen rauscht. Sie haben aber darin wenigstens ein kleines Muster vor sich, wessen sie sich zu der Fruchtbarkeit der Jodokischen Feder zu versehen haben. In der Biografie eines Epaminondas oder Loubons anziehend zu seyn, dazu gehört bloß die einfache Erzählung ihrer Thaten; aber über die Biografie eines Amtsboten würde sich Plutarch und Schöbhl vielleicht um Ansehen und Ruf geschrieben haben.

Die Leser erhalten in dieser Ankündigung nicht weniger eine kleine Probe von seiner Manier, die Gegenstände zu betrachten und darzustellen. Die Natur begabte ihn mit einer reichen Ader von Laune und spottendem Witz. Aus kindlicher Liebe, um seinem bedürftenden Vater ergiebigeren Abfaß zu verschaffen,

chern, verheißt er mir, davon Gebrauch zu machen, wo immer sich Gelegenheit anbietet, und er hat zu der Gutmüthigkeit seiner Mitbürger von allen Klassen das unbegrenzte Zutrauen, sie werden nicht erwarten, um einen außer Dienst und Gehalt gesetzten Amtsboten zu Grund zu richten, sich beugehen lassen, mit einem Male vernünftig zu werden.

Sonnenfels.

---

IV.

Improvisatori \*).

---

Est Deus in nobis: agitanto calescimus illo.

OVID.

Erste Abtheilung.

Das Talent, die Sprache der Musen aus dem Stegreif zu reden, ist jenseits der Alpen eine so fremde

\*) Ich behalte mir vor, am Ende dieser Abhandlung, die mit tiefem Eindringen auch die Anmuth der Einkleidung verbindet, und uns über das ganze (auch für die ionischen Hörschulen so wichtige) Improvisatorwesen so vollkommene Aufschlüsse giebt, von Herrn Fernow in Rom, dem Verfasser dieses Aufsatzes,

Erscheinung, daß man dort kaum von dieser Dichtart, geschweige von der eigenen Art geistigen Genusses, den die Ausübung dieses Talents im gesellschaftlichen Leben gewährt, einen Begriff hat. Das Vergnügen, welches ein glückliches Impromptu, — das Höchste, was in dieser Art zu dichten dem poetisirenden Witz oltramontanischer Schöngeister gelingt, — im gesellschaftlichen Kreise erregt, ist eben so wenig mit dem Vergnügen zu vergleichen, welches ein wohlaugeführtes Improviso bewirkt, als eines der gewöhnlichen Almanachs: Epigramme von E. V. Z. mit einer Bürgerischen Ballade oder Göthe'schen Elegie. Ja, es scheint, daß die Dichtkunst ihre Gewalt auf das Gemüth nie mächtiger beweise, als in Produktionen dieser Art, wo der Dichter im Augenblicke der schaffenden Begeisterung seinen Gesang unmittelbar in die Seele des Zuhörers hinüberströmt. Diese Wirkung, die der Gesang des begeisterten Improvisatore nie versetzt, kann ein mit dem Stempel der Vollendung bezeichnetes und mit aller Kunst der Deklamazion vorgetragenes Gedicht nie in gleichem Maße hervorbringen. Die auf den höchsten Grad gespannte Energie, womit die Einbildungskraft des Dichters in dies

noch einen Plan zur Beförderung der Italienischen Literatur vorzulegen, den alle Liebhaber derselben für ein wahres *Hermaon* halten werden.

sen Momenten wirkt; das fortwährende Kampfspiel widerstrebender und glücklich besiegter Schwierigkeiten, das man hier gleichsam vor Augen sieht; die überraschenden Züge, womit der Sänger sich glücklich aus dem Labyrinth wieder herauswindet, in das er sich verwickelt hatte; der lebhafteste Enthusiasmus, der während dieses Kampfspieles sich von dem Dichter durch den Regis der Zuhörer verbreitet und, so vielfältig wieder auf den Genius des Sängers zurückwirkend, die Flamme der Begeisterung immer mächtiger in ihm ansacht, — müssen nothwendig Wirkungen hervorbringen, welche auch die höchste Kunstvollendung, die sich nur in der ruhigen Kontemplazion des Werkes genießen läßt, und die meisterhafte Deklamazion nicht erreichen können; und wenn je der Einfluß einer über das gewöhnliche Maas erhöhten Spannung der Seelenträfte, — wenn je die Uebermacht des begeisterten Genie's über den nüchternen Verstand sich in der Hervorbringung eines schönen Kunstwerkes sichtbar äußert: so ist dieß gewiß im extemporanen Dichten der Fall, wo die Intensien der wirkenden Kraft mit der Länge der Zeit, in welcher sie ihre Wirkung vollbringen muß, im umgekehrten Verhältnisse steht; wo sich — Doch lassen wir lieber einen Italiener die Symptome mahlen, welche sich in Szenen dieser Art zu äußern pflegen. Ein vorzüglicher Schriftsteller dieser Nation, der Abate Vetrinelli, giebt in seiner Schrift dell' entusiasmo

delle belle arti, eine eben so lebhaft als treffende Schilderung davon, die wir hier in einer freien Uebersetzung mittheilen.

„Ich habe oft — sagt dieser Schriftsteller — Gelegenheit gehabt, einen der vorzüglichsten Improvisatori zu hören, und ich habe ihn in solchen Szenen mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet. Zuerst stand der Sänger eine Weile schweigend und gleichsam unentschlossen; dann begann er langsam und unsicher seinen Gesang, stieß bald mit dem Reim, bald mit dem Gedanken an; ein Beweis, daß der Enthusiasmus noch nicht gekommen war; daß der Dichter sich noch auf gleichem Boden mit seinen Hörern befand. Aber plötzlich, ehe er selbst es ahnet oder du es vermuthest, siehst du ihn neu beseelt und entflammt sich erheben; die Begeisterung breitet ihren Fittig aus; er schwingt sich im Fluge empor. Die Merkmale dieses Aufschwunges sind in seinem Aeußern sichtbar. Mit erheitertem Antlitz und abgewandt von allem Gegenwärtigen, blickt er zum Himmel auf, in unbeweglicher Stellung, wie seiner selbst vergessend; er ist nicht mehr, wo er kurz vorher war; er sieht nicht mehr, was er zuvor sah. Der Vorhang ist gefallen; ein neuer Schauplatz, eine neue Perspektive, eine andere Welt stellt sich in glänzendem Lichte seinen Blicken dar. Er redet in Gesprächen, in Anrufungen, beschreibt alle Gegenstände so anschaulich, alle Dinge so

umständlich und mit einem Interesse, das nur die wirkliche Gegenwart nehmen läßt. Diese wunderbaren Gesichte, diese reizenden Erscheinungen entzünden seinen Affekt; sein Interesse wird immer stärker; er schwelgt im Genuße ihres Anschauens. Die wachsende Flamme spricht durch jede Ader; seine Augen funkeln; ein höheres Roth färbt seine Wangen; ein begeistertes Lächeln schwebt um seinen Mund; er schauert vor Wonne; seine ganze Gestalt ist in Bewegung.“

„So von ächter Glut entbrannt und entzückt erhebt seine Stimme sich stärker; seine Gesten werden lebhafter, seine Bewegungen heftiger. Eine Fluth von Ideen, von Bildern und Reimen strömt auf ihn ein, überströmt, überwältigt ihn, daß die Worte nicht mehr hinreichen, sie zu fassen; er fühlt sich verwickelt, beklemmt. Die Verse drängen und treiben einander, stürmen und stürzen Woge auf Woge ungestüm, unaufhaltsam hervor, so daß der Saitenspieler, welcher den Gesang begleitet, kaum ihm zu folgen vermag, oft zu hastigen, regellosen Griffen gezwungen, und aus dem Zeitmaaß fortgerissen wird. Aber unvermuthet erstarrt auch zuweilen mitten im Laufe der Strom des Gesanges; entweder weil der Vorhang des inneren Schauspielles fällt, oder weil die Nerven unter der zu gewaltsamen Spannung erschlaffen. Zu andern Zeiten beharrt der Sänger stundenlang ohne Schwierigkeit in dieser Stimmung.“



„In solchem Zustande sagt der Dichter, oft ohne es selbst zu wissen, die schönsten und ungemeinsten Dinge; die Reime ordnen sich von selbst an ihren Ort; die gewähltesten, edelsten, lebhaftesten Ausdrücke schmiegen sich freiwillig dem Gedanken an; die Harmonie fügt sich aufs glücklichste in das Systemmaß. Des Sängers Seele selbst scheint in vollkommenster Einheitsheit ihrer Kräfte den Schauplatz zu vertreten, sich in ihrer souverainen Unabhängigkeit zu zeigen, ihre eigene übermenschliche Sprache zu reden, und über alle andere zu herrschen.“

„Indessen verbreitet sich durch den Kreis der Zuhörer eine Lust, ein Schauer der Wonne, der von Zeit zu Zeit unwillkürlich in lauten Jubel ausbricht. Der Zuhörer fühlt sich mit emporgehoben und folgt dem Schwunge des Sängers. Wie ein hin und her geschlagener Ball fliegt die Begeisterung von dem Dichter zu dem Hörer, und von diesem zu dem Dichter zurück, und erhöht, in dem wechselnden Fluge immer wachsend, in beiden Theilen den Genuß, das Entzücken, die Trunkenheit.“

„Auch das Ende einer solchen Szene giebt Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen über den Sänger und über den Zuhörer. Auffallend ist in jenem die Ermattung nach der gewaltsamen Anstrengung, die das natürliche Vermögen der Organe zu übersteigen scheint;

in diesem das Schweigen und die feierliche Stille: gleichsam als ob die Seele des Zuhörers, in Staunen verloren oder außer sich gesetzt, noch in ihrem Innern dem Nachhall des Gesanges lausche; als ob sie einer Pause bedürfte, um wieder zu sich selbst zu kommen, um zur Erde zurückzutehren, von welcher sie dem Dichter in eine unbekanntere, höhere Sphäre gefolgt war. Daher bemerkt man auch, daß die minder Gefühligten und Verständigen unter ihnen immer zuerst das Schweigen brechen und den Sänger mit den gewöhnlichen Komplimenten überhäufen; die hingegen, welche tiefer fühlen, sieht man am spätesten sich regen und aus dem Zustande des Entzückens erwachen.“

„Alle diese Symptome äußern sich freilich nicht allemal bei solchen Szenen, sondern nur dann, wenn der Dichter sich in der glücklichen Disposition befindet, lebhaft begeistert zu werden und den Kreis seiner Zuhörer in eine ähnliche Stimmung zu versetzen. Ein auserlesener Zirkel von Hörern kann vieles dazu beitragen; um so mehr, wenn er aus Freunden des Dichters, oder aus von ihm geschätzten Personen besteht. Der Beifall, welchen sie den schönsten Stellen seines Gesanges ertheilen, erhöht das Vertrauen und den Affekt des Dichters, ist ein Sporn, der ihn treibt und neues Lob zu ärndten einladet. Die Schönheiten verdoppeln sich Schlag auf Schlag und mit ihnen die Aufmunterungen, seine ganze Kraft in Wirkungs-

keit zu sehen; und dieser wechselseitige Wettstreit ist für den Dichter das trefflichste Saitenspiel, seinen Gesang zu begleiten und seinen Enthusiasmus zu entflammen.“ —

Nach dieser im Wesentlichen sehr treuen Schilderung der Symptome, welche die extemporane Dichtart bewirkt, wird es vielleicht dem deutschen Leser angenehmer seyn, zur Vollendung des obigen Gemäldes auch das Detail einer solchen Szene genauer kennen zu lernen. Wenn die Gesellschaft versammelt ist, fordert der Improvisatore ein Thema für den ersten Gesang. Gewöhnlich überläßt man einer Dame, oder einem Gelehrten, oder sonst einer Person, die man durch diesen Vorzug ehren will, die Wahl desselben. Die Gesellschaft wird dann noch einige Zeit von dem Musiker, der den Gesang zu akkompagniren da ist, mit einer Sinfonie unterhalten; während derselben macht der Improvisatore in wenig Minuten seine Disposition, ohne darum sich aus der Konversation zu entfernen. Durch vielfältige Uebung seiner Kunst gewiß, läßt er kaum merken, daß sein Geist mit etwas Anderem beschäftigt ist. Die Gesellschaft vermehrt sich indessen und ordnet sich auf den Sizen. Jetzt endet die Sinfonie; schon ist der Sänger an seinen Ort getreten, der Versammlung gegenüber. Ein Glas Wasser oder Limonade auf einem Tischchen neben ihm ist die Hippokrene, woraus er seinen Gaumen nehet.

N. L. M. Aug. 1801.

L

Der Musiker präludirt die Melodie des Gesanges; der Dichter kündigt der Gesellschaft noch einmal das auf-gegebene Thema an und beginnt wenige Augenblicke später seinen Gesang, dem gewöhnlich ein kurzer, dem Gegenstande angemessener Anruf an irgend eine Gottheit oder Muse zum Eingange dient; oft auch ergreift er seinen Gegenstand unmittelbar, ohne alle Einleitung, als gegenwärtig. Alles lauscht nun in erwartungsvoller Stille; aller Blicke sind auf den Sänger geheftet; kaum hört man athmen. Aber der erste glückliche Zug setzt die Geister in Schwung; der Enthusiasmus des Dichters theilt sich dem Hörer mit, und allmählich erfolgen, stärker oder schwächer, die oben beschriebenen Aeußerungen. Niemand bleibt jetzt länger ohne die lebhafteste Theilnehmung. Sobald in einer Stanze der Gedanke eingeleitet und durch einen Reim der Gegenreim vorbereitet ist, so arbeitet des Zuhörers Fantasie mit dem Dichter fort, und so oft dieser mit dem Gedanken des ersteren zusammentrifft, oder durch eine Wendung seine getäuschte Erwartung überrascht, so bricht der Affekt der Freude und Bewunderung in lauten Beifall aus, der immer häufiger und rauschender wird, je mehr Sänger und Zuhörer sich gegenseitig in Schwung setzen, bis er endlich am glücklich erreichten Ziele in allgemeinen Jubel ausströmt. Ein Akt des Schauspielles ist nun geendigt; der Sänger erholt sich, trocknet den Schweiß von der glühenden Stirne und zerstreut sich auf wenige Minuten in der

Unterhaltung mit der froh sich um ihn drängenden Schaar. Nach einer kurzen Pause stimmt der Musiker zu einer neuen Sinfonie; der Improvisatore fodert ein neues Thema; die Gesellschaft ordnet sich wieder und die obige Scene erneuert sich, und erneuert sich zuweilen zum dritten, vierten und fünften Male. Um aber seinem Talente vor dem Schluß des Schauspieles noch einen glänzenden Kranz zu flechten, überrascht zuweilen der Improvisatore die Versammlung mit einer kurzen, in wenige Stanzas, oder in ein Sonett zusammengedrängten Wiederholung des Inhalts der sämtlichen Gesänge, den er kunstreich in ein Ganzes zu verbinden weiß.

Die Improvisatori singen jetzt in allen Versarten, soviel deren die italienische Dichtkunst hat. Eherdem bedienten sie sich bloß der *Ottave rime*, bis in der ersten Hälfte des letztverwichenen Jahrhunderts vom Cavaliere Perfetti von Siena, dem berühmtesten Improvisatore seiner Zeit, die sogenannten Anacreontischen Sylbenmaasse in die extemporane Dichtart eingeführt wurden; und da es weit leichter ist, in diesen zu singen, so haben sie beinahe die *Ottave rime* verdrängt; aber die Meister halten es auch jetzt noch der Würde ihrer Kunst gemäßer, in dieser letzteren Versart zu singen, in welcher nur ein vielgeübtes und reiches Talent sich mit der Leichtigkeit regen kann, die das Improviso erfordert, und bedienen sich der ana-

kreontischen Sylbenmaasse bloß zu scherzenden, tänz belnden Gegenständen. Sonette all' improvviso gelten nur für Improptus, und selten bedient sich der Improvisatore dieser Versart, um ein gegebenes Thema zu behandeln, weil sie einen zu kleinen Umfang hat, als daß sie mehr als einen Gedanken fassen könnte.

Für jede Art von Metrum hat der Sänger eine eigne Melodie, in welcher er seine Verse halb singt, halb rezitirt, die immer einfach und gefällig ist und sich um so leichter jedem Stoffe anschmiegt, da die Musik hier, wie in den ältesten Zeiten, ganz der Poesie untergeordnet ist, und bloß zur Verzierung des Gesanges und zur Ausfüllung der Pausen dient, welche zwischen den Stanzas oder einzelnen Versen entstehen. Die meisten vorhandenen Melodien dieser Art sind von berühmten Improvisatoren erfunden.

So schwer nun auch diese Kunst an sich schon ist, so hat doch die Vorsicht zu verhüten, daß kein Betrug unterlaufe, dieser Kunst noch mancherlei Fesseln zugesellt, welche nichts zu ihrer Bervollkommung und Schönheit beitragen, aber sie noch schwieriger und bewundernswürdiger machen; und das nach Beifall und Ehrer ringende Talent läßt sich, seines Sieges gewiß, diese Fesseln willig anlegen, oder legt sie wohl im Uebermuth freiwillig an, weil sein Triumph dadurch nur um so glänzender wird. Fesseln dieser Art sind: vorgeschriebene Sylbenmaasse; vorgeschriebene Reime; eine be-

stimte Anzahl von Stenzen, worin das aufgegebenes Thema ausgedehnt oder zusammengedrückt werden muß; Ritornelle, die nach jeder Stanze wiederkehren und mit derselben durch Gedanken und Reim verbunden werden müssen u. a. m. Wenn, wie oft der Fall ist, zwei Improvisatori in ottave rime wechselnd singen, so ist es Gesetz, daß jeder den Reim, womit der andre Sänger seine Stanze schließt, wieder aufnehme, und ihn zum Reim des ersten Verses der seinigen mache, ohne sich jedoch desselben Wortes zu bedienen. Alle diese Schwierigkeiten, womit man die Kunst des Improvisirens bewaffnet hat, lassen sich freilich nur in einer Sprache, wie die italienische, überwinden.

Diese Kunst, so alt als die Dichtkunst selbst, und unter rohen Völkern die erste natürliche Aeußerung des erwachenden Dichtungsvermögens, hat sich nach dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften blos in Italien lebendig erhalten, und macht seitdem einen eigenen Zweig der Poesie dieses Landes aus, dem sich viele ausschließend widmen, und dessen Ausübung ein eigenes Talent und eine eigene Art von Studium erfordert. Wer mit dem Talent zur Dichtkunst nicht zugleich auch jene außerordentliche Schnellkraft der Fantasie, jene hohe Reizbarkeit und Wärme des Gefühls besitzt, durch die das Gemüth sich leicht in den exaltirten Zustand versetzen läßt, welchen wir aus der obigen Beschreibung kennen, der wird vielleicht am Pult vor-

treffliche und sehr vollendete Dichterwerke hervorbringen; aber die Kunst des Improvisirens wird ihm nicht gelingen. Und in der That giebt es vorzügliche Dichter und hat deren in Italien viele gegeben, ohne jene Anlagen, die das eigenthümliche Talent des Improvisatore ausmachen; wo hingegen andere mit diesem Talent nur mittelmäßige Dichter geblieben sind, weil sie die Kultur des Geistes verabsäumt haben.

Auch hier drängen sich, wie zu allen schönen Künsten, viele Unerufene in die Schranken. Da aber in der Ausübung dieser Kunst Alles von dem augenblicklichen Gelingen abhängt, da das Werk auf der Stelle gedichtet, vollendet und nach Verdienst gewürdigt wird, und der gebildete Italiener, welcher den Maasstab des Vortrefflichen in dieser Kunst sehr wohl kennt, nicht leicht etwas Schlechtes mit seinem Beifalle belohnt: so dauert auch gewöhnlich der Dichtermahn des Unerufenen nicht lange, und er entsagt bald einer Kunst, welche in jedem neuen Versuche seine Unfähigkeit nur deutlicher an den Tag legt, und wo kein Vorwand die persönliche Beschämung, der er sich aussetzt, von ihm abwenden kann. Der Verfasser selbst hat einigemal Gelegenheit gehabt, die Erfahrung zu machen, wie erbärmlich, bemitleidenswürdig und quälend es ist, einen Stümper in dieser Kunst sich vergebens abarbeiten zu sehen. Das peinliche Gefühl seiner fruchtlosen Anstrengungen theilte sich der Versammlung sympathetisch



tisch mit, und die innere Angst des unglücklichen Poes-  
ten trieb den Schweiß auf die Stirnen der Zuhörer  
hervor. Da aber die italienische Sprache ein so ges-  
chmeidiges Materiale ist und sich mit großer Leichtig-  
keit in die poetische Form schmiegt, so ist die Zahl der  
Dilettanti in dieser Kunst, welche mit einer nicht ge-  
meinen Fähigkeit und gewöhnlich mit viel poetischer  
Kultur ausgerüstet, ihr Talent blos dem gesellschafts-  
lichen Vergnügen widmen, nicht gering; und in den  
großen Städten Italiens wird man nicht leicht einen  
gebildeten Zirkel finden, in welchem nicht ein oder  
das andere Mitglied fähig wäre, die Gesellschaft durch  
einen Genuß dieser Art zu erfreuen; und man findet  
da zuweilen Dilettanti, die es den Virtuosen in dieser  
Kunst gleich thun. Oft, wenn mehrere, die ein sol-  
ches Talent besitzen, in einem Zirkel zusammen treffen  
oder sich eigens zu solchen Uebungen einfinden, entste-  
hen Wettstreiten im Extemporiren und Wechselgesängen,  
und die Gesellschaft krönt dankbar beide, den Sieger  
und den Besiegten, mit ihrem Beifall. Nicht leicht  
findet sich ein guter Kopf mit etniger Anlage zur Poes-  
ie, der nicht in seinen Jünglingsjahren seine Kräfte  
im Improvisiren versucht hätte.

So pflanzt sich eine immerwährende zahlreiche  
Schule dieser Kunst nicht blos in den gebildeten Klas-  
sen fort, sondern auch in den unteren Ständen wird  
das Talent zu improvisiren, welches dem Italiener

natürlich zu seyn scheint, nach dem Maaße der Bildung dieser Stände mit mehr oder weniger Geschmack und Geist getrieben, und der müßige Pöbel hat eben sowohl seine Improvisatori von Profession, als der gebildete Wissenschaftsfreund der höheren Klassen. Jene üben ihre Kunst auf Plätzen und Märkten. In wenigen Augenblicken ist ein dichter Kreis um den wandernden Homer geschlossen, der sich in einer Stunde leicht so viel ersingt, als er bedarf, um sich und seine Muse einige Tage lang vor Hunger und Durst zu schützen; und ein solcher Virtuoso ist um so unbesorgter um seine Zukunft, da er sicher ist, auf dem nächsten Platze, sobald er will, ein neues Publikum zu finden. Einer der vorzüglichsten Improvisatori aus dieser Klasse war der, den *Moriz* in seinen Reisen in Italien geschildert hat:

Eben so haben auch die niederen Stände bis zum Handwerker und Bauern herab, ihre Dilettanti in dieser Kunst. Oft hört man in Schenken, wenn der Wein die Köpfe begeistert, zwei Bettsänger sich erheben, die einander zum Schweigen zu bringen suchen. Der Inhalt ihrer Gesänge ist gewöhnlich satyrisch, und solche Szenen sind ein lebendiges Bild der ältesten Satyrspiele und der Wechselgesänge Sizilianischer Hirten; so wie die Volks-Improvisatori auf Gassen und Plätzen den Fremden in die Zeiten des Orpheus und Homer zurück versetzen. Gewöhnlich haben dergleichen Gesänge

wenig poetisches Verdienst; aber sie sind oft reich an naiven Einfällen und treffendem Spott, und das natürliche Talent des Italieners, sein heller, geistreicher Verstand, zeigt sich hier im vortheilhaftesten Lichte; und da auch der gemeine Italiener dadurch, daß er die größten Dichter seiner Nation liest und ihre schönsten Stellen auswendig weiß, der poetischen Kultur nicht ganz fremde ist, so tragen auch seine kunstlosen Gesänge aus dem Stegreif gewöhnlich Spuren derselben.

Wenn man die Improvisatori, die ihre Kunst auf öffentlichen Plätzen vor dem Volke treiben, mit dem Charlatan, der an demselben Orte das gleiche Publikum unterhält, ungefähr in dieselbe Klasse setzt; so werden die Improvisatori aus der höheren Sphäre, welche ihre Kunst auf eine edlere Art vor einem gebildeten Publikum ausüben, als ächte Künstler geachtet, und man muß Virtuosen dieser Art, oder vorzügliche Dislettanti aus der gebildeten Klasse gehört haben, um sich einen würdigen Begriff von dieser Kunst zu machen, deren Kuleyr mit der Kultur des Standes von welchem, und des Zeitalters, in welchem sie ausgeübt wird, gleichen Schritt hält, und ein solcher Improvisatore ist von dem Dichter, der seine Werke am Pulte leicht mit mehr Ueberlegung, Auswahl, Studium und Feile, aber schwerlich mit eben so viel Begeisterung versfertigt, in nichts als in der Art zu dichten verschieden.

Man pflegt der extemporanen Dichtart vorzutwerfen, daß sie nichts hervorbringen könne, was sich über das Mittelmäßige erhebt; daß sie zwar für den Augenblick täusche, blende und hinreißt, daß aber ihre Produkte im Lesen nicht die Probe aushalten; und die meisten gedruckten Improvisi bestätigen die Wahrheit dieser Beschuldigung. Zum Theile liegt dies freilich in der Natur des Extemporirens; denn auch in den vorzüglicheren Dichtungen dieser Art wird man Inkorrekturen, Reminiszenzen, Wiederholungen, matte Stellen, mit einem Worte unvermeidliche Spuren der Eile wahrnehmen, mit der sie hervorgebracht sind; aber man wird auch in ihnen vielleicht eben so viele unverkennbare Spuren echter Begeisterung finden, die nicht selten in den kunstreichsten und gefeiltesten Poesieen vermißt wird. Wenn man nun erwägt, wie schwer es, nach dem eignen Geständnisse großer Dichter, ist, mit aller Ruhe, Ueberlegung und Feile ein vorzügliches Gedicht zu liefern; wenn man die kleine Quantität des vorhandenen Guten gegen die ungeheure Menge des Mittelmäßigen und Schlechten hält, was auch die geschriebene Poesie liefert; wenn man endlich bedenkt, daß Werke dieser Art keineswegs für ein lesendes Publikum, sondern durchaus nur für den augenblicklichen Genuß bestimmt sind, so daß es eine bloße Vergünstigung des Dichters ist, wenn er seinen Gesang nachzuschreiben erlaubt (oft freilich auch eine Wirkung seiner Eitelkeit), und daß jedes Ding in sei-

ner Art vollkommen ist, wenn es das ist, was es seiner Natur nach seyn kann, und seiner Bestimmung nach seyn soll: — so müßte man ein sehr verstockter Anhänger des *nil admirari* seyn, wenn man diese Kunst darum weniger der Bewunderung werth halten wollte, als die übrigen Künste des Genies. Man würde unbillig seyn, wenn man die extemporane Poesie mit einem Maasstabe messen wollte, der nicht der ihrige ist, ohne zugleich den Vorzug, den sie vor der geschriebenen Poesie hat, die Intension ihrer Wirkung auf das Gemüth des Zuhörers, in Rechnung zu bringen.

Genauer erwogen aber gründet sich die Unfähigkeit, etwas Vortreffliches, das auch im Lesen gefallen kann, hervorzubringen, keineswegs in einer Schranke dieser Kunst selbst, sondern vielmehr nur in der größeren Schwierigkeit, es in ihr zu einer so hohen Vollkommenheit zu bringen, und in den beschränkten Geistesfähigkeiten oder dem Mangel an Kultur bei denen, die diese Kunst gewöhnlich ausüben. Es fehlt gegenwärtig in Italien nicht an Beispielen, daß *Improvvisatori*, welche mit einem eminenten Talente einen hohen Grad von Geistes- und Geschmackskultur verbinden und durch viele Übung eine seltene Fertigkeit erworben haben, fähig sind, extemporane Gedichte hervorzubringen, die auch im Lesen Probe halten und in jeder Rücksicht vorzüglich sind. Ein solcher war

unter andern der Abate Lorenzi in Verona, von dessen Kunst Bettinelli die Züge zu dem obigen Gemälde entlehnt hat; ein solcher ist Francesco Giannini von Rom, der gegenwärtig als der beste Improvisator berühmt ist, und diese Kunst in einem Grade von Vollkommenheit ausübt, den sie selten, vielleicht nie vorher erreicht hat, wie seine gedruckten Improvisti, mit andern verglichen, beweisen; ein solcher ist der Abate Berardi in Rom, einer der ersten Dilettanti in dieser Kunst, den der Verfasser dieses Aufsatzes zu verschiedenen Malen gehört hat, und von welchem er das nachstehende Improviso mittheilt, dessen Richtigkeit er um so gewisser bezeugen kann, da er selbst, während es gedichtet wurde, es nachzuschreiben Gelegenheit hatte.

### Il Cinto di Venere.

Santa madre d'Amor, figlia di Giove,  
Consolatrice degli umani affanni,

In queste a gloria tua novelle prove,

Deh! tu mi presta del tuo figlio i vanni;

Fa, ch'oggi 'l tuo favor m'affista e giove,

Come giovommi ne' più floridi anni,

Quando alla tua divinità sì cara

Sette vacche in un dì svenai sull' ara,

Sacro alla gloria tua sia questo giorno

Di vaga luce e di splendor dipinto;

Che io ti vedrò, del braccio eburneo intorno,

Quel divin sfavillar leggiadro cinto,

Per cui prendesti ogni beltade a scorno,  
 Per cui restò ogni core oppresso e vinto,  
 Per cui vedesti in questa e in quella parte,  
 Ferito Adone, e insieme Anchise e Marte.

Io so che per voler d'avverso Fato,  
 E di Fortuna per ignobil giuoco,  
 Ti fu dal cielo per consorte dato  
 Il ruvido Vulcano, il Dio del fuoco;  
 Ma veggo poi, che non fu Giove ingrato;  
 Che, se un' amante core è oppresso e fioco,  
 Effetto è sol, che del piacere al lume  
 Giugne l'ingegno a incenerir le pinne.

Or questo ignobil Dio, che ottenne in sorte  
 Colei che fa, che il cielo e il suolo avvampi;  
 Che condusse nel mondo miglior sorte;  
 Che sparse di bei fiori i colli e i campi;  
 Volle col braccio suo robusto e forte  
 Del Trinacrio cammino in mezzo a' lampi  
 Formare un felicissimo lavoro,  
 Che vinse a un tempo indiche gemme ed oro.

Nè Piracmon col braccio alpestre e rude,  
 Nè a tale opra chiamò Sterope e Bronte:  
 Ma, a travagliar sulla Sicania incude,  
 Vennero al dolce invito, allegre e pronte,  
 Tre vezzosette verginelle ignude,  
 Di mirti e rose coronate in fronte;  
 Che sceser dalla bella eterea via,  
 Dico Aglaja, Eufrosine e ancor Talia.

Dovean le grazie intorno a sì bell'opra  
 Le mani affaticar leggiadre e pronte;

Vulcan vi assiste e senno ed arte adopra,  
 E mesce al fuoco di Aganippe il fonte.  
 E avvien che tutto di sudor si copra  
 Dal piede infermo, alla callosa fronte,  
 Per tessere un layor tutto novello  
 Che in terra e in ciel non vi sarà il più bello.

Prendon d'un amator cald' sospiri;  
 Prendon d'un altro amante il dolce pianto;  
 Prendon d'un guerrier, che ama, i delirj,  
 Che piange e freme, colla morte accanto;  
 Vi mescolan dolcissimi raggiri,  
 Che guadagnar ben cento cori han vanto;  
 Nè ciascuna di lor sembra restia,  
 A mescolarvi ancor qualche bugia.

Nè tu l'ultimo loco avesti o sdegno,  
 Che sembri inesorabile e severo,  
 E giovi poi per sostener l'impegno,  
 E mantener di un forte amor l'impero.  
 Sembra talor, che miri ad altro segno;  
 Ma questo moto è in te ben menzognero;  
 Che di sdegnarsi all'amator non spiace,  
 Perché più dolce poi divien la pace.

Tu sola, Eternità, non vieni a parte  
 Di questo soavissimo lavoro;  
 Che tanto bene all'uom non si comparte,  
 Di rinnovar la bella età dell'oro.  
 Le lagrime, talora al vento sparte,  
 Non conducono al cor dolce ristoro,  
 Nè il bel cinto divino è di tai tempre,  
 Che vaglia un core a incatenar per sempre.



Di questo incomparabile bel cinto  
 Questa sposa novella ornossi il braccio,  
 Comparve il volto di un color dipinto  
 Che mescolava insieme il fuoco ed il ghiaccio;  
 Spingeva e raffrenava il caldo istinto,  
 Ora stringendo, ora allentando il laccio;  
 E tessendo a ogni cor varia congiura,  
 Cangia il semblante ognor grazia e figura.

Con questo, o bella Dea, scorrendo in terra,  
 Facesti al suolo germogliar le rose;  
 Tra colombe destasti amica guerra,  
 Che un soave piacer poi ricompose;  
 Per lui parti novelli il suol disserra;  
 Per lui le forme appajono pompose;  
 E quelle dolci grazie inclite e rare,  
 Ond' è bella la terra, e il cielo, e il mare.

Sentirono in quel dì più caldi sproni  
 In seno dell' instabile elemento,  
 E le belle Nereidi ed i Tritoni;  
 E innamorato ancor fremeva il vento;  
 Moltiplicarsi di natura i doni;  
 Ogni mortale si dimostrò contento.  
 Tacque in quel dì la sanguinosa guerra,  
 E in dolce calma riposò la terra.

Questo cinto immortal, stimolo e sprone  
 Delle più dolci e più soavi prove,  
 Spesso prestollo Venere a Giunone,  
 Il freddo cor a riscaldar di Giove;  
 Spesso ottenna per lui bel guiderdone  
 Colui, che affanni e grazie in terra piove;

Per lui ne riportò premio e ristoro  
Ora in pioggia cangiato, et ora in toro.

Ma quanto ancor fatal fu questo dono  
Alla moglie crudel del sacerdote,  
Che, aperta la vorago, oppresso e prono  
Precipitò colle fuggenti rote.  
E lasciando i cavalli in abbandono,  
Che il braccio uman più ritener non puote,  
D'Apollo ad onta, e delle Parche a scherno  
Venne immaturo ad abitar l'averno.

Elena possederlo ebbe la sorte,  
Quando fu tolta a suo minore Atrida;  
Mosse per questo Achille il braccio forte  
Ed Ilio empì di lagrime e di strida.  
Cadde Priamo per lui di cruda morte;  
Virtude al popol suo non fu più guida:  
Il sangue scorse, e scorse a rivi il pianto,  
E gonfj andaro il Simoente e il Xanto.

Di possederlo ancora avesti il vanto,  
O regina bellissima di Egitto!  
Che la grandezza tua cangiata in pianto,  
Col seno da fredd' aspide trafitto.  
Per lui moristi al dolce Antonio accanto,  
Che vide il regno tuo mesto e sconfitto;  
Onde avviene che anch' egli estinto cada  
Sopra l'inesorabile sua spada.

Ultima l'ebbe poi la bella Armida  
Che ne fece tant' uso in sen più caldo;  
Io dico in lui, che nel valor confida,  
Nel generoso e nobile Rinaldo,

Che, forte al pari del più forte Atrida,  
 Ascoltò poi la voce e il dir d'Ubaldo,  
 Che trasse il duce, e vincitore e vinto,  
 Fuori dell' incantato labirinto.

Dove poi s'ascondesse il bel lavoro,  
 Alla musa gentil non ò palesa;  
 Forse tornò de' sommi Dei fra il coro,  
 Forse in astro novello in ciel s'accese —  
 Sia come vuole; io prendo alcun ristoro,  
 Per ritentare altre più belle imprese.  
 Chiudete i rivi, o fanciulletti alati,  
 C'han già bevuto d'Amatunta i prati.

Dieses achtzehn Stenzen lange Improviso war das Werk etwa eben so vieler Minuten, und der Nachschreiber hätte dem fast ununterbrochen dahin rauschenden Ströme des Gesanges nicht immer ohne Gehülften folgen können. In einer frühern Versammlung ward demselben Sänger unter andern auch der Kampf des Eteocles und Polynices zum Thema gegeben, und er behandelte diesen heroischen Gegenstand mit einer Vortrefflichkeit und mit einem Schwunge feuriger Begeisterung, der die Gesellschaft in ein frohes Staunen versetzte, und ein allgemeines Bedauern erregte, daß man keine Anstalt getroffen hatte, ein so gelungenes Produkt der Vergessenheit zu entreißen; und doch war dieses, nach einem Zeitraume von sechs Jahren, während welcher der Dichter, theils unter der ehemaligen päpstlichen Regierung, theils unter

der Republik öffentliche Aemter bekleidet hatte, das  
 erstemal, wo er wieder als Improvisatore auftrat.

(Eine Fortsetzung folgt.)

---

V.

Zur

Sittengeschichte der Franzosen  
 in Deutschland.

Ein Fragment.

---

Gesetzt, Bonaparte sey wirklich der große  
 Mann, den seine warmen Verehrer jetzt in ihm ers  
 blicken; so kehrt doch immer noch die Frage wieder:  
 „Was will auch ein Bonaparte mit einer  
 Nation anfangen, in deren Schooß eine  
 solche Masse des moralischen Giftes gährt?“

Denn wirkte gleich die Revolution hier und  
 da auch wohlthätig auf den Geist der Nation, so wurde  
 doch eben durch sie das sittliche Verderben erst sicht  
 bar. Ja, es wurden Greuel und Ungeheuer ausgebrü  
 tet, die ohne sie niemals entstanden wären. In ihr  
 wurden nicht nur große Leidenschaften wirksam,

welche sodann nach eignen Weise zerstörend fortwirkten: sondern sie nahm auch den Schleier der Uebersetzung weg, welcher vorhin die große Verschlimmerung künstlich verdeckte; und nun lag das Scheusal, die Ausgeburt der alten Verhältnisse nackt und öffentlich da! — Noch mehr: indem sie so manches Institut des Aberglaubens zerschmetterte, hob sie auch die sittlichen und religiösen Anstalten auf, welche damit verknüpft waren. Der rohe, thierische Trieb verlor den äußern Saum, und der ungebildete, aber größere Theil der Nation ward auf das schreckliche Extrem des Unglaubens und der Sittenlosigkeit hinübergeworfen.

Dazu kam, außer so mancher innern Zerrüttung, der Krieg und dessen Einfluß auf die Sittlichkeit der jungen Bürger. Allbekannt sind die Ausschweifungen von jeder Art. Und wenn gleich im letzten Feldzuge (1800) mehr Disciplin herrschte, und selbst die selbe Sitte hie und dort wiederkehrte, so gab es doch immer noch manche ausgezeichnete Greuelthaten.

Allerdings gab es auch schöne Züge, Handlungen, welche den Beobachter entzückten. Denn wie edel mußte der Geist seyn, der sich unter solchen Umständen, im Kriege und während dieser Revolution, vor dem Verderben bewahrt hatte?

Allein oft waren diese Handlungen nur einzelne Blitze, in einer finstern Nacht. Und noch konnte es sich mehr als Einmal zutragen, daß unter 18 bis 20 Gemeinden, die z. B. ein Mädchen, eine fliehende Jungfrau auffingen, nicht Einer war, der sich der Jammernnden erbarmt hätte! Vielmehr stillten sie, lachend, einer nach dem andern, ihre thierische Lust. Zürnend wendet sich der Genius der Menschheit von diesen Ungeheuern! Und weinend verhüllt er sein Antlitz, wenn die Wollust auch des zärtlern Alters nicht schonte, sondern selbst daran sich vergriff und fortwüthete, bis (die Geschichte wird die Greuelthat nennen) das Blut floß! —

Wenn ferne unter denen, welche teutsch sprachen (und jetzt konnten fast alle mehr oder weniger teutsch), viele die rohesten Töten, Worte, Ausdrücke und Zusammensetzungen, deren nur ein Thier, hätte es die Sprache und etwas Raffinerie, fähig seyn möchte, absichtlich vor den Ohren der weiblichen Jugend ausströmten; wenn kein Bitten, kein Erröthen der Unschuld, keine Thräne und kein Zorn die thierische Zunge zu hemmen vermochte, und wenn auch nicht Einer sich fand, der dem heillosen Unfuge mit Ernst oder Güte widersprochen hätte, da hingegen fast alle im wieshernden Tone ihren Beifall dazu gaben: wer dürfte bei solchen Auftritten nicht laut behaupten, daß bei diesem Volke das Sittenverderben fürchterlich eingerissen sey?

Es wurde mir indessen, selbst auf Seite der Germeinen, auch in dieser Hinsicht, ein schöneres Beispiel bekannt, an einem Orte, wo sie für den Pfarrer Achtung gefaßt hatten, und sich denn überall gegen seine Pfarrkinder (während der Kantonicung) sehr ordentlich betrogen. Es war auffallend, wie gern sie einige Mädchen, die eben im Freien zu thun hatten, umschwärmten, aber gleichwohl sich gegen dieselben, besonders gegen Eine, die etwas mehr geistige Bildung besaß, nicht die mindeste Unart erlaubten. Wenn auch Einer etwas sagte, das nicht ganz anständig war, oder dem hübschern Mädchen auf eine Art sich näherte, die das jungfräuliche Gefühl zu beleidigen schien; so wies ihn alle Uebrigen in die Grenze des Anstandes zurück. Es war ganz die bessere Seite der französischen Galanterie.

Gewiß fanden sich unter der französischen Armee noch viele einzelne sehr wackere Männer und Jünglinge. Aber im Ganzen war die Zahl der Verdorbenen weit überwiegend.

Und eben der Krieg hatte so viele verdorben. Er hatte den Samen des Lasters recht entwickelt. Abgeschnitten von jeder bessern Nahrung, und dem sinnlichen Reize von jeder Seite preisgegeben, verderbt da Einer den Andern desto mehr, je mächtiger der Reiz des Beispiels wirkt.

Nicht allein den Plünderungsgeist und die rohsten Ausschweifungen der Wollust begünstigte der Kriege-

er gewöhnte auch zum Wässiggange, zur Trägheit in Rücksicht ordentlicher Arbeiten, und besonders zur Unordnung im Trinken. Man dürfte sagen: der größte Theil dieser neurepublikanischen Jünglinge hat sich zu „Säufern“ verbildet.

Es waren nicht Soldaten, wie sie gewöhnlich sind: es war zum Theil der Kern der Nation und der Stamm eines künftigen Geschlechts. Wie lange mögen die Folgen des Krieges für Frankreich besonders in moralischer Hinsicht noch fühlbar seyn!

Leider! wird auch so manche Gegend unsers teutschen Vaterlandes diese Folgen lange noch fühlen. Und wenn, da oder dort, in einem teutschen Heere eben die siteliche Unordnung herrschte; wenn sie unter ähnlichen Umständen eben so wild, oder, bei Einzelnen, noch wilder sich äußerte: so enthüllte dieß, in den Augen des denkenden Beobachters, nur desto mehr die scheußliche Gestalt des Kriegs.

Auf dem Rückzuge durch Baiern und Schwaben (im März und April 1801), fragten Mehrere, wenn sie in einer Stadt ankamen, ganz frei und unbesfangen: „wo giebt's Uren?“ Eben so unbesfangen wies man sie da und dort zu einem Uhrmacher, indem man nicht zweifelte, die Herren wollten mit dem Gelde, das sie aus Oestreich zurückbrachten, Uhren einkaufen, wiewohl die meisten schon reichlich damit behängt waren. Allein sie hatten nur ohne Adspirazion gefragt. Bekanntlich kann der Franzose den Buchstas



ben  $\text{\textcircled{H}}$  nicht wohl nachsprechen. Freilich, das „Freudensmädchen,“ und selbst das „Lustmädchen“ wäre in diesem Theile von Teutschland dem Volke noch unverständlich gewesen. — Würdte auch die Sache noch in jeder Stadt so fremd seyn! — Da gab es nun manchen komischen Auftritt; mancher Franzose, indem er den Mißverstand merkte, hüpfte oder sprang lachend davon. Aber es gab auch tragische Szenen, da nun der Fremdling sich gegen ehrbare teutsche Mütter und Töchter so gleich Freiheiten herausnahm, und, wenn die Familie dann muthig und tapfer widerstand, sich einbildete: nur sie, die Franzosen, nicht die Teutschen, wiesse man ab! Denn das Abweisen selbst schien ihnen ein Unding.

Unter den Offizieren hatte sich dießmal mit dem Tone der „Gleichheit“ (d. h. eben nicht: der achten, der schönen, rechtlichen Gleichheit, sondern des „Sanskülottismus“) auch die rohe Ausschweifung verloren. Allein neben den feinem Kunstgriffen der Plünderung fand sich die thierische Lust öfters nur in einer andern Gestalt ein. Und zuweilen trat sie ganz in der alten Form der Sanskülotterie hervor.

Man versicherte, unter denen, die nach — Unen fragten, sey wohl auch, da und dort, ein Offizier gewesen. Eine solche Frage, öffentlich und laut auf der Gasse, beweist in jedem Falle eben so viel Mangel an Delikatesse als an Moralität. Und wenn gleich im J. 1799 hin und wieder ein russischer Offizier uns

eine ähnliche Erscheinung darbot, indem er in seinem Quartier für die Nacht, oder wenn er gegessen und getrunken hatte, ganz frei und geradezu dasselbe forderte; so ziemte doch jene Frage nicht dem Franzosen, der seine Nation, und zwar nicht ganz mit Unrecht, für die gebildetste und humanste der Erde ausgiebt, und, wäre sie es, ihr dann wirklich den Namen der großen gesichert hätte.

Wer übrigens hier nur die Art (Manier), nicht die Sache tadelnswerth fände; wem es nur darum zu thun ist, „den äußern Schein zu retten,“ aber, wo es syssischer und — schicklicher Weise seyn kann, eben so tapfer anzugreifen und (wie man sagt) zu genießen, der frage sich, ob er wohl, verglichen mit einem Russen oder Franzosen von dieser Art, auf einer höhern Stufe der innern Kultur stehen möge? —

Bei dem größten Theile der französischen Offiziere zeigte sich jetzt wieder die schöne, feinere Sitte. Verbunden mit dem muntern Wesen, mit der natürlichen Gewandtheit des Franzosen, und zugleich mit einer gewissen republikanischen Schlichtheit versetzt, gab sie sehr Vielen ein höchst liebenswürdiges Ansehen.

Aber in wissenschaftlicher Hinsicht hatte selbst die Kultur der Bessern noch ganz den alten sofistischen Anstrich. Was man ehemals in Frankreich Philosophie hieß, was vor und während der Revos

lugton sich unter diesem Namen besonders auszeichnete, das drang überall vor.

Die Moral spielte in der Theorie dieser Herren eine gar ärmliche Rolle. Aber Logik, Geschmack, Wiß und feines Raisonnement, das galt! Noch klingt mir der fade Komplimenten im Ohre, womit einer auf die Verstellung „Moral sey die Hauptsache“ erwiderte: *Morale? oui la Morale est bonne!*

Besonders für den Schriftsteller ging nichts über die Logik; und der größte Schimpf, der einen Schriftsteller treffen konnte, war: „er hat keine Logik!“ Aber der Geschmack schloß sich nun zunächst daran, und „Geiß“ konnte nur aus diesen Ingredienzen hervorgehen. Man sieht, es ist eigentlich nur Wiß und eine Art von Scharfsinn, was daraus hervorgehen kann. Es ward da recht auffallend, wie wenig der herrschende Sinn des französischen „Espirit“ der höhern Bedeutung unsers teutschen „Geiß“ entspricht. Und ist nicht diese Bedeutung da, wo die ächte, sittlich geordnete Kultur eintritt, die einzig wahre? —

Umsonst suchte ich zu beweisen: auf die Sache, auf den sittlichen Gehalt, nicht auf die logische oder ästhetische Form komme es bei einem ächt philosophischen Werke zuvörderst an, wiewohl der ächte und der reichere Stoff sich mit der ästhetischen Form wohl vertrage, und ein gewisses Maas von

logischer Kunst und Feinheit zur Schriftstellerei als solcher wesentlich gehöre; — ich ward nicht verstanden.

Gleichwohl sprach man von Rousseau: „c'est le Prince de tous les auteurs;“ aber von Mercier: „il n'a pas de la Logique;“ und — eben so charakteristisch als folgerichtig: — „il n'est pas auteur!“ Selbst so manche treffliche Stelle aus seinem *Andeux Mille* etc. konnte ihn nicht retten.

Im vertrautern Gespräche ward frei gestanden, daß man alle Moral für ein Werk der Erziehung, der Angewöhnung halte; und, um recht consequent zu seyn, setzte man dabei: „mein Pferd hat auch seine Moral“ (*mon cheval a aussi sa morale*). Und dieß war eben nicht Scherz oder Plänterie: es war voller Ernst. Gewiß, wenn Helvetius „Geist“ so manches Vorurtheil vertrieb, manches Institut des Aberglaubens mächtig ergriff und in seinem Grund erschütterte: so müssen wir doch zugleich bekennen, daß auch die Irrthümer dieser Theorie lange und mächtig nachklingen.

Und der Mann, welcher so urtheilte und sprach, war ein Offizier von höhern Range, ein Gelehrter, und wirklich, seinem ganzen Betragen zufolge, einer der bessern Menschen. Wie es schmerzte, Kopf und Herz in solcher Disharmonie zu finden! Und wie es Bedürfniß ward, ein Wahres, das nicht zunächst vom Kopf oder vom Begriffe abhängt, anzuerkennen! Ob indeß ein solcher Mensch nicht noch

viel mehr seyn und leisten würde, wenn der reinere Begriff mit der sittlichen Tendenz des Geistes sich vereinte? Ja, ob wohl das Wahre in ihm, sofern es von der letztern abhängt, auch immer, auch in den Stunden der reizendern Versuchung und in den verwickeltern Lagen des Lebens, bestehen kann? Gewiß, die (wahre) Wissenschaft ist zum Behufe der Sittlichkeit nicht entbehrlich, nämlich im Kreise der Menschheit und auf den höhern Stufen der Kultur.

Ein anderer äußerte sich, als ihm die Sache näher gelegt wurde, eben so freimüthig: „Moral, Prinzip der Moral — das ist Nichts! Erziehung, Gewohnheit, Organisierung, Staatsverfassung — das sind die Quellen der Moral. Das Uebrige ist Schwärmerei. Geist und Genie, Logik und Geschmack: das macht den brauchbaren Mann, das bildet den guten Schriftsteller.“

Noch fand ich bei Einem und dem Andern, die Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit, einen regen Sinn für Recht und überhaupt ein schönes Herz zeigten, die Praxis — besser als die Theorie. Bekanntlich ist der umgekehrte Fall der Schimmere; und er findet sich öfter, aber nur im gemeinen Leben, außer dem Felde der Wissenschaft. Bei jenen war das Prinzip der Moral nicht entschieden, oder es hatte selbst noch einen Anstrich von dem feinem Materialismus.

Aber wie grob zeigte sich der Materialismus, wenn er mit dem Libertinismus zusammentraf! Und man

tritt der Wahrheit nicht zu nahe, wenn man die Mehrheit für „Libertins“ erklärt. Jedem teutschen Biedermann dürfte es nahe gehen, diese Fremdlinge dergestalt im Schooße des Vaterlandes hausen zu sehen. Ihr zudringliches Geschwätz, wie ihr Betragen, mochte ihm oft widrig seyn.

Da inzwischen diese Helden den Vortheil der feinem Sitte und ihrer natürlichen Gewandtheit für sich hatten: so kann man sich vorstellen, welches Verderben sie an manchen Orten im Umgange mit unsern Schönen anrichteten! Wer kennt nicht den französischen Leichtsin in diesem Punkte, den gröbern oder feinern Libertinismus? Selbst mancher Bessere äußerte hierüber so — leichte Grundsätze \*)! Man tadelte z. B. den rohen Genuß feiler Mädchen; aber den „Umgang

\*) Noch erinnere ich mich eines Gesprächs mit einem teutschen Offizier. Wir kamen auch auf diesen Punkt zu sprechen. Er ging, wie gewöhnlich, so ganz leicht darüber hin. Als ich ihn aber auf die Folgen der Wollust, oder, wie ich mich höflicher ausdrückte, des freien Genußes aufmerksam machte: „vielleicht eine zerrüttete Familie, eine verführte, zerstörte Unschuld, die der Grund eines blühenden Familienglücks werden konnte — oder einen neuen Stoß ins Laster, da oder dort ein Kind in der Armuth, ohne Erziehung, in der Verwilderung, im Elende“ ... da versiel er in ein düsteres Stillschweigen; doch plötzlich fuhr er auf: „Ah! daran muß man nicht denken, sonst möchte einer des Teufels werden! Das Nachdenken ist nichts: vorwärts, nicht zurück, heißt es beim Soldaten, beim Helden!“

mit ehrbaren Frauen und Töchtern“ fand man sehr annehmlich. Wir kennen den Sinn dieser Traße (Jes der! an manchem Orte praktisch) und die Gewandtheit des Franzosen in dieser Kunst des Umgangs. Und den Teutschen, der seine Nation wie sein Vaterland liebt, muß es wirklich nicht wenig schmerzen, wenn ihm da oder dort eine Stadt genannt wird, wo sich unsre Schönen gegen die fremden Gäste sehr „galant“ betrogen; zumal wenn ihn davon ein jüngerer und sehr gebildeter Mann versichert, der, in einem angesehenen Amte, eine Familie sehr wohl ernähren könnte, der aber nun seine Bedenklichkeit zu heurathen damit rechtfertigt: „unsre Mädchen waren leichtsinnig, jetzt sind sie verdorben.“ Nein, denke ich, noch giebt es reinere Familien, und edlere teutsche Mädchen! Und nun sind sie auch im Feuer der Prüfung bestanden. — Uebrigens ward der Mißbrauch und — der materielle Sinn des Wortes „galant“ vielleicht nie sichtbarer, als in diesem Kriege, besonders während des östern und längern Waffenstillstandes. Man wußte genau, was es heiße, wenn von den Frauenzimmern einer Stadt gesagt wurde: „da waren sie recht galant.“

Oft konnte man, wenn es nun über die Praxis zur Theorie oder zum Gespräche kam, von diesen Helden (die ihre Eroberungen noch in den Häusern so tapfer, aber allenthalben zerstörend fortsetzten) Maximen und

Grundsätze vernehmen, die ganz das Gepräge jener französischen Philosophie an sich trugen. Die Kultivirten beriefen sich ausdrücklich darauf. So viel hat diese sogenannte Philosophie beigetragen, den Materialismus praktisch zu machen. Und eben im Kriege, im Felde konnte der theoretische Materialismus sich in seiner ganzen Kraft und Konsequenz äußern.

Wer die französische Philosophie (unter dem oben bestimmten Charakter) kennt, und billig urtheilt, wird ihr so manches Wahre und Schöne, so manches unläugbare Verdienst um die Kultur der Nation nicht absprechen. — Allein außerdem daß ihre Verdienste im Ganzen mehr negativ waren; außerdem daß sie mehr auf Zerstörung des Falschen als auf Einführung des Wahren abzielte, dürfte man wohl auf die Wahrheit ihrer Produkte und besonders auf ihren herrschenden Geist anwenden, was Mendelssohn von Helvetius Buch „De l'Esprit“ sagte:

„Viel Wis, viel Fantasei,  
 „Französische Sophisterei,  
 „Und Wetterleuchten des Verstandes \*).“

\*) Dagegen steht es nicht wenig ab, wenn ein neuer deutscher Schriftsteller in demselben Werke von Helvetius „eine herrliche Masse praktischer Philosophie“ (Philosophie?) findet. Und das steht in einem teutschen Buche, welches da und dort einen glänzenden Beifall erhielt, und besonders von man-



Es hat mit dem Ursprunge und der Fortbildung der französischen Philosophie eine eigene Bewandniß. Offenbar wirkte auch der französische Nationalcharakter auf ihren Gehalt und ihren weitem Gang ein. Aber man könnte sagen: die französische Philosophie hat sich vornemlich im Kontraste gebildet, im Widerspruche mit den empörenden Auswüchsen und Mängeln des Positiven, welche der denkende Kopf (in politischer und kirchlicher Hinsicht) um sich her wahrnahm. Daher gereth sie dann auf so manches Extrem, und selbst auf verderbliche Irthümer, die sich besonders im Fortgange der Revolution, auf mehr als Einer Seite, hervordrängten und nach ihrer Art wirksam zeigten.

Zwar an dem Ursprunge der Revolution ist die französische Philosophie unschuldig; denn offenbar, wenn

dem unserer rezensirenden Institute mit Pomp angekündigt ward: Wenn es weiterhin heißt; „trotz allen Fehlern, welche eine unparteiische Philosophie darin entdeckt;“ so wird dadurch, wie es scheint, der Mißgrif nur wenig verbessert. Auf diese Beschränkung wird jetzt (zumal bei so vielen Andern, was an jenem Produkte schimmert) nicht ferner geachtet, oder — sie erscheint gar als Widerspruch; und man hält sich dann an das, was so besonders hervorsteht. Ja, mittelbarer Weise kann jene Aeußerung, jener tönende Lobspruch da und dort um so mehr schaden; da eben das deutsche Volk sonst vieles Treffliche (wiewohl mehr in empirischer oder historisch-pragmatischer Hinsicht) enthält, und da besonders in unsern höhern, politischeren Klassen noch eine Waffe sofistischer Bezgriffe, die vornämlich Helvetius Buche vom Geiße ihr Daseyn verdanken, sich findet.

man die erste und die eigentliche Ursache ins Auge faßt, gründet sich derselbe in den großen, auffallenden Gebrechen der vorigen Verfassung. Daß sie aber zur Eetsung der Revolution beitrug, und daß hierbei ihr Geist nicht immer wohlthätig wirkte, so viel ist unteugbar \*).

Möge nun die Entfernung von so Manchem, was ehemals den denkenden und selbst den filosofirenden Kopf zu Extremen reizte; möge selbst das Vielsachwahrre in den Grundsätzen der Revolution (vondem Schiesfen und Uebertriebenen sey hier nicht die Rede), verbunden mit so mancher theuern Erfahrung, allmählig auch im Gebiete der Philosophie einen bessern Geist, eine reinere Denkart herbeiführen!

J. Salat.

\*) Da diese Behauptung, wie die Erfahrung beweist, leicht mißverstanden und von gewissen Nachköglern gemißbraucht werden könnte; so mache ich hier nochmals auf Mounier's jüngste Schrift aufmerksam, die nun auch unter dem Titel: Mounier über den vorgeblichen Einfluß der Philosophen, Illuminaten und Freimaurer auf die franz. Revolution (von Dr. Matthia in Belvedere übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet) Tübingen, Cotta 1801 in deutscher Sprache überall zu haben ist. B.

1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100





3 0000 003 085 036



